Gemælde

des

Physischen Menschen

oder

die Geheimnisse

der Mannbarkeit des Geschlechts Triebes

und des Ehebetts

4ter Theil.

S. 25.

Schlosser fec:

Da hast Du Chokolade, Limonade, Orsade, u. s. w.

Berlin 1798.

bey C. G. Schöne

Gemælde
des
Physischen Menschen

oder

die Geheimnisse

der Mannbarkeit des Geschlechts Triebes

und des Ehebetts

4ter Theil.

S. 25.

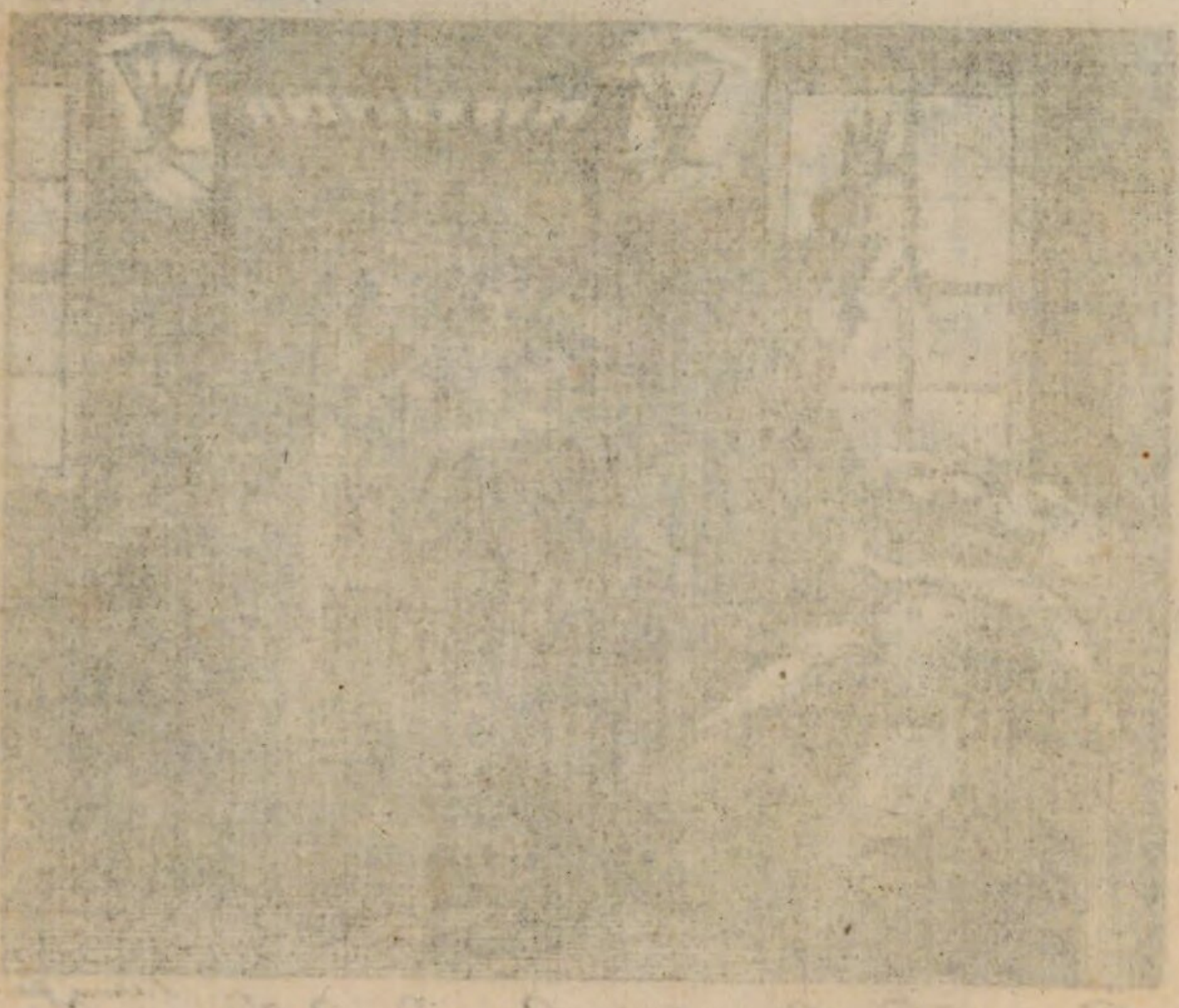
Pa hast Du Chokolade, Limonade, Orsade, u. s. w.

Schleuen fec:

Berlin 1798.

bey C. G. Schæne

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.



Dem

Pater Prior C******n

im Kloſter der ſchönen Nonnen in Belgien

gewidmet.

)(

Herr Pater Prior!

Sie haben Recht, wenn Sie schreien: das Ende der Welt ist nahe! und den Feuer-Regen über Sodom und Gomorra, über das gottlose Paris, schon in schreklichen Ströhmen herabfahren seh'n; Ihr Seher-Auge trügt sich nicht, laut haben Sie es schon in einer Tagsschrift in Paris verkündiget, und Ach und Weh über Ihre Spötter und Frevler gerufen. Schade! Schade! daß nicht bloß ein einziger Mann dieses freche Unheil Ihnen stiftet und Sie samt Ihren schönen Nonnen aus dem Kloster und von Ihren Weinfässern jagt! Schade! sonst würden Sie ihm, wie man einem großen Manne that, ein Pulver in die Augen blasen, daß er stets mit rothen Augen umhergehen sollte, und

wenn Sie seinem Koch, so recht nahe kommen könten, dafür wohl sorgen, daß es nicht bei den rothen Augen bleiben sollte. Aber ein ganzer Konvent gebietet über Sie und Ihre Mädchen, und viele darunter haben gar keinen Koch. Doch grämen Sie sich nicht so sehr, das Ende der Welt ist ja nahe, der Herr wird über sie kommen, wie ein Dieb in der Nacht; und Sie finden ja überall Ihr Brod und auch wohl Ihren Wein! Stelle und Titel warten Ihrer! Sie dürfen nur zugreiffen! Hören Sie! Ein Vorschlag zur Güte! Es fehlt in Teutschlands großen und galanten Städten noch an einem Mann, der in einem ähnlichen Berufe zu einer so großen Renommée gediehen wäre als Madame Sch****ß

in Berlin; überall, und in allen Künsten und Geschäften excelliren die Männer, und — sonderbar! in einer solchen Aufsicht über schöne Mädchen kam noch kein Mann jener berühmten Wirthin gleich. Ihnen Herr Pater muß es aufbehalten seyn, diese wichtige Lükke auszufüllen! Man hat Sie bisher und Ihren Werth gar nicht erkannt, Sie waren zu bescheiden, haben zu sehr im Stillen gelebt; aber Sie passen ganz dafür! Waren Sie nicht dort der Aufseher über zwei und zwanzig Jungfrauen, worunter neun auserlesen schön waren, und richteten Sie es nicht so klug ein, daß alle mit Ihnen zufrieden waren und keine die andere beneidete. So weit hat es die oben benannte Madame nicht ge-

bracht; denn bei ihr sind sogar Raufereien vorgefallen. Ha! treten Sie dies Geschäft an, wenn das Glück gut ist, folgen Ihnen ihre Nonnen, und — es ist um den Ruhm der Madam Sch***tz gethan! Sammlen Sie ihre frommen Schwester um sich her, und werfen Sie das rächende Pulver fort — Ihr Verlust ist ersezt!

Noch eine Dedication *)

Seiner Lieblichkeit

dem kleinen Amor

gewidmet.

*) Ist der Symmetrie wegen, lieber Leser, da der erste Theil gar drei Dedikationen hat. Sieht's auch so ein wenig absonderlich aus, und das ist heuer Mode. Wer sich recht in der Mode auszeichnen will, hat sich halbunklug, das nennen manche kluge Leute originell, und das ist hier ein großes Lob.

Ihm kleiner, federleichter Herr, dem unterthänigsten Erz Scharwenzel aller Zeiten, dem allezeit fertigen Bogenschützen und gewaltigen Jäger, ihm, dem Engel und Teufel der Menschheit zugleich, dem tyrannischen Herrscher und unterthänigstem Sclaven in einer Person, ihm, dem großmächtigen Irreführer der Welt, dem Eineheizer aller Herzen, dem Verschöner und Verderber zugleich, dem Kuchen- und Schnappsträger der Bäkker und Distillateur-Läden, dem überall umherflatternden Bonjourmacher, dem Schöpfer der Poeten, der Tollhäußler, und Mondgukker, dem Erfinder der Lauben, Sofa's, Ottomanns, Kanapees, Bergëren, Divans, Betten, dem größten Phantasten unter der Sonne, dem Charakterlosen, jagenden, ächzenden, stöhnenden, seufzenden, verhimmelnden, berauschten, schwindelnden, immer und ewig verdrehten Wesen,

dem ächten und ersten Handlanger der Schminken, falschen Lokken, Schönpflästerchen u. s. w. dem beständigen Sekretair aller Herzens-Korrespondenzen, dem privilegirten Kuppler und Diebe der Menschenherzen, dem immersorgsamen Erhalter und Beschützer der Trau- und Taufsporteln, dem schadenfrohen und grausamen Peiniger der frommen Mönche und Nonnen, wie auch einzigem Beisteher in ihrer Noth, weih' ich aus Dankbarkeit dies Buch, wozu er den wunderbaren Stof gab.

Anmerkung. Es wird den kleinen Amor nicht verdrießen, daß seine ganze Dedikation nichts als ein bloßer Titel ist — denn dergleichen Dedikationen sind heuer Mode.

Vorrede über die Vorrede.

Eine Rede bist du nun wohl, vor einem Buche äusserst selten, und darfst es auch mit dem Willen deiner Leser nicht seyn, denn die lesen dich schon so wenig, du magst auch noch so freundlich aussehen und dich ganz bescheiden als ein Einladungskompliment, als eine Visitenkarte, als ein freundliches Bewillkommungs-Wörtchen, als ein Wort zu seiner Zeit, und dergleichen mehr ankündigen; man schreiet über deine römischen Zahlen, die dir der Drucker

aus Respect giebt, gern hinweg, und fürchtet sich vor diesen, bald grad auf, bald in einen spizen, bald in einen rechten Winkel, oder kreuzweis übereinander gelegten Balken, als wie vor Pallisaden, oder einem Vorhau, man geht der Vorrede lieber vorbei und eilt zur Sache selbst. Und damit geschieht dir, meines Erachtens, ganz Recht; wer heißt es dir immer so geradezu und vorlaut dem Leser den Weg zu vertreten und ihm die freie Aussicht benehmen; gingst du fein demüthig hinter dem Buche her, und nenntest dich etwa Nacherinnerung, Nachschrift auch Postscript, wenn du die lateinischen Worte liebst, und faßtest dich dann hübsch kurz, so mötchest du noch hin und wieder mehr bemerkt und geachtet werden. Ich habe überhaupt schon manche Bemerkungen über dich zu machen Gelegenheit gehabt, die ich hier, um dir nicht zuviel Blössen zu geben, nicht alle nennen mögte; aber am lächerlichsten kömmst du mir vor,

wenn du das Buch zu schmükken glaubst, und dir wohl gar die Hände irgend eines berühmten Gelehrten, welche dich schreiben müssen, ausbittest: das kömmt mir denn vor, als ob der wertheste Autor als Kindtauf-Vater in einem steifen Gala oder Gevatter-Kleide da stände, der Herr Verleger das Kind über der Taufe hielt, der gedungene, oder kriechend erbetene Herr Vorreder, qua Täuffer, die Tauffrede hielte, das Kind einsegnete, und der Herr Autor zu den Worten des gelehrten Herren die Gesten machte.

Es ist, als wenn du da seyn müßtest, du stehst da, eh man sichs versieht; das seh ich hier wieder vor Augen, wollte keine Vorrede oder Vorerinnerung schreiben und steht hier schon eine vor meinem Buche.

Nun du wirst gestraft werden, es wird dir wie deine Schwester gehen, du wirst ungelesen bleiben.

Aber recht gut, daß du dich trösten kannst; denn der liebe Leser verliehrt nichts, wenn er dich überschlägt, und du stehst ja auch absichtlich nur da, um deine Ueberflüssigkeit zu zeigen.

Berlin.

Der Verfasser.

Gemälde des physischen Menschen

oder

die Geheimnisse der Mannbarkeit,

des Geschlechtstriebes und

des Ehebetts.

Vierter Theil.

Erstes Kapittel.

Herr Hans Caspar geht mit seinem Sohn in ein Freudenhaus.

Wollte mit meinem Jungen, wie sich der liebe Leser noch erinnern wird, in die Freudenhäuser und von da in die Charité gehen, damit der alte Adam in ihm nicht so karessirt, sondern nach dem Ausdrukk der Bibel mit Fäusten geschlagen würde. Werdets wohl noch wissen, daß meine altverständige Frau das Geniemäßig nannte und mir so manches einwarf, was nicht zu verachten war. Könnts mir auch glauben, daß ich nicht wie ein roher Mensch auf den Tisch geschlagen und etwa ausgerufen habe: es soll so seyn! ich will's haben! ich find' es für gut! Was gehn mich die Gründe und die Einwürfe an!

Nein! Erst reiflich überlegt, und dann gethan.

Also hat ers doch gethan, Herr Hans Caspar?

Nota bene! so, denk' ich, fragen mich die Leser. — Merkt der geneigte Leser wohl, vernünftige Leute sprechen immer mit sich selbst. Ein böses Ding ists aber, daß ich das auch auf der Straße nicht lassen kann, da bin ich oft so in Gedanken und fechte mit den Händen

und spreche laut auf, daß die Vorbeigehenden still stehn, und denken mögen: mit dem ists auch nicht so wie es seyn soll! Das ist wohl recht mit mir, wie mit meinem Vater seliger, der hatte so viel Projekte, die kein Mensch hören sollte, und wenn er denn so einmal ein wenig spazieren ging, da plauderte er sie laut vor sich aus, daß es alle Leute hörten.

Und, da gibt mir doch wohl ein jeder Recht, hier im Buche reden, ist doch so gut als auf der Straße reden, wills darum von nun an lassen, und wenns auch Mode wäre, weil man ein wenig Sonderling dabei scheint, es ist eine alberne Mode.

Nun will ich Dir sagen, lieber Leser, wie ich zu dieser Zwischenrede, oder Episode gekommen bin; Du hättest nie dieses Kapittel zum Lesen erhalten, wenn ich nicht den Fehler des vor sich Sprechens an mir gehabt hätte.

Die wilde Glukkhenne vom vorigen Jahre, die mit dem krausen türkischen Kopfe, hatte mir den Küchleinkorb hier und da mit ihrem unbändigen Kopfe durchgestoßen; da hatt' ich mir denn nun Tags vorher einige junge zähe Bachweiden geholt, und saß in guter Andacht und flikkte meinen Küchleinkorb aus. Ja! erst will ich mit dem Jungen in die Freudenhäuser, und von da in die Charité gehen!

Da rauschelte etwas hinter mir, ich sah mich um, ich erschrak vor mir selber, der Ferdinand stand beim Ofen und machte sich Pappenkasten.

Nun war's ausgeplaudert, und Wort mußt' ich nun halten; denn ich mögte nicht meinen Kindern etwas versprechen, was ich nicht hielte.

Das kommt von dem vor sich Sprechen! Vors erste will ich nicht wieder ins Schauspielhaus gehen; denn da gewöhnt man sichs so sehr an, daß es der Welt zum Ekel wird. Gibts da Selbstgespräche oder Monologen, die so lange dauern, daß man vor Angst nicht weiß, wo man bleiben soll, und alle Augenblikke tritt einer hin und spricht vor sich, damit der Zuschauer, der dreißig Schritt weit von ihm sizt, hören soll, was er denkt; der aber, der neben ihm steht und gegen dem er's zu thun hat, darfs ums Himmels Willen nicht hören.

Ist aber doch noch nicht so gar arg mit mir; ärger wär's, wenn ich recht etwas geheimes beschlossen hätte, und mein Ferdinand gar nicht erfahren sollte, daß es von mir käme, und was ich nicht einmal vor mir flüstern mögte, und ich nähme mir nun, weil ich so sehr in Gedanken wäre, eine Portion Musikanten mit Geigen und Trompeten, stellte mich vor die Thür seiner Kammer, worin er gerade sich befände, hin, und sänge nun laut mein Geheimniß aus, und ließe mir dazu pauken, geigen und trompeten, und dächte denn, der Junge sollt's nicht hören.

Was er einmal durcheinander schwazt, Herr Hans Caspar! Als ob das ein vernünftiger Mensch thäte!

Lieber gescheiter Leser, wenn Du so vorschnell über mich herfährst, nun so geh denn nur in diese oder jene Operette, da wirst Du's hören; habe da einmal in einer, ich behalte nicht wie die närrischen Dinger heißen, einen Verschwornen gesehn, der einen großen Herrn, der in einem großen Schlosse wohnte, heimlich überfallen und tödten wollte; die Wächter schliefen, es war stille düstre

Mitternacht. Er glühte von Wuth und Zorn, und hatte beschlossen, sich hineinzuschleichen. Er mußte dies sacht anfangen, er trat auf den Zehen an das Schloßthor und horchte: Ha! es schläft Alles: Nun ists Zeit zur Ausführung meiner That! Rache! Rache! sprach er halblaut, und nun fing er kaum fünf Schritte vom Schloßthor aus vollem Halse an zu singen: wie er hineinschleichen, wie er den Schlafenden überraschen, wie er ihn überfallen wollte, ha! und nun gingen die Pauken, und die Trompeten schrieen, und alle Geigen fidelten, und alle Brummbässe brummten, und alle Clarinetten quäkten, und alle Flöten jauchzten seinen heimlichen Endschluß aus.

Lacht mir den Mann nicht aus, das mußte so seyn, die Leute im Schlosse hören das nicht.

Könnts noch hübscher haben, wenn ihr öfter hingehn wollt; sah da neulich so in einer Operette einen Liebhaber mit lautem Gesang zu seinem Mädchen ins Fenster steigen; es war Nacht, und der Vater ein harter böser Mann, der dicht neben an, nur durch eine Bretterwand von ihr getrennt schlief, durft' es ums Himmels willen nicht hören. Das Ding mußte sehr, gar sehr leise angefangen werden, wenns nicht verrathen werden sollte; darum war auch der Liebhaber so gescheit und ließ sich wohl von dreißig Musikanten dazu aufspielen und sang vier Schritte von der geliebten Schlafkammer laut seine Freude und seinen listigen Endschluß aus, und kletterte mit schäkerhaftem Gesange ins Fenster. Wohl zu merken, dies geschah Alles, damit der Vater nicht aufwachen und ihn attrapiren sollte; denn, wenn das geschähe, bliebe kein Bein an ihm ganz.

Würde darüber zum Narren, wenn ich öfter das närrische Zeug mit ansehn sollte, will lieber hiemit die Einleitung zu diesem Vierten Theil' meines Büchleins schließen, und erzählen, was ich mit meinem Ferdinand that.

Kurz, vorgenommen war's einmal, nun mußt' es geschehen: und da mir der Junge, Johannis wills Gott in die Fremde gehen, und sich etwas versuchen soll, so wirds ihm gute Dienste thun.

Da! Ferdinand, klopfe und bürste Dir den Rok hübsch aus, wir wollen heute Abend ein wenig zu Bergers *) gehn.

Ferdinand.

Ihr spaßet, Vater.

Ich.

Lauf, klopfe den Rok aus! das ist Ernst, damit ist nicht zu spaßen.

Ferdinand ging und schüttelte mit dem Kopf, und ich machte die Bewegung mit der Hand hinter ihm her, die da sagt: Lauf Du nur hin, es soll Dir nichts geschehn. Aber der Junge ward über und über roth, da ichs ihm sagte.

Da kehrt er wieder um, was will denn der närrische Junge.

Ferdinand.

Vater! Ich hab' euch gewiß nicht recht verstan-

*) Ein bekanntes öffentliches Haus in Berlin, wo sich viele Freudenmädchen in den schönsten und geschmackvollsten Anzügen versammeln.

den: Was meintet Ihr für Leute, wo wir hin gehn wollten?

Ich.

Zu Bergers, sag' ich Dir noch einmal.

Ferdinand.

Vater, ich will Euch sagen, warum ich so viel darnach frage. Der Wirth in der goldnen Kugel in der lezten Straße heißt auch Berger.

Ich.

Eben dahin gehts! Du sollst mir lernen, daß nicht alles Gold ist, was glänzt.

Der Junge wird feuerroth und geht. Geh' Du nur! Dein Vater wird Dich nicht zum Bösen anleiten; er muß das besser verstehn als Du!

Hörst Du wohl, lieber Leser, da sprach ich einmal recht wieder vor mir selbst. Schikt doch die angehenden Herren Comödienschreiber her, sie können von mir lernen, wie sie es machen müssen.

Der Ferdinand hält mir alle Augenblik mit dem Rokausklopfen inne; er kann nicht darin klug roerden, daß ich mit ihm zu Bergers gehen will. Er muß es doch neulich nicht gehört haben, wie ichs vor mir sprach.

Nun der wird heute nicht fertig mit Ausklopfen. — Halt! da kömmt er wieder auf mich zu, es roill ihm gar nicht in den Kopf.

Ferdinand.

Vater, Ihr könnt unmöglich die Bergers in der lezten Straße meynen.

Ich.

Die meyn' ich.

Ferdinand (nach einer Pause)
So? — Da sind Freudenmädchen, Vater.

Ich.
Eben darum gehn wir hin.

Nun stand der Junge wie verstarrt da, kehrte sich dann um und schlenderte langsam fort.

Wenn ich ein gescheiter Herr Hans Caspar wäre, meynt man, so blieb' ich nun fort: denn der Junge empfindet schon bei der bloßen Benennung viel, und kann sich des heimlichem Kizzels und der geheimen Besorgniß, ob auch der Vater wohl die rechten meynen mögte, nicht erwehren.

Hätte bald gesagt, der wäre nicht klug, wer so spräche und das Ding so verdrehte. Der Junge kann nicht begreifen, wie ich ihn an solch einen Ort führen will, da ich ihn sonst so strenge halte; das ist die Sache.

Ja, ja! ich halte den Jungen streng', sag' ich noch einmal, das heißt nicht etwa, ich prügle ihn; ei, da würd' ich mich lieber selbst prügeln, eh' ich den Jungen so erniedrigte: nein! ich laß ihn vom frühen Morgen bis in den späten Abend arbeiten. Nota bene, wenn es der geneigte Leser vergessen hätte; ich bin ein Schulmeister und habe die Schneiderprofession und dann noch so ein Gartenwerk dabei, da gibts von früh bis spät drinnen zu thun, da ist bald zu graben, bald zu harken, zu hakken, zu pflanzen, zu gäten, kurz, da sind die Hände nie still. Gibts nun nichts zu nähen, oder will ich, der Junge soll nicht zu lange hintereinander sizzen, so schikk' ich ihn in den Garten, da grabe oder hakke und übe Deine Kräfte, darnach schmekkt's.

Ward mirs aber denn doch ganz schwül, wenn ich daran dachte, was ich vorhatte.

Der Abend war da, mein Ferdinand war fix und fertig angezogen; dem geneigten Leser außerhalb thu' ich kund und zu wissen, daß er nicht aussahe, wie ein Schneiderbursche, sondern wie ein Ministersohn; ich wollt' ihn führen, wenn's hier nicht so überall Mode wäre, daß die gemeinen Leute den mehresten Staat machen.

Saß ihm auch Alles wie angegossen; roth wie die Gesundheit selbst blühte sein Gesicht; ich freute mich selbst über den Jungen; so recht kernfest sieht er aus.

Nun in Gottes Namen, dacht' ich, ergriff meinen Stokk, und sagte zu meiner lieben Liese: Adieu!

Wie Du einmal gehst, da sind ja eine Menge Daunen auf dem Rokk, laß Dich doch abbürsten — und noch ein wenig Mehl auf die Perükke.

Ich dachte sonst an was als an das Bürsten. Aber ist man nicht ein rechter Narre, daß man sich solche Angst macht. Schlägt mir das Herz wie ein Hammerchen. Warum fang' ich mit dem Jungen auch solche närrische Streiche an, konnt' ich nicht lieber auf meinem Stuhl ruhig sizzen bleiben. Man macht sich in der Welt durch seinen närrischen Kopf recht muthwillig was zu schaffen. Wer weis denn wie's abläuft.

Dies dacht' ich, während mich meine Frau abbürstete, und hätte schier meinen Endschluß ändern mögen.

Mein Herz schlug mir wie ein Hammer, da ich nun gehen sollte; meine Frau sagte mir ins Ohr: Du mußt klüger seyn als ich, aber ich sage nichts dazu.

Ich ging, wie nun so ein ehrlicher kreuzbraver Schulmeister geht, mein spanisch Rohr in der Hand, und den ledernen Riemen mit dem Troddel über die Hand gezogen, die linke Hand hatt' ich auf dem Rükken. Es ist sonst nicht so meine Art: aber weil ich etwas unternehmen wollte, so war sie da nach Art einer unternehmenden Stellung hingekommen, ich wußte nicht wie.

Vater! Da hat Euch jemand gegrüßt.

Ei guten Abend, guten Abend, Herr Gevatter, nehmen Sie's nicht übel, ich war in Gedanken.

Wo soll denn die Reise so spät noch hingehn?

Ich must's herausagen; denn ich darf vor dem Jungen nicht lügen, und er soll nicht glauben, als thu' ich mit ihm etwas Unrechtes, was ich mich andern zu sagen scheuen müßte.

Nach dem Freudenhause will ich mit meinem Ferdinand gehn.

Er macht große Augen, tritt mir auf den Fuß, zupft mich am Ermel und flüstert mir ins Ohr: Gevatter, Ihr werdet doch nicht! Um Gottes Willen, wo denkt Ihr hin!

Ich will meinem Sohne dergleichen Geschöpfe mit Willen kennen lehren, damit er sich vor ihnen künftig hüten könne und sich nicht durch sie verstrikken lasse.

Er spricht wieder sacht: aber Sie sind doch ein verständiger Mann, wie kann man denn sein Kind in solch ein Haus, an solch einen Ort der Verführung bringen, das sind ja, nehmen Sie mir's nicht übel, tolle Streiche.

Der Ferdinand war so gescheit, sich von uns etwas zu entfernen, da wir sacht mit einander sprachen.

Folgt mir, Gevatter, und geht nicht hin, das thut nicht gut, seyd nicht so ein Sonderling und werdet gar der Verführer Eures Sohnes.

Was das schwazt, ich will ihn ja dadurch eben abhalten von der Verführung, wie denn nun, wenn er allein, ohne daß ich's wüßte, hinginge, und hätte keinen, der ihn auf die Gefahren aufmerksam machte.

Gevatter, Ihr seyd wohl nie da gewesen?

Nein! Aber Sie, Herr Gevatter.

Das wollt' ich meynen.

Nun? und? — —

Der Reiz, der Glanz ist da zu groß, die jungen Leute werden zu sehr gereizt.

Nun eben deshalb will ich mit ihm hingehn, und ihm zeigen, daß dies Alles elender Schimmer und Verblendung sey; die Frechheit, die Schamlosigkeit dieser Geschöpfe, soll ihn, den unverdorbenen unbefangenen Jungen eben von sich abschrekken, er soll es begreifen, daß es elende weibliche Geschöpfe seyn müssen, die mit jedem gleich so frech bekannt thun und sich jedem für einige Stükken Geld Preis geben können, er soll diejenigen jungen Leute, die da ihrer Eltern Gut verschwenden, und ihre Gesundheit hinopfern, verachten lernen, und sich für zu gut halten, als sich zu liederlicher Aufführung zu erniedrigen.

An das Alles, Gevatter, wird in dem Augenblikke der Leidenschaft nicht gedacht! Ihr werdet seine Leidenschaft da sehr rege machen, ich hab's Euch gesagt.

Nun, dann weiß ich ein Mittel, sie zu dämpfen, dann will ich mit ihm in die Charité gehen; da soll er

dann sehen, was aus dem liederlichen Leben entsteht — was meynen Sie dazu?

Das klingt Alles recht schön; aber ein Mann wie Sie sollte sich überhaupt nicht in einem solchen Hause sehen lassen, wie, wenn das Ihre Schulkinder erfahren, wenn es Ihr Herr Beichtvater hören wird.

(Er schüttelte hiebei gewaltig den Kopf uud machte einen breiten Bart.)

Laß es erfahren, ich thue nichts Böses, sondern habe etwas Gutes zur Absicht; ich will's ihnen selbst sagen.

Gevatter, die Leute haben darin Vorurtheile.

Nun so will ich sie davon reinigen und ihnen zeigen, daß dem Reinen alles rein ist.

Gevatter, das klingt Alles ganz gut; aber ich rath Euch, kehrt mit mir um! ich bitt' Euch.

Mein Ferdinand trippelt an der Ekke hin und her; ihm wird die Zeit gewaltig lang, bis wir hinkommen.

Nein, Nein! Ich habs dem Jungen versprochen, ich würd' ihm ja verdächtig werden, wenn ich ihm nicht Wort hielte.

Nun, Ihr laßt Euch nicht abrathen, seh ich, fahrt wohl; aber ihr werdet die Folge davon erfahren und euch solls noch zeitig genug gereuen.

Gute Nacht, Gevatter! Ich ging mit starken Schritten vorwärts, als wenn ich kein gut Gewissen hätte. So ists, wenn man seinen Willen haben will, man quält sich da oft wider sich selbst und oft wider sein besseres Einsehen zu handeln: ist der Mensch ein wahrer Stokknarre: er will immer gar zu gerne Recht haben, und am liebsten, wenn er Unrecht hat.

— Da der Ferdinand durch das viele leise Sprechen des Herrn Gevatters schon Unrath gemerkt hat, so thäte Herr Hans Caspar gescheut, wenn er umkehrte; aber es wird ihm gar zu sauer, seinen Geniemäßigen Gedanken aufzugeben.

Nun steh ich gar still.

Der Ferdinand spricht nicht ein Wort, er mag sich ängstigen, daß nichts daraus werden möchte, und da tönt der Jubel des Gesanges und der Trompeten schon her.

He! Da wird mirs doch ganz warm um die linke Seite, und ist doch ein gewagter Schritt, dacht ich.

Ich stand noch immer still, und, um es den Ferdinand nicht merken zu lassen, als ständ' ich gar an, ob ich hinginge oder nicht, that ich, als ob ich auf die Musik horchte.

Herrliche Musik, Ferdinand! Es klingt so schön von Weiten.

O kommt Vater! Das muß dort ganz herrlich seyn!

Ach Du Blizjunge! sprach ich sacht zu mir und mein Kopf bekam das Fieber in der Perükke, denn es war, als wenns mich über den ganzen Leib mit Wasser übergoß, Du Blizjunge, ich werde Dir das Herrlich mit dem Besenstiel austreiben.

Ich mogte dies wieder so nach meiner Art halblaut ausgesprochen haben, denn der Ferdinand frägt mich:

Wie, Vater, ihr meint, Sie werden uns da heraustreiben? Ich muß lachen, und antworte: ja, ja! Mit dem Besenstiel.

Indem waren wir schon ganz nahe. Mädchen im glänzendsten und schönsten Anzuge, traten an den Arm junger Leute heraus und sezzten sich mit ihnen in den Wagen.

Ich wußte was die Glokke geschlagen hatte, und mir ward angst und bange, daß mich Ferdinand fragen mögte, aber er schwieg still, und da ward mirs fast noch bänger; denn in seinen Empfindungen mogt's sehr laut sprechen.

Es war mir immer auf der Zunge: Ferdinand! Wir wollen zu Hause gehn, sah's mir da gar zu glänzend und verführerisch aus.

Indem spricht mein Ferdinand zu mir, und schneuzt sich die Nase dabei, als wenn ich ihm dabei nicht ins Gesicht sehen sollte: Vater, wir mögten nur nicht hereingehen, es mag da drükkend heiß seyn.

Nun rede einer mit dem Jungen! Gar zu gut wars zu merken, daß er sich als Kind vor mir schämte und mich nicht gern dabei gegenwärtig haben wollte. Küßten sich da ein Paar, als wenn sie sich erdrükken wollten, der Ferdinand sah von der Seite nach mir, ob ichs auch nicht sähe; ich that ihm auch den Gefallen und sahs nicht.

Das wird gut werden, dacht ich! Aber nun konnten wir denn doch nicht wieder zurükk, wir waren ja schon in der Hausthür.

Sieh einmal lieber Leser, was man mit sich für dumme Streiche angibt — mögte wohl wissen, warum ich nicht wieder hätte zurükkgehn können, zumal da der Ferdinand mir selbst dazu rieth. Der alte verteufelte Adam sizzt dahinter, das sieht man wohl, Herr Hans

Caspar wollten selbst gern ein wenig sehn, wies zugieng und sprachen nicht ein Wort, als der Ferdinand zum Umkehren rieth.

Wir gingen einen Schritt ins Haus; ho! Da gingen die Trompeten und der ganze Flur war illuminirt, alles zum Reizzen und Verblenden eingerichtet, will da den jungen Menschen sehn, dems Herz nicht wakkelt, vor Lust und Liebe hineinzugehn.

Der Ferdinand war feuerroth.

Sag mir doch, blutet Dir die Nase, Du hältst ja den Tuch vor.

Der Ferdinand antwortete nein.

Ich fragte nur so, lieber Leser; ich wollts nicht wissen, daß er sich schämte und sich nicht erkennen lassen wollte. Ich hätte den Jungen gleich beim Hals nehmen und ihn küssen mögen.

Wir waren dicht am Sale, die Thüre ging auf — ach! — Ferdinand zog mich beim Aermel zurükk, Vater es ist wirklich zu voll, kommt fort.

Wenn ich doch nur gleich eine Antwort gewußt hätte, aber ich war stumm wie ein Fisch, und indem hatte mich schon ein hübsches junges Mädchen bei der Hand und zog mich in den Saal.

Mir wirds wirklich kalt und warm: Ferdinand hielt mich am Rokkzipfel und zupfte mich — er wollte mich immer noch zurükk haben; aber was ficht denn den Jungen an! Er ist toll. — Nun können wir doch nicht wieder zurükk.

Das Mädchen zog mich an ihrer seidenen Hand (sieh' einmal lieber Leser, wie verliebt ich mich ausdrükke; Du kannst Dir mich denken, was ich für eine

Miene

Miene dazu mache; denn mir war das lange nicht wiederfahren) aber ach, es that mir doch gar zu wohl! ich muß es noch einmal mit einer zuckersüßen Miene und ganz kleinen schlauen Augen wiederholen: Sie zog mich, ach! an ihrer seidnen Hand durch das Gedränge mitten in den Saal, und präsentirte mich einem ganzen Cirkel junger Damen mit den Worten: ich habe die Ehre Ihnen meine Damen hier einen neuen Adonis vorzustellen.

Ich schämte mich, mit Respekt zu sagen, wie — — und war froh, daß ich mich in aller Stille in ein anderes Zimmer hineindrängen konnte.

Da saß ich denn und besann und erholte mich wieder, und da fiel mirs erst ein, daß sie alle gelacht hatten, da ich hereintrat. — Dein Geniestreich wird dir schön besalzen, Herr Hans Caspar, wenn Du hier mit einem heilen Rükken fortkommst, kannst Du von Glükk sagen. Daß Dich der tausend! Was war mirs heiß, ich knöpfte meine Weste auf, und wußte nicht, wo und wie mir der Kopf saß. Das nenn' ich gefoppt! (ich spukkte vor Aerger aus, und schob dann meine Perükke wieder zurecht.)

Da kam mir eben so ein grünjäkkigter Bursche dicht unter die Nase, und fragte mich, was ich beföhle.

Zu befehlen hatt' ich hier nichts, das wußt' ich wohl, und ich antwortete also: gehorsamer Diener! Nichts zu befehlen!

Der Junge biß sich die Finger bald ab, um sich des Lachens zu erwehren, und mußte das Taschentuch vor die blutende Nase halten.

Lacht mich nicht aus, Ihr Herren, und seht hübsch auf Eure Nase, wenn Ihr in der Verwirrung wäret! Wer nicht weiß, wie ihm der Kopf steht, der hat auch keinen

Caspar wollten selbst gern ein wenig sehn, wies zugieng und sprachen nicht ein Wort, als der Ferdinand zum Umkehren rieth.

Wir gingen einen Schritt ins Haus; ho! Da gingen die Trompeten und der ganze Flur war illuminirt, alles zum Reizzen und Verblenden eingerichtet, will da den jungen Menschen sehn, dems Herz nicht wakkelt, vor Lust und Liebe hineinzugehn.

Der Ferdinand war feuerroth.

Sag mir doch, blutet Dir die Nase, Du hältst ja den Tuch vor.

Der Ferdinand antwortete nein.

Ich fragte nur so, lieber Leser; ich wollts nicht wissen, daß er sich schämte und sich nicht erkennen lassen wollte. Ich hätte den Jungen gleich beim Hals nehmen und ihn küssen mögen.

Wir waren dicht am Sale, die Thüre ging auf — ach! — Ferdinand zog mich beim Aermel zurükk, Vater es ist wirklich zu voll, kommt fort.

Wenn ich doch nur gleich eine Antwort gewußt hätte, aber ich war stumm wie ein Fisch, und indem hatte mich schon ein hübsches junges Mädchen bei der Hand und zog mich in den Saal.

Mir wirds wirklich kalt und warm: Ferdinand hielt mich am Rokkzipfel und zupfte mich — er wollte mich immer noch zurükk haben; aber was ficht denn den Jungen an! Er ist toll. — Nun können wir doch nicht wieder zurükk.

Das Mädchen zog mich an ihrer seidenen Hand (sieh' einmal lieber Leser, wie verliebt ich mich ausdrükke; Du kannst Dir mich denken, was ich für eine

Miene

Miene dazu mache; denn mir war das lange nicht wiederfahren) aber ach, es that mir doch gar zu wohl! ich muß es noch einmal mit einer zuckersüßen Miene und ganz kleinen schlauen Augen wiederholen: Sie zog mich, ach! an ihrer seidnen Hand durch das Gedränge mitten in den Saal, und präsentirte mich einem ganzen Cirkel junger Damen mit den Worten: ich habe die Ehre Ihnen meine Damen hier einen neuen Adonis vorzustellen.

Ich schämte mich, mit Respekt zu sagen, wie — — und war froh, daß ich mich in aller Stille in ein anderes Zimmer hineindrängen konnte.

Da saß ich denn und besann und erholte mich wieder, und da fiel mirs erst ein, daß sie alle gelacht hatten, da ich hereintrat. — Dein Genieſtreich wird dir schön besalzen, Herr Hans Caspar, wenn Du hier mit einem heilen Rükken fortkommst, kannst Du von Glükk sagen. Daß Dich der tausend! Was war mirs heiß, ich knöpfte meine Weste auf, und wußte nicht, wo und wie mir der Kopf saß. Das nenn' ich gefoppt! (ich spukkte vor Aerger aus, und schob dann meine Perükke wieder zurecht.)

Da kam mir eben so ein grünjäkkigter Bursche dicht unter die Nase, und fragte mich, was ich beföhle.

Zu befehlen hatt' ich hier nichts, das wußt' ich wohl, und ich antwortete also: gehorsamer Diener! Nichts zu befehlen!

Der Junge biß sich die Finger bald ab, um sich des Lachens zu erwehren, und mußte das Taschentuch vor die blutende Nase halten.

Lacht mich nicht aus, Ihr Herren, und seht hübsch auf Eure Nase, wenn Ihr in der Verwirrung wäret! Wer nicht weiß, wie ihm der Kopf steht, der hat auch keinen

Kopf, und so mags Euch gar oft gehn; mich wundert, daß ich nicht gesagt habe: bitte gehorsamst! Der gehorsame Diener war schon da.

Der Junge kam wieder und konnte vor Lachen kaum sprechen.

Da kam mirs in meine beiden Fäuste wie ein Jükken, ärgerlich war ich einmal, denn ich sah den Jungen, den Ferdinand nicht, und eh' ichs einmal selbst wußte, hatt' ich den grünjäkkigten Jungen beim Seitenhaar und fragt' ihn, was er lachte und von mir wollte, und zupft' ihm dabei so ein wenig den Kopf, bald nach der rechten, bald nach der linken Schulter.

Meine Hizze war gleich wieder gemäßigt, da der Junge die Augen im Kopf verdrehte und mir bei dem Wakkelkopfe, den ich ihm machte, der Narr von Kriegesrath einfiel, der den Kopf, wo er geht und steht, nach den Schultern schwenkt, dem sie den Ekelnamen Kriegsrath Hahnewakkel gegeben haben.

Aber indem ich so über den Wakkelkopf anfange zu lachen, steht ein gedrängter Kreis von Menschen um mich und lachten und stießen sich auf mich zu und schalten dem Jungen, daß er immer so naseweis sey. Ja, ja, Väterchen, sprach eins von den Freudenmädchen, die mir gar sehr um den Bart ging, und mit der linken Hand mir die Bakken strich, der Junge muß einmal derb abgeschüttelt werden, mit der Rechten hatte sie mich zärtlichst umfaßt und zupfte mir bei der Gelegenheit einmal übers andere an der untersten Lokke meiner Perükke.

Zupfe nur, dacht' ich, ich muß thun als ob ichs nicht merke, damit es nicht zur Schlägerei kömmt.

Sie bedauerte mich noch immer, und zupfte noch immer — bald konnt' ichs nicht mehr verstekken.

Der gedrängte Haufe stand noch um mich her und stieß auf den grünjäkkigten Jungen so stark, daß er mir fast in die Taschen flog.

Ich that noch immer, als ob ichs nicht merkte, daß sie mich foppten; wird das Ding zu arg, so schrei ich Gewalt, und mache mir mit Arm und Beinen Plaz; meine Stiefeln haben so ein Paar gute derbe Hakken, die sollen gar schön an eure Schienbeine schnellen, ihr jungen Laffen.

Indem zog mich die schmeichelnde Schöne so stark an der Hinterlokke, daß die Perükke hinterrüks herabflog.

Mein Blut kochte, aber noch wollt' ich nicht losbrechen. Pfui! wer ist das gewesen! spricht die schmeichelnde Schöne, und kann sich des Lachens hinter ihm nicht erwehren, und alle brummen und schelten, wie man so etwas thun kann, und stikken fast vor Lachen.

Lacht ihr nur; ich bükke mich, um meine Perükke in gutem Frieden wieder aufzunehmen, indem wird ein ganzer Troß auf mich losgestoßen.

Ich merkte, daß es so kommen würde, und stemmte mich: ehe ich mich auf die Nase sezze, wie ihr's haben wollt, dacht' ich, soll — indem fahr ich auf: Hundejungen, laßt einen alten Mann zufrieden! stülpte mir bei den Worten die Perükke wieder auf, und rennte nun eben so in den auf mich gestoßenen Troß hinein; die ersten purzelten rüklings, die dicht hinter ihnen gedrängt waren, wurden von den ersten ebenfalls zurükgeworfen, und in einem Augenblik lag der ganze Troß auf dem Rükken. Da mußt' ich wieder herzlich lachen.

Das Freudenmädchen hatte sich fortgemacht. Jezt trat der Wirth her und gebot sehr ernsthaft Ruhe in seinem Hause, sonst werd' er die Polizei holen lassen. Der Troß war zerstreut und ich saß wieder auf meinem Stuhle bei meinem Hut und Stok. Ei, ei! Wie geht das in dieser bösen Welt zu, seufzte ich, und hätte mich prügeln mögen, daß ich dem Rathe meiner Frau und des Herrn Gevatters nicht gefolgt war.

Wenn ich nur wüßte, wo der Ferdinand wäre, den hör' ich und seh' ich nicht. Was gilts, der ist zurükgeblieben, da mich das Mädchen durchs Gedränge zog. Muß doch sehn, da ist noch so ein Seitenzimmer, ob er da vielleicht ist.

Eingetroffen! Ich hätte mir Nasenstüber geben mögen! Dem Jungen mögt' ich den Hals umdrehen, das Mensch vergiften, das ganze Haus hier verbrennen!

Aber ich will mich fassen, bis ich zu Hause mit Dir bin! Du sollst mir Deinen Lohn bekommen! Ist das die Befolgung meiner Dir so oft eingeprägten Jugendlehren? Nicht aus dem Dinge sollst Du mir wieder kommen, arbeiten sollst Du, daß der Bast von den Händen geht! Nicht einen Pfennig Taschengeld sollst Du künftig haben! Ach die gottlose Brut hier in Berlin.

Plagt den Jungen, Gott sey bei uns, der Satan, daß er da sizt und das freche Mensch auf dem Schooße hat und sich nach seinem Vater nicht umsieht, und den lieber todschlagen läßt, komm mir zu Hause, Mosje! Er dreht mir den Rükken zu; aber ich kenn ihn doch.

Sieh, wie er ihr schmeichelt! Wo der Blizjunge das gelernt haben mag, das sage mir einer.

Ist der Junge toll, da gibt er ihr gar einen Kuß, noch einen, und noch einen! Nun so küß Du und der — bin auch jung gewesen, aber ich hätte mir die Augen aus dem Kopfe geschämt, wenn ich so hätte handeln sollen. Aber Alles soll Deine Mutter erfahren, warte mir. Ins Spinnhaus, ins Spinnhaus will ich Dich bringen! Dich soll weder Sonne noch Mond bescheinen, Du ungerathenes Kind.

Wie er ihr die Hand streicht, und nun verbeißen sie sich gar in einander, der Kuß hört gar nicht auf, ei, Du gottloser Bube, komm mir zu Hause.

Da mir so eben ein Stuhl von einem großen grünjäkkigten Menschen zum Sezzen präsentirt wurde, so mußt' ich so höflich seyn und ihn annehmen, und ich sezte mich an ein neben der Thür stehendes Tischchen, da konnt' ich gut zwischen der Thür durchlauern.

Aber Gevatter, warum entferntet Ihr Euch nicht lieber gleich nach dem Spektakel hier aus dem Hause, was wollt Ihr Euch noch länger foppen lassen? würde mein Herr Gevatter fragen. Der Narr! Wird er denn seinen Sohn hier in dem verführerischen Hause allein lassen und sich nicht erst nach ihm umsehen? Die gar zu klugen Herren Gevatters sollen mir jezt vom Halse bleiben, sag' ich; denn ich bin gewaltig aufgebracht. Geht doch einmal, wenn so ein Junge da sich herzt und küßt, daß ihm der Athem vergeht. Habe genug mit meinen Fingern zu thun, daß ich sie in die Hand hinein drücke, daß sie nicht so lang werden, und ihn und seine Scharmante bei den Haaren nehmen.

Ich sehe mich um, und der große grünjäkkigte Mensch steht neben mir, macht eben einen sehr tiefen

Bükkling und frägt: was befehlen Sie? Braun oder weiß Bier, Zerbster, Fredersdorfer, Englisches oder Schokolade, Limonade, Orsade, Bavoiroise, was befehlen Sie?

Der Kerl macht mich auch ärgerlich — ei was Sie haben! antworte ich.

Plözzlich reimt der grünjäkkigte Mensch den Tisch ab, läuft dann fort und kommt schnell wohl mit sechs Bouteillen an, wo jede, nach der Farbe zu urtheilen, ein verschiedenes Getränk hat, stellt die auf meinen Tisch hin, läuft dann eben so schnell wieder fort und kommt sogleich wieder mit einigen vollgefüllten Gläsern, Gott weiß was darinnen war, das eine sah weiß, das andere ganz trübe aus, er stellte auch dies auf meinen Tisch, lief wieder fort und brachte eben so schnell wieder eine Tasse Kaffe, eine Tasse Schokolade, und eine Tasse Thee. Da muß wohl eine ganze Gesellschaft meinen Tisch in Beschlag nehmen wollen, dacht ich, und sah dem Allen ruhig zu.

Der grünjäkkigte Mensch blieb still vor mir stehn.

Es ärgerte mich: denn es hinderte mich am Durchlauren, aber laß ihn stehn, ich muß nach meinem Jungen schielen.

Nun, der ist in das zärtlichste Gespräch mit ihr vertieft! Wo der Blizzjunge das gelernt haben kann, mit so einem Mädchen zu sprechen, hat doch keinen Roman in seinen Händen gehabt.

Der grünjäkkigte Mensch kam mir immer näher, er stand mir dicht auf dem Leibe.

Das ärgerte mich, ich fragte ihn, ob er etwas von mir wolle?

Verzeihen Sie, ich wollte mir das Geld ausbitten, es ist hier so Mode, gleich zu bezahlen.

Nun gut, gut! Wie viel kostet die Bouteille?

Wovon denn, um Verzeihung?

Je nun da von dem Weißbier.

Zwei Groschen, zu dienen.

Ich zähle meine zwei Groschen ruhig hin, krazze mich hinter den Ohren, und denke, die könntest du zu Hause von deinem Aufgefüllten für sechs Pfennige besser trinken.

Der grünjäkkigte Mensch steht noch immer stille neben mir.

Ich sehe ihn an, er sieht mich an.

Hat es nicht seine Richtigkeit, ich habe doch richtig gezählt.

Verzeihen Sie, auch für die andern Sachen wollt' ich mir das Geld ausbitten.

Was? Für was Anderes denn? Ich habe nichts weiter bestellt.

Ei, Sie haben ja das Alles bestellt, was hier auf dem Tische steht, ich würde es Ihnen ja sonst nicht gebracht haben.

Ist der Mensch toll, ich muß ihn recht darauf ansehn. Freund, Sie irren sich wohl in der Person?

Keinesweges, Sie haben ausdrükklich gesagt, Alles, was wir haben!

Ei so schlage Pulver und Blei drinnen, da könnt Ihr mir wohl Euren ganzen Keller auftragen. Possen! ich brauche nichts mehr als eine Bouteille Bier.

Ich kann Ihnen nicht helfen, Sie müssen bezahlen, das ist hier so Mode, den Wein und Bischof und die Biere will ich allenfalls wieder zurükknehmen, aber die Choko-

lade, den Thee, die Limonade und Bavoiroise müssen Sie bezahlen, das ist nun einmal für Sie gemacht und wir können's für keinen andern brauchen.

Freund, ruf' er einmal seinem Wirth.

Der Wirth kommt, ich erzähle ihm die Sache.

Er zukkt die Achseln: wenn Sie es bestellt haben, kann ich nicht helfen, da würd' ich schwer zu meiner Rechnung kommen, wenn erst die Sachen bestellt, die besten Zuthaten dazu genommen, und dann nicht genommen werden sollten.

Der Markör, so nannte der Wirth den grünjäkkigten Menschen, schwor mirs auch ins Gesicht zu: ich habe das Alles bestellt, was hier stände; mein Weigern half nichts, es drängten sich wieder mehrere um mich zusammen: ja! ja! der Herr muß bezahlen, schrien sie. Solche alten Narren müssen geprellt werden! schrie eine weibliche Stimme aus dem Haufen hervor, und klatschte in die Hände. Ich sah hin, und es war dieselbe, die mich vorher so grausam mit der Perükke mißhandelte.

Ach Herr Hans Caspar, wie wird Ihnen Ihr Geniestreich versalzen! Ich mußte derb zahlen.

An dem Allen ist mein Mosje Schuld, hätte der sich ordentlich aufgeführt und wäre bei mir geblieben, so wäre alles das nicht geschehn, und wir wären lange schon wieder zu Hause, warte! Du sollst es mir ausbüßen! Und in die Fremde sollst Du auch nicht, gottlose Brut!

Aber nun komme auch daraus her, was da will, ich will ihr den Jungen vom Halse reißen, ich sehe durch die Thür — mein Junge ist samt dem Mädchen nicht mehr da, was gilts, die hat ihn gekapert.

Vor Wuth spring' ich vom Stuhl auf, und will ihn aufsuchen.

Indem tritt das naseweise Mädchen, die meine Perükke vorhin so lieb hatte, vor mich hin: Nun so trinken Sie doch! Sie können's wohl nicht bezwingen, geben Sie mir etwas ab!

Die Bestie, dacht' ich, und plözzlich fuhr mir ein Gedanke durch den Kopf; ich winkte ihr, mit mir zu gehen. Sie ließ sich nicht zweimal bitten uud schloß sich an meinen Arm und nannte mich: Liebes Väterchen, schönes Väterchen! Wollen Sie mit mir fahren?

Je, ja, ja! antwortete ich, und so wie ich mit ihr vor die Thür heraustrat, ergriff ich sie mit aller meiner Kraft, die bei meiner Wuth dreimal stärker war, ich will Dir abgeben, sprach ich, sezzte den einen Fuß an einen Eckstein, warf sie über meine Kniee, hob ihr die Rökke bis aufs Hemde auf: da hast Du Chokolade, (klatsch!) Limonade, (klatsch!) Orsade, (klatsch!) Kaffee, (klatsch!) Thee, (klatsch!) Englisch Bier! Fredersdorfer, Mumme, — Gose, — Zerbster, — Kroßner, — Schwedisch, — Merseburger, — Kotbusser. —

Nun war ich außer Athem; wohlzumerken, schlagen und sprechen geht nicht gut zusammen; bei jedem Worte gab ich ihr eben so ein Klatsch, als bei dem ersten, daß ihr die Seele pfiff, und meine Hände es selbst nicht wenig fühlten.

Zwei ihr ähnliche Mädchen standen in der Thüre, und wollten sich immer tod lachen und schrieen: tüchtig! tüchtig! Scharmant! Excellent!

Meine Arme waren lahm, ich ließ meine zappelnde Beute fallen, und zog aus, daß ich nach Hause kam.

Was nun zu Hause vorfiel, will ich dem geneigten Leser nachher, wenn ich mich ausgeruht habe, mittheilen.

Zweites Kapittel.

Jüdische Liebes- und Heiraths-Scenen.

Mutter und Tochter.

Erste Scene.

Thore, die Mutter.

Komm mir nicht, es wird nichts aus der Heirath.

Libbe, die Tochter.

Es ist doch ein scheiner Mensch und er hat toch Geld mehr wie wir.

Thore.

Es ist ein Mensch ohne Lebensart; für mich ist er nicht.

Libbe.

Sie sollen ihn ja auch nicht heirathen.

Thore.

Mamsell! Sey sie nicht impertinent; sie kann noch warten.

Libbe.

Die andern Mädchen meines Alters sind schon alle verheirathet.

Thore.

Nun genug, Du sollst ihn nicht haben.

Libbe.

Aber ich will ihn haben, hat's der Papa ihm doch auch zugesagt.

Thore.

Was willst Du mit einem solchen groben Menschen?

Libbe.

Alle nennen ihn ja einen sehr feinen, artigen Menschen.

Thore.

Hat er mich wohl angesehn; er hat sich gar nicht um mich bekümmert.

Libbe.

Aber Mama, er will ja auch nicht Ihnen, sondern mir die Cour machen.

Thore.

Das soll er bleiben lassen: er soll gar nicht wieder ins Haus kommen.

Libbe.

Dann werd' ich zu ihm gehn: Papa hat mirs erlaubt.

Thore.

Was hat er! Rufe mir gleich den Papa.

Papa kommt.

Nu, was ist?

Thore.

Du hast der Libbe erlaubt, zum jungen Schmuel zu gehn?

Papa.

Nu, ich hab's ihr gesagt aus Spaß, weil sie spricht, Du siehst ihn nicht gern herkommen.

Thore.

Du willst sie also verführen, geh mir aus den Augen, ich erkenne Dich nicht für meinen Mann.

Papa.

Nu, was ist? Was hast Du gegen den Schmuel, er hat doch Geld mehr wie wir und Haus und Laden voll.

Thore.

Er soll gar nicht wieder ins Haus kommen! Ist das Recht, sich um mich gar nicht zu bekümmern?

Papa.

Er hat Dir ja doch auch die Hand geküßt.

Thore.

Der Dummkopf hat mich für zwei Jahr älter angesehn als ich bin, ist das Recht? ist das galant? Hab' ich nicht noch die volle blühende Jugend in meinem Gesichte — da zeig' mir eine Runzel, und so eine unreife, nüchtern aussehende Dirne will er mir vorziehen — was, ist das Recht?

Papa.

Libbe, geh heraus.

Libbe.

Nein! Ich bleibe hier.

Papa.

Aber Mama, er will Dich ja auch nicht heirathen.

Thore.

Ich mögt' ihn auch noch nicht haben! Aber er muß es mehr mit der Mutter als mit der Tochter halten, wenn er die Tochter haben will.

Papa.

Er ist ja doch immer freundlich gegen Dich.

Thore.

Hat er mir wohl einmal etwas Schmeichelhaftes gesagt, wie sich doch andere Weiber berühmen können?

Papa.

Das würd' ich ihm sehr übel nehmen.

Thore.

Nun, Du würdest es doch nicht wehren: soll ich nur für Dich schön seyn — was?

Papa.

Das mußt Du! So stehts im Gesezz.

Thore.

Weis weis! Und was geht michs Gesezz an, wenn ich ärgerlich bin, und wenn ich meinen Willen haben will.

Papa.

Das will ich Dir weisen, warte, ich werde den Oberältesten rufen.

Thore.

Und kurz und gut, der Schmuel soll mir nicht wieder ins Haus kommen.

Libbe.

Ich geh mit Papa zu ihm, ich will ihn absolument haben.

Thore.

Du sollst Dich unterstehn, ich werde noch heute zu ihm gehn und ihm den ganzen Handel aufsagen — was bild't er sich ein! Ich werd' es doch noch wohl eher werth seyn, als Du, daß man sich um mich bekümmert.

Libbe.

Memme, Sie sind alt und ich bin jung.

Thore (schlägt mit der Faust nach Libbe)

Wer sagt das, Du Gottloses Creatür! Wo sizzt mir das Alte! Ist zwei und vierzig Jahr alt — gleich

straf sie tüchtig ab, Papa — bin ich nicht in meinen besten Jahren? Ich sage, Du strafst sie gleich.

Papa.

Strafen? Sie hat doch die Wahrheit gesagt.

Thore.

Geh mir aus den Augen, ich sags Dir, ich werde wild! Also bin ich alt — ich will nicht mehr bei Dir bleiben, Du kennst meinen Werth nicht — der Oberältste soll Rechnung zwischen uns beyden machen, Du sollst mir mein Vermögen herausgeben.

Papa.

Thore sei nicht närrisch und beruhige Dich.

Thore.

Für Dich bin ich noch zu jung und zu schön, ich will Dirs zeigen; die schönsten jungen Leute stellen mir nach, daß Du's weißt, ganz andere wie der Schmuel, uud sagen mir schöne und süße Sachen: ein Duzzend will ich in ein paar Tagen an einer Schnur wie die Hündchen laufen haben; daß Du's weißt, ich habe doch noch ein ganz anderes Gesicht, als die Libbe, und weiß doch auch ganz anders zu sprechen und mich zu nehmen, — die ist ja kaum aus den Kinderjahren heraus.

Libbe.

O wer sagt das! Zehn Jahr ein Kind, und ich bin schon sechszehn Jahr.

Thore.

Du bist noch ein pures Kind! Sieh mich an! Das ist feste Gesundheit! man kann ja mit Dir noch nicht einmal ein vernünftiges Wort sprechen.

Papa.

Nun laß das! Jung ist jung! Die Mannsleute gehn doch immer lieber nach den Mädchen.

Thore.

Es ist nicht wahr, sie gehn lieber nach den Weibern! Ihr werdet ja oft genug angeführt.

Papa.

Ungesegnet sollte der wegkommen, der mich anführen wollte.

Thore.

Ich bin nur zu rechtschaffen; sonst wollt' ich Dich wohl dumm machen.

Papa.

Du sagst mir heute schöne Sachen, Du bist Dir gar nicht ähnlich heute.

Thore.

Ich wills auch nicht wieder werden; ich sehe, ich werde verkannt, Du erkennst meinen Werth nicht: ich will Dir doch zeigen, ob ich alt bin; Schaarenweiß sollen die Liebhaber kommen, wenn ich's haben will, ich darf nur winken.

Papa.

Ich werde schon mit dem Besenstiel aufpassen, mich sollst Du nicht anführen.

Thore (hohnlachend)

Ei wenn ich wollte; aber ich bin zu gut, zu ehrlich, Du verdienst es nicht; und nun will ich meinen Willen haben, die Libbe soll den Schmuel nicht bekommen, und ich gebe nicht eine Elle Leinewand dazu hin.

Libbe.

Memme! Sie gefallen mir heute gar nicht.

Thore.

Du sollst gar nicht freien, ich wills nicht haben, und der Schmuel soll mir aus dem Hause bleiben!

Libbe.

Das wird sich finden; ich bin auch nicht auf den Kopf gefallen. Memme: ich werd ihn doch auch wissen herein zupraktiziren, ohne daß Sie's wissen, und wenn Sie nicht wollen, so müssen Sie, Papa hat's auch gesagt.

Thore.

So eine Unverschämtheit, ich soll alt seyn: Ich bin doch wohl ansehnlicher, als Du dumme Creatur.

Libbe.

Ich bin doch in der vollen Jugendblüthe.

Thore.

Du bist häßlich, wie die Nacht, sag ich Dir.

Libbe.

Schmuel sagt das Gegentheil, und der Herr Professor hat auch gesagt, ich sey schön und der verstehts doch, er ist doch ein Philosoph, und hat sich oft darüber aufgehalten, daß Sie so affektiren.

Thore.

Ich will ihm die Augen auskrazzen, wenn er wieder herkömmt; ist das der Dank! Ich hab' ihm so viel Gutes erwiesen! Ach die abscheuliche Welt! Ist das der Dank, daß ich ihm den Pelz fürs halbe Geld gegeben habe?

Papa.

So! was sagst Du; also betrügst Du mich.

Thore.

Hab ich ihn nicht für mein Geld gekauft, hab ich ihn nicht dem betrunknen Matthies abgeschwazzt, kostet er Dir etwas? Ists nicht mein Handel?

Papa.

Aber was hast Du für Ursach, es ihm wohlfeiler zu lassen?

Thore.

Nun, weil er ein artiger Mann ist.

Papa.

Er soll für Dich nicht artig seyn: dafür bin ich.

Thore.

Schön bist Du; der Herr Professor nennt mich nicht alt.

Papa.

So lacht er über Dich im Herzen, daß Du noch jung seyn willst.

Thore.

Es ist nicht wahr, und die Libbe lügt, ich weiß, daß er viel Stükken von mir hält.

Papa.

Ich glaub's, weil er wohlfeil kaufen kann; es ist Unrecht und bleibt Unrecht; Du sollst keinem andern gefallen.

Thore.

Kann ich's wehren, wenn mich die Leute hübsch finden?

Papa.

Hübsch bist Du gewesen!

Thore.

Und werde für Dich immer noch viel zu hübsch seyn: daß Du Dich nicht unterstehst, Libbe, und ziehst Dich besser an, wenn der kömmt; nach gerade soll wohl die Tochter die Mutter ausstechen, nein! Ich war

eher da, und hatte hundert Liebhaber, ehe Du gebohren warst.

Libbe.

Ja, ja, das glaub' ich.

Thore.

Und wurde ganz anders geehrt, wie Du, und habe mir nichts darauf eingebildet; im Nachtkamisol sollst Du bleiben.

Libbe.

Da bin ich am hübschsten, sagt er.

Thore.

Du sollst ihn gar nicht mehr sehen, und sollst nicht mehr ausgehn.

Papa.

Thore, bei Dir heißt's wohl recht: Alter schadt der Thorheit nicht.

Thore.

Rede mir nichts vor, Alter, oder wir schlagen uns; wer ist alt! Ich bin nicht alt — Wie viel Kinder willst Du noch haben? Ich schaffe sie Dir, und wenn's zehne sind. Willst Du's darauf anlegen, so sollst Du sehn, will ich alle Woche einen andern Liebhaber haben, und noch dazu Christen.

Papa.

Freilich, wenn Du zugiebst, das nehmen die Christen gern vorlieb, und der Herr Professor ist bekannt dafür; der wird gleich der erste, Du darfst nur den Laden ausräumen.

Thore.

Nein! Nein! Zugeben sollen sie mir noch; sie

sollen's mir überall nachtragen, und nun werd' ich's Dir zum Tort thun.

Papa.

Warum machst Du denn nicht den Schmuel der Libbe abspenistig? Mich wundert's doch!

Thore.

Wenn er leidlich wäre; er ist ja ein unbärtiger Gelbschnabel, sonst würd' er sich ja nicht in so ein albernes Ding verlieben.

Libbe.

Memme! Das will ich mir ausbitten.

Thore.

Siehst Du, das hast Du von Deiner Erziehung; fährt sie mich nicht an, als wenn ich ihre Dienstmagd wäre.

Libbe.

Albern laß ich mich nicht schelten.

Papa.

Nur, still, still! Der Schmuel kommt: sey freundlich, Libbe, ich sag's Dir; sein Geld können wir brauchen: mäßige Dich Thore.

Schmuel tritt mit einer bescheidenen Verbeugung herein:

Schmuel.

Ich freue mich, Sie wohl zu sehn Madame.

Thore (kalt)

Gleichfalls! Mich wundert, daß Sie mich nicht übersehn.

Schmuel.

Madame sind ja so klein nicht.

Thore.

Aber doch sehr klein gegen meine Tochter.

Schmuel.

Mich dünkt größer.

Thore.

Apropos! Glauben Sie ohne mein Zuthun meine Tochter zu erhalten?

Schmuel.

Das hab' ich mir nie einfallen lassen.

Thore.

Nun so seyn Sie künftig etwas aufmerksamer.

Schmuel.

Ich wüßte nicht, wie ich dagegen gefehlt hätte.

Thore.

Man muß die Mutter nicht versäumen, wenn man die Tochter haben will.

Schmuel.

Ich begreife würklich nicht —

Papa.

Lassen Sie's gut seyn, meine Frau ist heute wunderlich.

Libbe.

Ich kehre mich aber nicht daran; das ist das beste.

Papa.

Sagen Sie mir lieber Schmuel! Was halten Sie von meiner Frau, wie Sie sie da sehn.

Schmuel.

Daß sie immer eine sehr artige, schöne Dame waren.

Papa.

Also heute nicht; siehst Du, da hast Du's!

Schmuel.

Ich muß bei Madame verleumdet seyn! Denn sonst erinnere ich mich nicht; ich würde auch noch öfter meine ausgezeichnete Hochachtung und Bewunderung gezeigt haben, wenn ich es wagen zu dürfen geglaubt hätte, zu wiederholen, was man durchgehends von Ihren Vorzügen rühmt; aber ich hielt dies für Unbescheidenheit.

Papa.

Nun, kannst Du Dir einen galanteren Schwiegersohn denken?

Thore.

Ich bin nicht so eitel, daß ich das glauben könnte; und das verstand ich unter den vernachläßigten Aufmerksamkeiten nicht, mein lieber Herr; es war mir nur so, als ob ichs gern gesehen hätte, wenn Sie sich zuerst an mich gewandt und dann erst meiner Tochter Ihren Antrag gemacht hätten; denn Sie wissen wohl, daß es die Mütter nicht gern haben, wenn die Töchter sich ohne ihr Wissen verlieben.

Schmuel.

Schöne Frau, es hängt ja bloß von Ihrer Güte ab.

Thore.

Nun, ich bin schon ausgesöhnt, wenn ich Reue sehe.

Ach über die schwache Frau! denkt Papa, Libbe und Schmuel und mit ihnen alle Leser.

Zweite Scene.

(Sie spielt in einem vornehmeren Hause.)

Mutter und Tochter Moses.

Die Tochter.

Aber ma chere mere! Sie können mich doch nicht zwingen!

Die Mutter Mose.

Nicht widersprochen! Du sollst ihn absolument nehmen!

Die Tochter.

Aber wenn ich ihn nun nicht leiden kann.

Die Mutter Moses.

Es hilft nichts! Er hat einmal bei mir um Dich angehalten.

Die Tochter.

Aber ich hab' ihn doch nie gesehn.

Die Mutter.

Hat er Dich doch gesehn im Conzert, und Du gefällst ihm.

Die Tochter.

Wollen Sie mich denn mit Gewalt unglüklich machen?

Die Mutter.

Unglüklich? — Glüklich sollst Du werden! Er hat ja Geld; und kurz er hat einmal bei mir angehalten und Du mußt ihn nehmen; er ist doch von Kindheit auf in England gewesen und steht mit den größten Häusern in Konnexion. Du kannst ja noch einmal eine große Banquier-Frau und eine Geheimeräthin werden.

Die Tochter.

Durch Liebe glüklich seyn ist besser.

Die Mutter.

Es ist nicht wahr; Geld macht alles.

Die Tochter.

Aber nicht ruhig und zufrieden.

Die Mutter.

Alles machts; damit gut! er muß gleich kommen; daß Du Dich nicht weigerst, keine Grimassen schneidest, nicht spröde thust, Du kennst mich, ich rath' es Dir!

Die Tochter.

Sehr wohl. (sich kalt verbeugend.)

Die Mutter.

Und ihm freundlich entgegen gehst und

Die Tochter (sie unterbrechend.)

Muß ich ihm auch die Hand küssen?

Die Mutter.

Nicht wizzig, Demoiselle? Das würde sich schikken.

Die Tochter (raillirend.) *)

Nein! Im Ernst, Mutter geben sie mir ein wenig Unterricht, ich verstehe mich nicht zu haben dabei.

Die Mutter.

Wenn ich nur Zeit hätte! Du wirst Dich freilich nicht so recht gleich benehmen, denn Du hast noch keinen Liebhaber gehabt.

Die Tochter (vor sich.)

Keinen, den Sie wissen.

*) Man soll es in der jüdischen Erziehung häufig finden, daß die altklugen Kinder die Eltern zum Narren haben.

Die Mutter.

Du bist ja noch nicht wie unser Eins, in der großen Welt gewesen. Mit der Liebe ists eine ganz eigne Sache.

Die Tochter (vor sich.)

Ja wohl!

Die Mutter.

Was sprichst Du denn immer zwischen den Lippen? Du studirst wohl gar schon auf die Rolle, wie Du ihn fangen willst.

Die Tochter.

Das versteht sich, Mutter!

Die Mutter.

Das wird etwas gescheutes seyn.

Die Tochter.

Sie werdens freilich besser verstehen; wenn Sie mirs doch nur sagen wollten, ich mögte mich doch nicht gern auslachen lassen.

Die Mutter.

Wenn ich nur nicht alle Hände voll zu thun hätte.

Die Tochter.

Ei, lassen Sie das.

Die Mutter.

Ihr Kinder haltet einen von allem ab! Wenn mir die Wäsche nur nicht im Kopfe läge — wenn ich nur Zeit hätte; nun ich werde gleich wiederkommen.

Die Tochter.

Ach Sie halten nicht Wort.

Die Mutter.

Sieh Du mußt ihn gleich fesseln.

Die Mutter.

Mit Strikken doch nicht?

Die Mutter.

Dumme Gans! Man sagt doch nur so, es ist doch nur eine Redensart, Du mußt ihn gleich so festhalten, daß er nicht wieder entwischen kann.

Die Tochter.

Nun ja, ich will ihn schon am Rokschoß festhalten.

Die Mutter.

Bist Du toll! so meyn' ichs nicht! Mit Worten und Mienen fesseln. Verstehst Du mich denn nicht? Ei was bist du dumm.

Die Tochter.

Nun ich werd' es schon machen.

Die Mutter.

Nein! Nein! Ich will nur die Wäsche erst aufhangen, ich komme gleich wieder! Du verstehst noch nicht, was das auf sich hat; ich muß das besser wissen, ich habe Erfahrungen gemacht.

Die Tochter (bedeutend.)

Ja, das glaub' ich!

Die Mutter.

Nun, da mußt Du auch Lehren annehmen! — Was! Ich glaube gar, Du lächelst; ich will doch nicht hoffen, daß Du daran zweifelst. O Mademoisell; in Ihren Jahren hatt' ich schon einem Mandel Liebhaber den Korb gegeben; so ein einfältiges Ding war ich nicht als sie.

Die Tochter.

Ja, das glaub' ich!

Die Mutter.

Halte Sie mich nicht zum Narren.

Die Tochter.

Wie werd' ich das!

Die Mutter.

Wenn mir nur nicht alles auf dem Halse läge, Wäsche, Wein-Abziehen — ihr Kinder haltet einen von Allem ab. (geht und kömmt wieder zurük.) Ja, von zwölf Jahren hatt' ich schon einen Mann zum Liebhaber, der sich mir zu Gefallen erschossen hat, und da ich vierzehn Jahr alt war, wurden zwei meinetwegen verrükt.

Die Tochter.

Ei! Was Sie mir sagen!

Die Mutter.

Nun! Nicht wahr? So weit wirst Du's in Deinem Leben nicht bringen.

Die Tochter.

Schwerlich! Schwerlich!

Die Mutter.

Meine Augen hatt' ich wie meine Hände in meiner Gewalt (sie will gehn.)

Die Tochter.

Liebe Mutter!

Die Mutter.

Schon wieder teutsch? Französisch soll gesprochen werden! Nun, was wollt'st Du sagen?

Die Tochter.

Ob Ihre Augen auch Ohrfeigen geben können?

Die Mutter.

Ernst jetzt! Was sollen die Possen: nun will ich gehn; ich werde gleich wieder kommen; sobald er kömmt, rufe, hörst Du.

Die Tochter.

Sie werden mich doch erst noch ein wenig einstudiren; ich weiß doch nicht, wie —

Die Mutter.

Gleich! Nur ein paar Stük will ich geschwind aufhangen. (sie geht.)

Die Tochter lacht sich unterdeß fast nieder auf die Erde, geht ans Clavier und spielt:

Mädchen sechszehn Sommer alt
Sollten nichts von Liebe wissen,
Nicht der Liebe Allgewalt
Durch der Liebe Wiederküssen
Schon empfunden haben? Lacht
Liebe Mädchen! Mütter wacht!

So eben tritt die Mutter wieder herein.

Nun, da bin ich wieder: das Singen geht ja nach Herzenslust! Du kannst wohl kaum die Zeit erwarten?

Die Tochter.

Die Zeit ist mir gar nicht lang geworden.

Die Mutter.

Nun, ist die Rolle einstudirt?

Die Tochter.

Worauf?

Die Mutter.

Das ist wohl noch eine Frage!

Die Tochter (ungeduldig.)

O wie kann ich denn!

Die Mutter (unterbrechend.)

Eben darum komm' ich, Dir noch einiges zu sagen, wie Du ihn empfangen mußt.

Die Tochter (verstellt.)

Wirklich?

Die Mutter.

Ja, ja! Das Ei will immer klüger seyn als die Henne; ich habe Erfahrung. Sieh, Du mußt eine recht freundliche Miene annehmen, wie ich jezt; (sie zeigt es.) Nun, mach' es einmal so!

Die Tochter.

Nun ja! (das Gesicht ist halb verdrüßlich, halb freundlich.

Die Mutter.

O wie unausstehlich! Sieh mich einmal dagegen an (freundlich affektirt grinzend.) Das muß lauter Anmuth, lauter Douceur seyn!

Die Tochter (spöttisch von der Seite.)

Viel Douceur! Das muß man gestehn!

Die Mutter.

Und den Kopf etwas schief gehalten. (sie richtet der Tochter Kopf nach der linken Schulter hin.)

Die Tochter.

Als wenn ich einschlafen wollte? Und die Augen dicht zu?

Die Mutter.

Nicht wieder Possen, wo Ernst seyn soll! so (ihr vorzeigend) mußt Du den Kopf halten.

Die Tochter (die alles steif und lächerlich nachmacht.)

Und die Augen, wie die Hände? Nicht wahr?

Die Mutter.

Wie albern.

Die Tochter.

Wie so? Sie sagten ja selbst, Sie hätten Ihre Augen eben so in Ihrer Gewalt, als Ihre Hände.

Die Mutter.

Ja wohl hatt' ich das, das weiß die ganze Stadt. Auch mußt Du, wenn Du sprichst, so ein wenig mit der Hand fechten und den kleinen Finger, sieh nur hier, in einer kleinen Entfernung von den übrigen halten und etwas krümmen.

Die Tochter.

Haha! Ich merke! Damit er gleich sieht, daß ich Lust habe, einen Ring zu tragen, und er auf eine saubre Manier daran erinnert wird.

Die Mutter.

O die Engländer lieben die gar zu vielen Manieren eben nicht.

Die Tochter.

Sie machen mir eine allerliebste Schilderung; halb Franzose, halb Engländer, das muß eine saubre Mischung seyn. Ich liebe die zusammengesezten Menschen nicht, sie haben gewöhnlich gar keinen Charakter.

Die Mutter.

Charakter hin, Charakter her! er hat Geld, das ist die Loosung! Und mit Geld ist etwas anzufangen.

Der junge Liebhaber tritt so eben herein.

Treten Sie nur näher Musje Joel!

Joel.

Was befehlen Sie?

Die Mutter.

Nun, der Herr Salomon wird doch alles mit Ihnen verabredet haben.

Joel.

Ich weiß alles; — aber,

Die Mutter.

Nun so komm doch her, Josephine, (so heißt die Tochter.)

Josephine (ihre Mutter am Aermel zupfend.)

Mutter, Sie werden doch nicht.

Die Mutter.

Nun, so geh doch.

Josephine (zurüktretend)

Mein Herr, Sie verzeihen.

Die Mutter.

Nun so sey doch nicht blöde und gieb dem Herrn die Hand — seyn Sie nicht blöde, Musje Joel.

Josephine.

Aber Mutter! Wie —

Die Mutter (unterbrechend.)

Sie ist ein wenig schüchtern, (sie stößt Josephinen in die Seite) so geh doch zu ihm.

Josephine (verlegen.)

Ich kann doch nicht. —

Die Mutter

(unterbrechend und mit der Miene einer schmachtenden Liebhaberinn.)

Treten Sie doch näher, Musje Joel! Sie weiß alles.

Joel (äusserst unbeholfen und schüchtern.)

Mamsell: Verzeihen Sie.

Die Mutter (stößt Josephinen vorwärts.)

Nun so geh doch!

Joel.

Verzeihen Sie, ich bin da. —

Die Mutter (sieht von der Seite.)

Halt doch den Kopf schief.

Josephine (vor sich halb ungeduldig, halb lächelnd.)
Die Augen auch schief?

Die Mutter (ihr auf die Füße tretend.)
Den kleinen Finger, die Augen, den Kopf, wie ich Dir gesagt habe.

Joel.
Verzeihen Sie, ich bin da.

Marie (ungeduldig.)
Sie sind der Musje Joel.

Die Mutter (vor sich.)
O wie dumm! (zu Josephine sacht) Mach doch eine freundliche Miene! — (laut) es ist Dein Bräutigam, liebe Josephine.

Joel (steht starr da und zittert.)
Ja Mamsell!

Die Mutter.
Seyn Sie nur dreist (zu Josephinen von der Seite) drükk ihm doch die Hand.

Josephine.
(kann sich des Lachens nicht erwehren und reicht ihm um es zu verstekken, einen Stuhl.)
Sezzen Sie sich gefälligst.

Joel.
Meine Memme, sehn Sie liebe Mamsell — (stottert.)

Die Mutter.
Seine Mutter hat Dich für ihn ausersehn; Du hast seiner Mutter gefallen.

Josephine.
Große Ehre für mich.

Joel (rükkt mit einfältiger Miene näher.)
Ja! Und mir auch.

Josephine (mokant.)

So? würklich.

Joel (ihre Hand antastend.)

O ja!

Josephine (raillirend.)

Und was noch mehr, Musje Joel?

Die Mutter (vor sich.)

O wie dumm!

Joel.

Und meine Memme hat gesagt, ich soll hergehn.

Josephine.

So? Und weiter hat Ihre Memme gesagt?

Die Mutter (vor sich.)

Ich mögte sie prügeln.

Joel.

Und ich will Sie auch je ehr, je lieber heirathen.

Josephine (lacht laut auf.)

Also je eher, je lieber?

Joel (mit sichtbarer Freude.)

O ja! Ich habe funfzig tausend Thaler im Ver-
mögen.

Die Mutter.

Nun was willst Du mehr! Nun so küß den Herrn.

Josephine (sacht zu ihrer Mutter.)

Ich will den stokdummen Menschen nicht.

Die Mutter.

Aber Du sollst.

Joel (mit der einfältigsten Miene.)

Gefall' ich Ihnen nicht?

Die Mutter.

O ja! O ja! Musje Joel: sie hat mir nur etwas anderes in die Ohren gesagt.

Joel.

Darf ich's wissen?

Die Mutter.

Sie sind zu bescheiden, als sich ins Angesicht loben zu lassen (Josephine lacht laut auf.)

Joel.

Nun hören Sie, sagen Sie's.

Josephine erstikkt beinahe vor Lachen.

Die Mutter (in der größten Hitze.)

Gleich sey ernsthaft!

Joel.

Ei lassen Sie doch die schöne Mamsell.

Die Mutter.

Nein! Sie soll nicht lachen.

Joel.

Nun lassen Sie doch, sie meint's doch gut; sie lacht über mich.

Josephine (trokken.)

Ja wohl, Musje Joel — die Mama schilt auch immer.

Joel (drohend mit dem Zeigefinger.)

Mama! Es ist meine Braut!

Die Mutter.

Nun so küssen Sie Ihre Braut.

Josephine.

Je Mama, so lassen Sie doch jedermann seinen Willen.

Joel.

Ich weiß doch nicht, ob's Mamsell erlaubt.

Die Mutter.

Sie müssen nicht lange fragen, es ist ja Ihre Braut.

Josephine.

Seyn Sie nur hübsch bescheiden, Musje Joel, es kleidet immer gut.

Joel.

Nun, was hab' ich gesagt, ich will doch Mamsell nicht zwingen.

Die Mutter.

Aber Du sollst; oder. —

Josephine. (trotzig und ungeduldig.)

Und ich will sehn, wer mich zwingen soll.

Die Mutter.

Bei Wasser und Brod sollst Du schmachten.

Josephine.

Immerhin! Es schmekt immer besser, als gezwungene Küsse.

Joel.

Nun, was hab' ich gesagt; sie will doch nicht.

Die Mutter.

Sie müssen nur nicht nachgeben; sie ziert sich nur.

Josephine.

Ja, ja! Glauben Sie nur meiner Mutter.

Joel.

Soll ich das?

Josephine.

Nun freilich, Sie hören ja wohl.

Die Mutter.

Dem Papa will ich's sagen: er soll Dich züchtigen, gieb Acht.

Joel.

Nein! Nein! Lieber mit Gute.

Die Mutter.

Du sollst Musje Joel lieben.

Joel.

Ja?

Josephine.

Musje Joel! Sie sind noch zu jung zum Heirathen?

Joel.

Nun ich bin doch alt genug, achtzehn Jahr! Meine Mama sagt: ich kann heirathen.

Die Mutter.

Ja wohl, das können Sie auch; und meine Josephine liebt Sie gewiß und wird Sie nicht von sich lassen.

Josephine.

Das weiß Gott!

Die Mutter.

Hören Sie wohl, das ist schon ein Seufzer der Liebe.

Joel.

Ach ja!

Der Mensch ist so tölpisch und so grob wollüstig, daß er unverschämt genug ist, ihren Busen zu berühren und sie so zu umarmen; die Mutter klatscht in die Hände und Josephine versetzt dem dummdreisten Herrn eine derbe Maulschelle und springt aus dem Zimmer.

Der Jude schreit: auh weih mir und das Blut strömt ihm aus der Nase.

Die Mutter läuft wie unsinnig umher, flucht und tobt und will den Papa aus dem Comtoire rufen.

Der Jude will nicht einen Augenblik mehr bleiben; aber die Mutter läuft geschwind aus der Thüre und schließt hinter sich zu, daß er nicht heraus kann.

Sie ruft dem Papa; der Jude will sich unterdessen fort machen, findet die Thür verschlossen und schreit aus dem Fenster nach Hülfe.

Papa und Mama kommen; Mama hat Josephinen einen Strik um den Leib geworfen und zieht sie hinter sich her.

Der Jude zittert und bebt und schreit: nä! nä! ich will sie nicht mit Gewalt.

Die Mutter (wüthend.)

Da falle Musje Joel gleich um den Hals.

Der Papa (sanftmüthig.)

Ja, ja, meine Tochter, das thue nur, es ist doch nicht anders.

Josephine.

Dummer Mensch! Das sehn Sie doch wohl, daß ich Sie nicht leiden kann.

Die Mutter (schlägt auf sie zu.)

Du sollst und mußt ihn leiden.

Papa.

Nun, so laß doch! Was hilft's Zwingen, wenns Herz nicht will.

Die Mutter (vor Ungeduld zitternd.)

Aber Musje Joel! Sie stehn auch da wie eine Statüe.

Joel.

Was soll ich! Ich mag sie doch nicht mit Gewalt.

Die Mutter.

So fassen Sie sie doch nur um und reden Sie ihr zu.

Joel.

Nun ja! (er macht Anstalt dazu.)

Josephine.

Gehn Sie, oder ich stoße Sie mit dem Fuß von mir.

Die Mutter.

Das wage! und ich erdroßle Dich wie eine Taube.

Der Papa.

Du bist auch zu grausam — wenn sie ihn nun nicht leiden kann.

Die Mutter.

Sie muß.

Papa.

Womit wollen wir sie zwingen! Was ist gezwungene Liebe! Da ist er und sie nicht glüklich.

Die Mutter.

Ich muß das besser wissen; es ist nichts als Verstellung; sie kann ihn recht gut leiden.

Josephine.

Nein! Es ist nicht wahr!

Die Mutter.

Glauben Sie ihr nicht, Musje Joel.

Joel.

Ich weiß doch nicht, was ich sagen soll.

Die Mutter.

Ich sage Ihnen doch: es ist nichts als Ziererei; sie spricht immer von Ihnen.

Josephine.

O diese schändlichen Lügen!

Die Mutter.

Sie will nur, daß Sie ihr schmeicheln sollen.

Joel.

So?

Die Mutter.

Sie müssen nur nicht gleich geradezu seyn, das mögen die Jungfern nicht leiden; aber recht lieblich und freundlich.

Josephine.

Damit wird er eben so wenig weiter kommen.

Der Papa.

Nun so laß — vielleicht besinnt sie sich.

Die Mutter.

Nein! Nein! Sie soll gleich das Jawort von sich geben.

Joel.

Wenn ich ihr aber nicht gefalle.

Die Mutter.

Thun Sie nur schön mit ihr; dann werden Sie ihr wohl gefallen. (Sie sagt ihm jezt in die Ohren: sehn Sie doch die Schönheit an! Und so schier sie im Gesicht ist, noch viel schierer und schöner ist sie auf dem ganzen Leibe.)

Joel (ebenfalls sacht.)

Ei! Wenn sie mich nur leiden mögte, sie ist schön wie ein Bild; ich will doch mit Ihnen was allein sprechen.

Die Mutter (zu ihrem Manne.)

Bleib Du hier und laß sie nicht heraus, ich gehe mit dem Herrn in die Visitenstube, er will doch mit mir allein sprechen.

Sie gehn.

Joel.

Wenn sie mich nur nehmen wollte; sie ist recht schön.

Die Mutter.

Ach und eine Gorge hat sie, die ist zum Mahlen schön; es ist ein göttlicher Busen, wie lauter Alabaster.

Joel.

Ach vor mein Leben! Wenn sie mich nur nehmen wollte.

Die Mutter.

Sie ist ganz gebaut zur Liebe; ein bloßer Kuß von ihren Lippen ist tausend Thaler werth.

Joel.

Was hilfts mir; sie will mich doch nicht lieben.

Die Mutter.

Ich sage Ihnen, sie schämt sich; sie hat ja nie mit Männern zu thun gehabt.

Joel.

Noch nie? Ei!

Die Mutter.

Ich habe sie gewiß recht bewacht.

Joel.

Also bekomme ich gewiß noch eine reine Jungfer?

Die Mutter.

Das versteht sich! Wie können Sie fragen?

Joel.

Darum hab' ich allein mit Ihnen sprechen wollen; denn meine Mama hat mir gesagt: ich soll mir ja eine reine Jungfer nehmen.

Die Mutter.

Nun, das ist sie gewiß.

Joel.

Aber wenn sie mich nun nicht wird mit zu Bette nehmen.

Die Mutter.

Dazu können Sie sie wohl zwingen, wenn sie nur erst Ihre Frau ist.

Joel.

Also ist sie so schön?

Die Mutter.

Nun, das sehn Sie doch wohl.

Joel.

Ach ich will ihr gern Alles geben, wenn sie mich nur liebhaben will; wenn sie mir nur die Maulschelle nicht gegeben hätte.

Die Mutter.

Das ist Alles die Liebe! Sie muß sich ja wohl weigern; Sie sind ja nicht um sie herum; Sie müssen ihr recht schmeicheln und schöne Geschenke machen.

Joel.

Nun sagen Sie, was soll ich ihr geben.

Die Mutter.

Was Sie wollen: schöne Kleider; eine schöne brillantene Uhr.

Joel.

Alles soll sie haben; aber ich muß doch erst wissen, ob sie mich liebt; hören Sie, reden Sie ihr zu.

Die Mutter.

Sie müssen nur nicht ablassen mit bitten.

Joel.

Ich will doch gern thun, was ich thun kann.

Die Mutter.

Nun kommen Sie, ich will Alles gut machen.

Joel.

Aber Sie müssen sie nicht zwingen; Sie müssen ihr gute Worte geben.

Die Mutter.

Wenn Sie nur gleich eine schöne Uhr ihr schenken könnten.

Joel.

Ich kann ihr doch gleich meine Uhr hier geben; sie ist doch auch für Damen und kostet baare fünfhundert Thaler; wenn sie nur noch eine reine Jungfer ist.

Die Mutter.

Was wird sie nicht, was sprechen Sie! es ist ein sittsames Mädchen, rein wie die Sonne am Himmel.

Joel.

Wenn's nur wahr ist.

Die Mutter.

O daran müssen Sie nicht einen Augenblik zweifeln, sonst machen Sie mich böse.

Joel.

Nun, die Verführung soll doch hier groß seyn.

Die Mutter.

Bei uns kommen keine jungen Burschen ins Haus, sorgen Sie nicht!

Joel.

Können Sie mir's zuschwören?

Die Mutter.

Was soll ich schwören?

Joel.

Daß Ihre Tochter eine reine Jungfer ist.

Die Mutter.

Hoch und theuer will ich schwören; so wahr ich eine ehrliche Frau bin!

Joel.

Nun so wollen wir zu ihr gehn.

Die Mutter.

Nehmen Sie nur die Uhr gleich in die Hand.

Joel.

Wenn sie mich nur nicht wieder schlägt.

Die Mutter.

Dafür lassen Sie mich sorgen; die Uhr wird sie schon freundlich machen.

Joel.

Oder ich will nur erst zu Hause gehn und will einen schönen Ring holen.

Die Mutter.

Nein! Nein! Sie müssen jezt gleich das Jawort geben, und dann wollen wir's auch gleich schriftlich machen.

Joel.

Daß es gewiß ist, ei ja!

Die Mutter.

Dann können Sie so bald als möglich Hochzeit machen.

Joel.

Und dann hab' ich alle Gewalt über sie?

Die Mutter.

Sie muß thun was Sie haben wollen.

Joel.

Und ich kann sie zwingen, mit mir zu Bette zu gehn?

Die Mutter.

Sie wird schon von selbst kommen.

Joel.

Meynen Sie? Das wäre schön.

Die Mutter.

Ich sage Ihnen, sie liebt Sie schon jezt über alles; es ist nur die satanische Verstellung, und es liegt auch an Ihnen; Sie müssen nur immer recht aufmerksam auf sie seyn und ihr alles zu Gefallen thun, und ihr alles an den Augen absehn.

Joel.

Wenn ich nur trauen dürfte.

Die Mutter.

Was ist da zu trauen?

Joel.

Wenn sie aber die Uhr mehr wie mich liebte.

Die Mutter.

Possen! Wer kann Ihnen widerstehn! Sehn Sie sich doch an, was fehlt Ihnen?

Joel.

Meine Mama sagt auch immer: ich sey hübsch.

Die Mutter.

Nun meine Tochter sagt's auch; Sie müssen nur recht artig gegen sie seyn.

Joel.

Ach! Wenn Sie's zu mir sagte, ich wollt' ihr gleich meine ganze Sammlung von Medaillen schenken, die gewiß tausend Thaler werth ist.

Die Mutter.

Sie werden mich doch auch bedenken, mit einem hübschen Präsent; man muß es doch mit der Mutter halten, wenn man die Tochter haben will.

Joel.

Sie sollen auch eine schöne goldene Uhr haben.

Die Mutter.

Nun, so kommen Sie; fallen Sie ihr nun gleich zu Füßen.

Sie treten wieder in das Zimmer zu Josephinen herein; Josephine sizt neben dem Vater mit rothgeweinten Augen.

Joel hält die brillantene Uhr in der linken Hand ihr entgegen und fällt ihr zu Füßen.

Der Papa (ihr sacht zuflüsternd.)

Nimm die Uhr Josephine!

Josephine (zu Joel, dem sie die Uhr abnimmt.)

Was wollen Sie?

Joel.

Mein Schaz nehmen Sie! Verschmähen Sie mich nicht.

Josephine (hält die Uhr in der Hand.)

Meine Liebe läßt sich nicht bestechen.

Joel.

Das ist ja eine Kleinigkeit.

Josephine.

Ich nehme nichts, wenn Sie mir nicht versprechen, mich besinnen zu lassen.

Die Mutter.

Da gilt kein Besinnen; noch heute muß das Jawort und alles schriftlich seyn.

Joel.

Ja! ich will gern Alles thun und bald Hochzeit machen.

Josephine.

Das wird auf mich ankommen; ich muß schlechterdings Bedenkzeit haben.

Joel.

Nun ja doch, ich lasse mir's gefallen.

Die Mutter.

Nein! Nein! Die Männer werden leicht anderes Sinnes; wenn Sie heut' nicht Anstalt machen, so kriegen Sie meine Tochter nicht.

Joel.

Nun, und wenn soll die Hochzeit seyn?

Die Mutter.

Je ehr, je lieber, wenn Sie wollen.

Joel.

Mei! Und wenn's morgen seyn könnte?

Josephine.

Sie sind toll, wissen Sie's; nehmen Sie Ihre Uhr wieder.

Die Mutter.

Sehn Sie, wie sie sich stellt! Nun sollen sie ihr (sie flüstert ihm ins Ohr) noch mehr schenken.

Joel.

Meine ganze Sammlung von Medaillen sollen Sie haben.

Die Mutter.

Nun was willst Du mehr!

Der Papa.

Wie viel sind sie werth.

Joel.

Mehr als tausend Thaler.

Der Papa (zu Josephinen sacht.)

Sag ja! Hörst Du!

Josephine (ungeduldig laut.)

Nein! ich kann ihn nicht leiden.

Joel.

Nun da hören Sie's — sie kann mich nicht leiden, so muß ich doch gehn.

Der Papa.

So lassen Sie ihr noch Bedenkzeit, sie wird sich besinnen.

Josephine.

Nein! Nein Papa! Ich habe Ihnen ja schon vorhin gesagt; ich mag ihn nicht.

Die Mutter.

So lassen Sie doch nicht ab mit bitten, bis sie ja sagt.

Joel.

Was hilfts! sie hört doch nicht.

Die Mutter

Sie muß, wenn Sie nur wollen; wir können sie zwingen dazu, und wenn Sie sie nur erst haben, und sie hat die Liebe geschmekt, dann wird sich alles geben.

Joel.

Ich will noch einmal fragen: Wollen Sie mich heirathen?

Die Mutter.

Sag freiwillig ja, oder wir zwingen Dich.

Josephine antwortet nicht, die Uhr hat sie aber noch fest in der Hand.

Der Papa (leise zu Joel.)

Holen Sie nur erst die Medaillen und den Ring.

Die Mutter.

Nein! Nein! er kommt nicht wieder.

Joel.

Fürwahr! ich komme wieder und bringe den ganzen Kasten voll Gold und Silber.

Die Mutter.

Sie könnens uns doch schriftlich geben, ist's doch eben so gewiß.

Joel.

Auch das! Geben Sie mir Dint' und Feder.

Der Vater.

Aber was kriegt meine Tochter, wenn der Herr stirbt, man kann doch nicht wissen — der Mensch ist doch sterblich.

Die Mutter.

Nun, wie frägst Du! der Frau gehört's ganze Vermögen; das will er ihr doch auch gleich in der Verlobung mit verschenken.

Joel.

Ich will mich doch besinnen.

Die Mutter.

Nein: da gilt kein Besinnen! Das versteht sich ja, das ist ja überall so.

Joel.

Nu ich will doch erst meine Mama fragen.

Der Papa.

Sind denn der Herr nicht vor sich?

Joel.

Ei ja! Ich bin doch majorenn und habe mein eigenes Comtoir.

Der Papa.

Nun was soll die Mama dazu.

Joel.

Sie hat mir doch gesagt, ich soll nichts ohne sie thun.

Die Mutter.

Sie sind ja allein, Mama's genug, Sie werden sich doch schämen; dabei ist doch weiter kein Besinnen; mancher gäbe doch wohl hundert tausend Thaler, wenn er so ein schönes Mädchen bekommen könnte.

Joel.

Nun so will ich's auch verschreiben, wenn sie mir's Jawort giebt.

Der Papa (zu Josephinen.)

Nun so sag' auch ja! Der Herr meint's doch gut mit Dir!

Josephine.

Ich kann nicht!

Die Mutter.

Noch wollen wir in Güte zureden.

Josephine.

Nein! ich gebe mein Wort heute nicht.

Joel.

Aber morgen? meine schöne Mamsell!

Die Mutter.

Nein! Nein! heute muß es noch seyn (sachte zu Papa: so treib doch an, Du alte Schlafmütze, sonst entschlüpft er uns.)

Der Papa.

Du mußt heute noch Dein Wort geben.

Josephine.

Das ist mir unmöglich.

Die Mutter.

Hören Sie nicht weiter auf die Närrinn; machen Sie's nur schriftlich, was Sie ihr geben wollen.

Joel.

Nun, ich kann doch nicht eher, bis sie mir ihr Jawort gegeben hat.

Die Mutter.

Wenn ichs Ihnen gebe, da ist's eben so gut — die da muß wohl!

Joel.

Nun, das ist doch keine Liebe.

Die Mutter.

Ihre Verstellung muß so bestraft werden; wir wollen die Punktation aufsezzen und dann soll sie gleich ihren Namen unterschreiben.

Joel.

Ich will doch nicht, daß sie mit Gewalt mich lieben soll.

Die Mutter.

Nun, so fragen Sie sie; ob sie mit Gute will, wir wollen sie allein lassen.

Josephine.

Ich werde nicht allein hier bleiben.

Die Mutter.

Du sollst! Komm Papa!

Sie gehn heraus; Josephine ist mit Joel allein.

Keiner spricht ein Wort; Josephine geht ans Fenster; Joel geht ans andere Fenster.

Josephine sezt sich, Joel sezt sich auch; Josephine hustet, Joel hustet auch; sie seufzt, er seufzt auch; sie pflükt Enden aus ihrem Tuch und dreht sie zwischen ihren Fingern, er ballt sein Taschentuch ängstlich zusammen und wischt sich dann den Schweiß ab.

Sie muß endlich laut auflachen; er steht auf und naht sich ihr auf den Zehen:

Lachen Sie über mich?

Josephine.

Hab' ich gelacht? Das weiß ich nicht einmal.

Joel.

Ei, so in Gedanken! Sie lieben mich gewiß, nicht wahr?

Josephine.

Ich könnte nicht sagen.

Joel.

Und werden mich nicht heirathen?

Josephine.

Habe eben keine Lust dazu.

Joel.

Wenn Sie mir nur die Maulschelle nicht gegeben hätten.

Josephine.

Sie hätten ihrer zehn verdient.

Joel.

Ei, wie Sie unbarmherzig sind; wenn das meine Mama wüßte.

Josephine.

Ich will's ihr sagen.

Joel.

Um Moses willen nicht; dann käm's herum bei allen unsern Leuten. Nun sagen Sie mir, ob mir Ihre Frau Mama etwas vorlügt.

Josephine.

Wenn sie Ihnen sagt, daß ich Sie liebe, so hat sie die ärgste Lüge von der Welt gesagt.

Joel.

Also hab' ich keine Hoffnung?

Josephine.

Keine, wenn es von meinem freien Willen abhängt.

Joel.

Und Sie werden mich nicht mit zu Bette nehmen.

Josephine.

Sprechen Sie mir von solchen Pöbelhaftigkeiten nicht vor.

Joel.

Nun was soll ich thun; Ihre Frau Mama will mich doch nicht lassen.

Josephine.

Sich nach einem andern Mädchen umsehn.

Joel.

Also wollen Sie sich nicht erbitten lassen?

Josephine.

Ich will nach Neigung heirathen.

Joel.

Aber Sie könnten's bei mir haben wie eine Prinzessinn, und noch schöner!

Josephine.

Mein Herz ist bereits versagt.

Joel.

Das ist was anders; so geben Sie mir meine Uhr wieder.

Josephine.

Die behalt' ich, die haben Sie mir einmal geschenkt.

Joel.

Nun, das geht doch nicht, wenn Sie nicht meine Braut werden; ich wollte Ihnen wohl mehr geben, Kutsch' und Pferde und die schönsten gestikten Kleider.

Josephine.

Kann mir alles nichts helfen; denn ich kann Sie nicht lieben.

Joel.

Aber wenn ich will, so wird man Sie zwingen.

Josephine.

Und was werden Sie damit ausrichten?

Joel.

Nun, dann müssen Sie thun was ich haben will.

Josephine.

Das werd' ich bleiben lassen.

Joel.

Und dann werden wir doch auch Kinder bekommen?

Josephine.

O schweigen Sie, das ist mir eine verhaßte Idee.

Joel.

Das bringt doch der Ehestand mit sich.

Josephine.

Eben darum mag ich nicht heirathen.

Joel.

Und eben darum mögt' ich Sie wohl heirathen. (er rükt ihr näher.)

Josephine (steht auf.)

Lassen Sie uns davon abbrechen; ich mögte Sie nicht gern noch mehr beleidigen.

Joel.

Es liegt doch bloß an mir, ob ich Sie zwingen will oder nicht.

Josephine.

Wenn Sie so albern denken wollen, sich einem Mädchen aufzudringen, das Sie nicht leiden kann.

Joel.

Das findet sich, sagt Ihre Mama.

Josephine.

Vielleicht bei meiner Mama, bei mir nicht.

Joel.

Sie würden mir nach und nach schon gut werden, wenn Sie's nur nicht besser wüßten.

Josephine.

Dazu machen Sie sich keine Hoffnung; ich bin unveränderlich.

Joel.

Nun, Sie sollen meine Uhr behalten.

Josephine.

Das werd' ich auch.

Joel.

Aber Sie müssen mir gut seyn.

Josephine.

Das könnt' ich ja leicht sagen; aber ich lüge nicht gern.

Joel.

Sie verstellen sich, sagt Ihre Mama.

Josephine.

Nein! Nein! Ich bin sehr aufrichtig; es ist alles Wahrheit.

Joel.

Also können Sie mich nicht leiden?

Josephine.

Leiden vielleicht; aber nicht lieben.

Joel.

Also doch leiden? (er ergreift ihre Hand.)

Sie zieht sie zurük.

Er versucht, ihr einen Kuß zu geben; sie springt schnell auf und er purzelt beinahe auf die Nase.

Meine Uhr will ich haben! spricht er hizzig und tritt hart mit dem Fuß auf die Erde.

Die Mutter, die an der Thür horcht, hört es und tritt sammt dem Vater herein.

Mit wilder Furien-Miene frägt sie: was geht hier vor?

Joel.

Ich will meine Uhr wieder haben, und sie will sie mir nicht wiedergeben.

Die Mutter.

Desto besser für Sie, das ist ja eben ein Zeichen, daß sie Ihre Liebe annimmt.

Joel.

Nein! Sie hat mir's gerad' unter die Augen gesagt, daß sie mich nicht leiden mag.

Der Papa.

Das spricht sie nur so, sonst würde sie die Uhr nicht an sich behalten.

Josephine.

Was man mir einmal schenkt, geb' ich nicht wieder heraus.

Die Mutter.

Nun, da hören Sie's ja! Das ist ja ein klarer Beweis der Gegenliebe, wenn ein Mädchen die Geschenke von ihrem Liebhaber annimmt.

Der Papa (sacht zur Mama.)

Laß ihn nur die Medaillen erst holen.

Die Mutter.

Nein, daraus wird nichts; ist er erst aus dem Hause, dann kommt er nicht wieder; lieber Musje Joel, lassen Sie ihr nur die Uhr; sie wird schon mehr nehmen.

Joel.

Nein, ich will gleich meine Uhr wieder haben; ich mag sie nicht zur Frau.

Die Mutter (in Todesängsten.)

Aber glauben Sie mir doch: sie liebt Sie ja gewiß und wahrhaftig.

Josephine lacht laut auf.

Joel.

Hören Sie, wie sie spottet.

Die Mutter (wüthend.)

Sey ernst, oder ich trete Dich mit Füßen.

Joel.

Ich habe doch schon gesagt, ich mag keine erzwungene Liebe.

Die Mutter.

Versprechen Sie sich nur erst mit ihr; sie wird sich dann schon geben.

Joel.

Was hilfts mir, es ist doch nicht freiwillig.

Die Mutter.

Das Erzwungene ist desto süßer.

Das verstand der Joel nicht; denn so weit hatt' er auf die Liebe und ihre Genüsse noch nicht raffinirt; er antwortete also in seiner Einfalt drauf: warum nicht gar!

Der Papa (zur Mutter.)

Du siehst, es ist Gottes Wille nicht, sie soll ihn nicht haben.

Die Mutter.

Was geht mich Gottes Wille an; sie muß ihn nehmen.

Der Papa.

Nun, was können wir machen — er will doch auch nicht.

Die Mutter (schlägt jezt auf Josephinen los.)

Daran bist Du gottloses Mensch Schuld.

Joel (der dazwischen tritt.)

Lassen Sie, wenn sie nun auch will, so will ich nicht.

Die Mutter.

Her Ihre Hand, nun soll sie.

Joel.

Ich bin tükkisch, ich will nicht.

Josephine.

Bravo! bravo! bleiben Sie dabei.

Die Mutter (zu Josephinen.)

Fort aus dem Hause, Du sollst mir nicht mehr vor Augen seyn! Gleich fort.

Der Papa.

Sey doch nicht unsinnig! Was sollen die Leute denken! Wir können unser Kind doch nicht unglüklich machen; wenn sie ihn nun nicht leiden kann.

Die Mutter.

Ich sage Dir: es ist eine tükkische Seele; sie verstellt sich, sonst würde sie die Uhr nicht an sich behalten.

Joel.

Ein Wort ist so gut wie tausend, ich mag sie nun nicht

Josephine.

Und ich Sie gar nicht!

Die Mutter (sich fassend.)

Hören Sie, ich will Ihnen noch etwas sagen; wenn sich meine Tochter zwischen hier und übermorgen besinnt und sie sagt freiwillig ja.

Joel.

Ich will Sie nicht.

Die Mutter.

Wenn Sie Ihnen die heutige üble Begegnung abbittet.

Joel.

Was geschehn ist, ist geschehn.

Die Mutter.

Wenn sie Ihnen um den Hals fällt und reuig weint.

Joel.

Das ist Alles Verstellung.

Die Mutter.

Wenn sie dann mit inniger Liebe Ihren Nacken umschlingt.

Joel.

Ist Alles nicht wahr.

Die Mutter.

Nun, wenn ich Ihnen mein Wort gebe.

Joel.

So glaub' ichs nicht.

Die Mutter.

Wenn ihre Lippen auf die Ihrigen sinken und den ersten Kuß der Liebe küssen.

Josephine lacht wieder laut auf.

Hören Sie! sie freut sich schon darauf.

Joel.

So freut sich der Teufel auch! Meine Uhr will ich haben und dann geh ich.

Der Papa (sacht.)

Holen Sie uns erst die Medaillen, es wird Alles gut werden.

Die Mutter.

Was sprichst Du?

Joel.

Ich soll die Medaillen holen und soll sie wegschenken! Nein! dazu bin ich zu klug.

Der Papa.

Nun, so warten Sie wenigstens noch, und bleiben Sie bei uns zu Mittage.

Die Mutter.

Nun ja! Und nach Tische sollen Sie Ihre Uhr wieder haben.

Joel.

Nein! Nein! Ich will gleich gehn; meine Uhr will ich schon kriegen.

Der Papa.

Ich bitte, bleiben Sie noch ein wenig, nun will ich noch einmal mit meiner Tochter verständig reden, und wenn es denn nicht hilft, so mags bleiben.

Joel.

Was hilft's! Ich habe doch nun einmal meinen Kopf für mich; sie hat mich zu lange herumgenarrt, das bin ich doch nicht gewohnt.

Die Mutter.

Wenn sie's Ihnen nun aber noch heute abbittet.

Joel.

Das wird sie nicht thun.

Der Papa geht jezt mit Josephinen in ein Nebenzimmer; Joel hat sein Wort gegeben, bis zu ihrer Zurückkunft zu warten.

Josephine.

Vater! Ich bitte Sie um Alles in der Welt, zwingen Sie mich zu nichts.

Der Papa.

Aber bedenke, was Du Dir für eine Parthie verschlägst, was für eine große Frau Du werden könntest.

Josephine.

Was hilft's, wenn ich im Herzen nicht glüklich bin.

Der Papa.

Glaube mir, man gewöhnt sich aneinander, ich habe Deine Mutter auch nicht leiden mögen.

Josephine.

Liebe aus Gewohnheit, hab' ich erst neulich gelesen, ist nicht wahre Liebe.

Der Papa.

Gelesen und erfahren, das ist zweierlei! Geh mir mit Deinem Lesen; die Herrn schreiben, wie man's gern hört; bedenke nur, er hat funfzig tausend Thaler baar und ein großes Haus, und alle Gewölbe voll auf den Messen.

Josephine.

Ohne Zufriedenheit hilft mir's alles nichts.

Der Papa.

Die kann man sich mit Gelde um ein großes geben; man kann sich alle möglichen Vergnügungen machen: Du brauchst nicht immer bei dem Manne zu seyn, Du kannst ja verreisen, wenn Du willst.

Josephine.

Er ist gar zu heßlich.

Der Papa.

Du kannst ja Dein Bett für Dich haben, und sein Geld ist doch eine schöne Sache.

Josephine.

Geld macht nicht glüklich!

Der Papa.

Wer sagt das!

Josephine.

Ich hab's oft gelesen.

Der Papa.

Schon wieder gelesen! Hast Du's erfahren?

Josephine.

Das läßt sich leicht denken.

Der Papa.

Das sagen nur diejenigen, die es nicht recht zu gebrauchen wissen.

Josephine.

Kann mir sein Geld Gesundheit geben, wenn ich sie verlohren habe?

Der Papa.

Oft genug schenkt das Geld Gesundheit; man kann dann mehr an sich wenden, man kann sich mehr Wartung ung Pflege geben lassen.

Josephine.

Aber doch nicht Ruhe und Zufriedenheit.

Der Papa.

Wenn Du viel Geld hast, so treffen Dich tausend Sorgen und Bekümmernissen nicht, die das Herz der armen Leute beschweren, und das Leben ihnen sauer und Freudenlos machen, so geräth'st Du in tausend Verlegenheiten nicht, in die sie ihre Armuth oft ganz auf Kosten ihrer Ruhe und ihres Glüks stürzt.

Josephine.

Es macht doch immer nicht ganz glüklich.

Der Papa.

Aber es trägt sehr viel zum Glük des Lebens bei; man hat mehr Ehre, mehr Freunde.

Josephine.

Geldfreunde, sind keine Freunde.

Der Papa.

Laß es gut seyn; wir können sie mit unserm Gelde, oft sehr nüzlich für uns machen.

Josephine.

Nun, wenn das Alles ist, so würd' ich doch dadurch nicht glüklich.

Der Papa.

Man muß nur die Kunst verstehn, alles nach seinem Glük zu lenken; siehst Du, darauf kommt's an, und bedenke, was für Freuden Du Dir als reiche Frau machen, wie viel Vergnügen Du haben kannst; heute kannst Du auf einen Ball, morgen auf ein Pikkenik, heute in ein Konzert, morgen in die Komödie gehn, heute hiehin, morgen dahin fahren, bald dahin, bald dorthin reisen, und schöne Gegenden sehen, heute diese Kostbarkeit, morgen eine andre Dir kaufen. Und denk Dir die schönen Kleider und Ringe, die er Dir anschaffen wird, wie alles Dich ansehn und bewundern, und Dich die glükliche Frau nennen wird.

Josephine.

Was hilft's mir, wenn ich's im Herzen nicht würklich bin.

Der Papa.

Das find't sich, wenn man alles Glük und alle Freude von außen hat, und glaube mir, man kann sich an das heßlichste Gesicht gewöhnen, und wie viel ist er denn bei Dir, er ist ja kaum ein Vierteljahr im Ganzen im Jahre zu Hause, und die übrige Zeit auf Messen.

Josephine.

Ich kann ihn nun einmal nicht eine Minute leiden.

Der Papa.

Er hat gewiß manches Gute, was Du jezt noch nicht kennst, und denke doch nur, ob das nicht würklich Glük ist, wenn Du Dich so recht schön puzzen und besser als die andern hergehn kannst, wenn Du eine Lustbarkeit nach der andern hast, und Bedienten, und Kammermädchen auf Deine Befehle und Winke warten, wenn Du heute diesen, morgen jenen Lekkerbissen genießen kannst.

Josephine.

Ach lieber weniger, wenn man nur einen Mann hat, den man herzlich liebt, und den man aus wahrer Neigung nimmt.

Der Papa.

Ei, ei, wenn kein Geld da ist, verliert sich oft die herzlichste Liebe, sage mir das nicht; das steht alles nur so in Büchern, und in der Erfahrung steht's oft ganz anders: wo die Sorgen einkehren, da geht die Liebe heraus.

Josephine.

Armuth mein ich nicht; aber mäßiges Auskommen.

Der Papa.

Ja! Ja! — Bei dem mäßigen Auskommen finden sich oft so viel unmäßige Wünsche, daß die Sorge eben so bald einkehrt; man mögte dann gern alles mitmachen, und wenn die andern Ehre, schöne Kleider und Freuden haben, und das leiden die Einnahmen nicht, da entsteht Zank und Streit, und Ungelegenhei-

ten; glaube mir, es fehlt überall etwas; je reicher, desto besser! Vertrau meinem Worte.

Josephine.

Er ist mir aber zu heßlich.

Der Papa.

Das kömmt Dir jezt nur so vor; das vergißt sich; nach und nach verliehrt sich das.

Josephine.

Und dann ist er auch viel zu einfältig und dumm.

Der Papa.

Das laß Dir lieb seyn; manche Frau gäbe was drum, wenn ihr Mann nicht so klug wäre, als sie; darüber beklage Dich ja nicht, da lachen Dich andere kluge Frauenzimmer aus.

Josephine.

Der Mann ist doch das Haupt, der soll doch mehr wissen und können, der soll doch der Frau durch seine Klugheit rathen.

Der Papa.

Mein Tochter! Wer der klügste ist, der gibt den Rath; laß ihn immerhin dumm seyn, desto besser kannst Du ihn nach Deinen Absichten lenken.

Josephine.

Wenn er nun aber sein Handels-Geschäft nicht versteht.

Der Papa.

Hast Du schon einen Juden gesehn, der das nicht verstände, und wofür hat der Schmidt eine Zange.

Josephine.

Ei man muß selbst alles übersehn können.

Der Papa.

Nun, er wird doch lesen, schreiben und rechnen können, und das übrige giebt sich doch Alles von selbst.

Josephine.

Liebe kann ich doch immer nicht für ihn fühlen.

Der Papa.

Das wird die Zeit lehren; thue mir nur den Gefallen, und stelle Dich jezt so, als wenn Du ihn etwas leiden könntest.

Josephine.

Und dann hätt' ich ihn auf dem Halse.

Der Papa.

Nun, Du bist doch nicht ewig an ihn gebunden.

Josephine.

Dann verlör' ich aber auch das Geld.

Der Papa.

Was er Dir aussezt in der Punktation mußt Du doch bekommen.

Josephine.

Ich kann mich unmöglich entschließen; wie sollt' ich je mit ihm vertraut thun können.

Der Papa.

In der Ehe wird man ganz andern Sinnes; man lernt sich lieben, weil man für einander freundschaftlich Sorge trägt und sich für das beiderseitige Wohl interessirt.

Josephine.

Aber warum soll ich mein junges Leben bei einem so heßlichen Menschen verkümmern; ich kann mich doch unmöglich von ihm anrühren lassen; mir ekelt, wenn ich mit ihm essen soll.

Der Papa.

Was thut man nicht um des Geldes willen?

Josephine.

Ja wohl! das seh' ich; sonst würden Sie mich nicht mit einem so heßlichen Menschen verbinden wollen.

Der Papa.

Folge mir einmal blindlings; ich würde Dir gewiß nicht rathen, wenn es nicht Dein Bestes wäre; Du weißt, ich mein' es gut mit Dir; Du bist, wie gesagt, nicht an ihm gebunden.

Josephine.

Wie soll ich ihn wieder los werden, wenn er einmal mit mir getraut ist.

Der Papa.

Wenn Du nur klug bist, so wird das leicht zu machen seyn.

Josephine.

Nun, so sagen Sie doch.

Der Papa.

Soll ich aufgeklärt mit Dir sprechen; so will ich's Dir sagen; nimm Dir eine schöne Köchin oder Kammerjungfer, und instruire sie, und versprich ihr ein gut Stük Geld; er wird schon in die Schlinge gehn; und dann klagst Du ihn aus und läßt Dich von ihm scheiden.

Josephine
Kein übler Einfall; aber wenn's herauskommt.

Der Papa.

Wie kann es; Du wirst's doch klug anfangen und es nicht gerade heraus sagen; Du wirst doch die Person zu Deiner Vertrauten haben und sie auf ihr eigenes Interesse aufmerksam machen.

Josephine.

Nun, darauf will ich mich besinnen.

Der Papa.

Du weißt wohl, man muß das Eisen schmieden wenn es warm ist; wenn Du Dich zu lange besinnst, so geht er durch, und aus unsrer Spekulation wird nichts.

Josephine.

Wenn's nur geht, daß ich ihn wieder los werde.

Der Papa.

Warum nicht, was soll daran hindern!

Josephine.

Wenn er sich dann nicht scheiden lassen will.

Der Papa.

Das muß er, wenn er ein Ehebrecher ist; hörst Du, entschließe Dich, Du machst uns glüklich, Du machst uns Ehre; wir kommen dadurch in große Konnexionen.

Josephine.

Nun, so kommen Sie, ich bin bereit.

Freudig tritt der Vater mit seiner Tochter herein; die Mutter und Joel stehn am Fenster und zählen die Scheiben; nun meine Tochter hat sich entschlossen.

Joel.

Nun will ich doch nicht; ich fordere meine Uhr.

Die Mutter.

Junger Herr! Nun will ich teutsch mit Ihnen reden, was wollen Sie nun noch mehr; meine Tochter liebt Sie.

Joel.

Ich glaub's doch nicht, und wenn Sie mir's zuschwören, und darum will ich gehn; ich werde schon noch ein anderes Mädchen bekommen.

Die Mutter.

Und nun sag' ich Ihnen, Sie sollen nicht fort.

Joel.

Wer wird mich halten?

Die Mutter (indem sie die Thüre abschließt.)

Ich! Wissen Sie, daß es nicht gleichviel ist, daß Sie hier meiner Tochter was in den Kopf sezzen und dann wieder fortgehn wollen.

Joel.

Nun, ich habe doch meinen freien Willen.

Die Mutter.

Nein! Den haben Sie nun nicht mehr; Sie dürfen nicht wieder fort, ohne die Verlobungspunkte zu unterschreiben.

Joel.

Meine Uhr will ich wohl bekommen! Adieu.

Die Mutter.

Aber so bleiben Sie doch, wir haben uns ja mit dem Essen auf Sie eingerichtet.

Der Papa.

Sie sollen Ihre Uhr schon wieder haben, bleiben Sie nur bei uns zu Tische.

Die Mutter (zu Josephinen.)

Nun, so sprich Du doch auch ein Wort.

Joel.

Und ich will doch auf nichts mehr hören, ich will fort.

Vater und Mutter halten ihn fest.

Josephine.

Nun, so bleiben Sie.

Joel.

Sie meint es doch nicht ehrlich mit mir.

Josephine.

Machen Sie was Sie wollen; ich habe Sie nun gebeten hierzubleiben.

Joel.

Sie machen mich doch zum Narren.

Josephine.

Ei warum nicht!

Die Mutter.

Wie können Sie so etwas denken.

Joel.

Ja, ja! sie will nur meine Uhr nicht missen.

Der Papa.

Nein! Nein! Sie hat mir's ja gesagt in der Stube; sie will Sie haben; sie will Sie ja heirathen.

Die Mutter.

Was wollen Sie mehr! Hören Sie!

Joel.

Ich habe doch nun auch keine Lust mehr dazu.

Die Mutter.

Sie bekommen doch ein schönes, unschuldiges Mädchen.

Der Papa.

Unschuldig wie ein Lamm, das können Sie glauben.

Joel.

Ich muß es doch glauben; ich bin doch nicht allwissend.

Josephine (aufgebracht.)

Sehn Sie den unverschämten Menschen; er zweifelt daran, und hat das Herz, mir so etwas ins Gesicht zu sagen.

Joel.

Nein! Nein! Ich glaub' es.

Der Papa.

Und eine Wirthin, die muß nur so seyn.

Die Mutter.

Und was ich Ihnen doch gesagt habe, ganz für die Liebe; es ist doch kein Makel an ihrem ganzen Leibe — ach glüklich ist der Mann, den sie einmal umfaßt.

Der Papa.

Nun so laß das! Das kann sich der Herr selbst schon denken; sezzen Sie sich — hier ist ein Stempelbogen, wir wollen die Punktation machen.

Joel.

Ich habe doch schon gesagt, ich habe nicht Lust.

Die Mutter.

Nein! Laß nur, wir wollen erst ein wenig essen; es ist angerichtet, (zu Papa sacht) der alte Rheinwein soll ihm schon Muth machen, und der Josephine wollen wir auch fleißig einschenken.

Joel.

Schließen Sie die Thüre auf, ich will gehn; Sie wollen mich hier beschwazzen.

Der Papa.

Wir sind doch in der ganzen Stadt für ehrliche Leute bekannt; unsre Tochter hat doch Vorschläge genug; wir brauchen sie auch nicht aus Noth zu verheirathen.

Die Mutter.

Wir haben doch auch alles voll, und sie erbt doch auch einmal an zwanzig tausend Thaler und wir werden sie auch jezt nicht ledig gehn lassen.

Joel.

Ich habe doch nun einmal meinen Endschluß gefaßt.

Die Mutter (zu Josephinen.)

Du sizzest auch da wie ein Stok, so red' ihm doch zu.

Josephine.

Ich hab's doch gethan; ich kann ihn doch nicht zwingen.

Die Mutter (sacht zu ihr.)

Fall ihm um den Hals.

Josephine.

Das kann ich schlechterdings nicht.

Der Papa (sacht.)

Du mußt einmal in einen sauren Apfel beißen.

Joel.

Was soll das Flüstern, ich will doch nicht; es ist doch nur Alles so um mich zu beschwazzen und mich hinters Licht zu führen.

Josephine.

Ich kann nicht dafür, wenn Sie mir nicht glauben wollen.

Joel.

Nein! Ich will nichts glauben; ich will mich nicht übertölpeln lassen.

Josephine.

Nun, so gehn Sie wo Sie wollen, ich gebe Ihnen kein gut Wort mehr.

Die Mutter.

Sehn Sie, nun wird sie böse; Sie stoßen Ihr Glük mit Füßen von sich.

Joel.

Wenn auch, ich muß fort.

Der Papa (facht.)

Sey doch nur noch ein wenig geduldig; denk' an unser Glük! Du kannst uns unterstüzzen.

Die Mutter.

Erlauben Sie mir Ihren Arm; wir gehn zu Tische.

Joel.

Das Essen wartet auf mich zu Hause.

Der Papa.

Nun, so laß ihn, Du siehst er will nicht.

Joel.

Schließen Sie auf! Die Uhr will ich schon bekommen.

Die Mutter (entschlossen und wüthend.)

Also wollen Sie nicht hier bleiben?

Joel.

Nein, ich gehe gleich.

Die Mutter.

Wollen meine Tochter nicht heirathen?

Joel.

Nein, und wenn sie von Gold wäre!

In diesem Augenblik springt die Mutter wie völlig rasend auf, ergreift ihre Tochter, reißt ihr den Tuch vom Busen, und schreit völlig als eine Rasende:

Was! Wollen Sie diesen Busen vergessen!

Diese Scene, lieben Leser, ist kaum zu beschreiben; man muß sie selbst sehn, um das Lächerliche wie das Verabscheuungswürdige darinn ganz zu fühlen. Der Papa stand starr und versteinert da und erstaunte über sein freches und rasendes Weib; Josephine schrie laut auf und krazte vor Angst und Wuth zugleich die Hand ihrer Mutter, und sie war nahe daran sie mit dem Fuße von sich zu stoßen, und der wollüstige Joel stand in Erstaunen mit emporgehobnen Händen da, hatte alle vorige Tükke vergessen, und rief: ach schein! schein! Gottes Wunder!

Man wird diesen Sprung beinahe für unglaublich halten; aber es ist wahr, wörtlich wahr; den Juden durchglühte plözlich ein ganz anderes Feuer; so weiß und zart und voll und jungfräulich hatt' er noch nie einen Busen gesehen, auch war ihm bei seiner Keuschheit, außer einer schmuzigen Ammenbrust, noch nie ein Busen zu Gesichte gekommen; kein Wunder, daß er hier starr

stand, und seine Gesinnung sich plözlich veränderte. Daß er übrigens viel wollüstiges Temperament hatte, sehen wir schon an seinem vorigen dummdreisten Benehmen.

Josephine verdekte die Augen; der Papa war verdrüßlich über den dummen Streich, den seine Frau gemacht hatte und spuckte einmal über das andere aus und sich in den Bart. Die Mutter staud trozzig und mit Eigenliebe da; keiner sprach ein Wort; Joel war der erste, der sprach:

Was hilft mir die Schönheit! Sie kann mich ja doch nicht leiden.

Der Papa.

Nun, sie hat mir's doch gesagt, daß sie Ihnen das Jawort zur Heirath geben will.

Die Mutter.

Sie sind doch so tükkisch; sie hat's Ihnen doch angeboten.

Joel.

Nun, wenn ich's von der Mamsell selbst höre.

Josephine (ungeduldig.)

Ja! Ja!

Joel.

Das klingt doch so barsch, das ist doch nicht gutwillig.

Der Papa.

Das ist ihre Art so.

Joel.

Wenn ichs aber schlimm bei ihr habe, wenn sie so barsch ist, was?

Die Mutter.

Lieben Sie sie nur erst; ein Mädchen kann doch nicht zuerst verliebt thun.

Joel.

Aber Sie müssen mir keine Maulschelle wieder geben.

Der Papa.

Wenn Sie sich mit ihr verlobt haben, wird sie das nicht thun.

Joel.

Nun, ich will erst die Medaillen holen; vielleicht wird sie mir dann noch mehr gut.

Die Mutter.

Nein! Nein! Das Essen steht ja auf dem Tische.

Josephine.

Lassen Sie ihn nur erst gehn, es ist nicht weit von hier.

Die Mutter. (sacht.)

Damit er nicht wieder kömmt, nicht wahr, damit sie ihn abreden?

Josephine.

Desto besser, wenn er nicht wieder kömmt.

Der Papa.

Bleiben Sie hier; wir sind keine eigennützige Leute.

Die Mutter.

Meine Tochter sagt, sie liebt Sie ohne das; Sie sollen nur erst eine Suppe bei uns essen.

Joel.

Ist das wahr, schönes Kind.

Josephine.

Meine Mutter wird schon für mich antworten.

Der Papa.

Sehn Sie, wie bescheiden! O Sie werden ein

glüklicher Mann mit ihr werden: sie wird Sie über alles lieben.

Sie gehen nun zum Essen; die Mutter schiebt Josephinen, die sich weigert, an Joels Arm, und sie und Papa gehn hinter her, und nikken sich Beifall zu, daß alles gut geht.

Laß uns nun geschwind sputen mit dem Essen, daß die Punktation erst gemacht ist, spricht die Frau.

Aber was fällt mir ein, es ist doch keine Gerichtsperson da; wir wollen gleich den Prokurator nebenan rufen, er kann bei uns essen; er kommt gern, wenn er mitessen kann; halt die Suppe noch etwas auf!

Der Herr Prokurator hatte für diesen Mittag nichts mehr, als Hering und Kartoffeln, denn sein Geiz gab zu nichts mehrerem heraus, und er nahm also die Einladung auf ein gutes Gericht Fische und Braten und Pasteten gern an, fuhr in seine Perükke, knöpfte den Zopf unbekümmert in den Rok hinten mit ein, und saß nach zwei Minuten neben dem geliebten Paare am Speisetische.

Nun hätte man sehn sollen, wie der Papa und vorzüglich die Mutter schlangen, und mit dem Auftragen eilten; der arme Joel wurde nicht satt, so hungrig er auch war; Josephine konnte nicht einen Bissen hinunterschlukken. Der Herr Prokurator waren desto ärgerlicher darauf, daß sich alles so sputete; denn wenn er zu geschwind aß, ward er zu bald satt, und bei so guten Schüsseln muß man langsam essen, um recht viel einladen zu können.

Dürfte ich mir noch ein wenig von dem Braten ausbitten, sprach der Herr Prokurator, und schmazte

gierig mit der Zunge zwischen den Lippen; die Mutter Jüdinn hätt' ihn prügeln mögen, sie rükte schon mit dem Stuhle, um zur Punktation zu kommen, und nun fordert der sich noch Braten.

Ein Trost für den Herrn Prokurator, daß der Musje Joel noch aß, und es sich gut schmekken ließ; er schnitt sich deshalb frisch Brod ab, und tunkte die wohlschmekkende Bratenbrühe mit Gemächlichkeit aus.

Daß Du daran erstikkest, wünschte die Mutter, die auf glühenden Kohlen saß, und über dem Zögern des Prokurators den ganzen Handel zurükgehn sahe; sie rükt von einer Seite zur andern, der Herr Prokurator wollte noch nicht aufstehen.

Joel fing auf's neue an sich einzuschenken, trank mit schlürfender, kostender Zunge drei Gläser hintereinander mit Vergnügen, und krähte bei dem vierten: nun, Herr Prokurator, wir werden am längsten leben, wir essen am längsten! Schenken Sie frisch ein: es lebe meine Mamsell Braut da!

Da ward die Mutter Jüdinn auf einmal getrost, stand auf, flüsterte ihrem Manne mit zitternder Freude ins Ohr; nun geht's! nun geht's! schenkte sich, ihrem Manne und Josephinen auch ein Glas ein, und, Joel der Bräutigam soll leben! kreischten alle so laut, daß die Gläser vom Gellen klangen; aber die arme Josephine war dem Erstikken nahe; sie konnte sich bei dem Trinken des Lachens nicht erwehren; der Wein kam erst in die Nase; da schnob und nies'te sie, dann kam er in die Luftröhre, und Musje Joel war gleich bei der Hand und gab ihr nach guter Ammen-Methode, zwei Schläge in den Rükken, die er in der halben Trunkenheit nicht

gehörig abwog, und die deshalb so derb fielen, daß Josephine laut aufschriee: wer ist denn der Ochse, der mich so schlägt!

Ich bin's ja, ich bin's, liebe Braut: sagte treuherzig Musje Joel, es ist das beste Mittel.

Die Mutter und Papa zitterten schon vor dem Ochsen; aber Musje Joel hatte nichts Arges daraus, und freute sich, daß es geholfen hatte.

Schenke nur immer noch ein, Vater, sprach die Mutter, es ist mehr Wein da; aber Papa meinte: nachher wär's besser, wenn man eine Punktation machte, müsse man nüchtern seyn, sonst sei sie nicht gültig.

Der Herr Prokurator aber kehrten sich nicht daran, und tranken frisch darauf los, bis die Flasche leer war.

Nun gings an die Punktation.

Der Papa.

Nun, wie soll's seyn!

Joel (taumelt.)

Ich lasse mir alles gefallen; Josephinchen liebt mich, nicht wahr?

Josephine (schäkernd.)

O über Alles in der Welt!

Die Mutter.

Nun, was hab' ich gesagt.

Joel.

Es ist ein Engel! Ich bin glüklich überglüklich! Und wenn soll die Hochzeit seyn?

Die Mutter.

Sobald als Bett und Wäsche und Alles im Stande ist.

Joel.

Nun, und wenn ist das?

Die Mutter.

In fünf bis sechs Wochen.

Joel.

Mei! Das ist mir zu lange! So lange kann ich nicht warten.

Der Papa.

Das läßt doch nicht vor den Leuten, wenn man mit der Hochzeit so eilt; man denkt denn doch allerlei Arges.

Die Mutter.

Nun, die Punktation! Ehe geht uns doch die Hochzeit nichts an.

Joel.

Und wenn soll Josephinchen bei mir seyn.

Der Papa.

Nun, wenn Hochzeit ist.

Joel.

Es muß doch auch mit in der Punktation mit stehen, daß sie mich nicht anführt, und mich etwa apart schlafen läßt.

Die Mutter.

Was apart! Zwei Betten sind doch Mode.

Joel.

Was geht mich die Mode an.

Die Mutter.

In einem Bett schlafen doch die gemeinen Leute.

Joel.

Das geh' ich doch nicht ein! Mei! Sie wollen

mich anführen, Herr Prokurator nehmen Sie meine Gerechtsame wahr.

Die Mutter.

Verstehn Sie denn nicht?

Joel (eifrig.)

Ich will nicht verstehen, das ist doch separirt; Frau und Mann gehören in ein Bett.

Die Mutter.

Das soll ja auch; aber Sie können doch nicht immer in einem Bette mit einander seyn.

Joel.

Warum nicht! Es muß breit seyn! — Herr Prokurator, was schreiben Sie da, ich lasse mir's nicht anders gefallen!

Josephine.

Seyn Sie doch nicht närrisch! Ein jeder muß sein Bett für sich haben.

Joel.

Nun hab' ich's gesagt, Sie wollen mich anführen, es soll eine Ehe ohne Beischlaf seyn, Herr Prokurator, das laß ich mir nicht gefallen, es geht alles zurük, ich will doch auch Kinder haben.

Die Mutter.

Die können Sie genug und satt bekommen; hören Sie zu.

Joel.

Sie wollen mir das Nez über die Hörner ziehn, ich höre nicht, und ich bin doch auch nicht auf den Kopf gefallen, ich unterschreibe nicht.

Der Papa.

Noch ist gar nichts, als die Einleitung geschrieben.

Joel.

Was, Einleitung! Was soll die Einleitung; ich will's doch ordentlich punktirt haben, das heißt Punkt für Punkt will ich's haben, und sie soll bei mir schlafen alle Nacht.

Die Mutter.

Nun, das versteht sich von selbst, das braucht nicht geschrieben zu werden.

Joel.

Nein! Das versteht sich nicht von selbst. Ich will sicher gehn, ich habe doch gelesen, da haben sich auch zwei geheirathet, und wenn's Nacht geworden ist, hat sich der eine in dieses, der andere in jenes Zimmer begeben, und der Mann hat's für eine große Gnade halten müssen, wenn ihm die Frau den Schlüssel zum Schlafzimmer einmal überreicht hat; so könnt's mir doch auch gehn.

Der Papa.

Bilden Sie sich so etwas nicht ein; es schikt sich ja auch gar nicht, jezt davon zu sprechen.

Joel.

Ei, es muß doch in der Punktation fest stehn, daß nachher kein Streit ist.

Die Mutter.

Nun sagen Sie mir doch, was wollen Sie denn eigentlich?

Joel.

Es muß darin stehen, daß sie alle Nächte mit mir in einem Bette schlafen soll.

Josephine.

Nein! Das geh' ich schlechterdings nicht ein.

Joel.

Sapperment! Hören Sie's! — Nein, aus der Heirath wird nichts; ich nehme meinen Hut und gehe; Sie sind doch umsonst gekommen, Herr Prokurator.

Der Prokurator.

Das will ich wohl bleiben lassen, mein Herr, machen Sie nicht viel Ferderlesens, ich bin eine Gerichtsperson; Sie müssen nun Order pariren.

Die Mutter (sacht.)

Recht so! recht so! tüchtig, daß er's fühlt.

Der Prokurator.

Alle vornehmen Leute haben jezt zwei Betten zur Bequemlichkeit, und das gehört auch nicht zu den Verlobungspunkten.

Joel.

Nu! Ich unterschreibe nicht; schreibe der Herr, was er nicht lassen kann, ich weiß doch auch Bescheid in der Welt.

Der Papa.

Lassen Sie sich doch bedeuten, davon kann ja hier gar die Rede nicht seyn, das findet sich ja unter Eheleuten von selbst.

Joel.

Ei, dann läßt sie mich laufen, und giebt mir kein gut Wort.

Der Papa.

Erst müssen wir doch niederschreiben, was Sie ihr zubringen, uud was sie erbt, wenn Sie mit Tode abgehn.

Joel.

Ei, mein Geld wollen Sie haben, aber ich soll nichts dafür schmekken, und soll bald sterben, nicht wahr!

Die Mutter.

Wir sind doch alle sterblich.

Joel.

In den ersten siebzig Jahren nicht, was soll der Tod in der Punktation.

Der Papa.

Es gehört doch dazu.

Joel.

Ich will nicht sterben!

Die Mutter.

Nun, Sie werden ja doch auch nicht; es muß doch auch ausgemacht werden, wenn Kinder da sind.

Joel.

Nun fällt mir's ein, wenn sie keine kriegt, laß ich mich scheiden, dazu hab' ich doch Recht.

Josephine.

Aber wenn ich mich nun von ihm scheiden lasse, was hab' ich denn?

Joel.

Nun, ich brauche doch keine Kinder zu bekommen.

Der Prokurator.

Auf den Fall, daß Sie ihr untreu werden.

Joel.

Das werd' ich nicht, da hat sie guten Frieden.

Der Prokurator.

Aber wenn's wäre?

Joel.

Ich will ihr die Hälfte von meinem Vermögen geben, wenn das wahr wird.

Der Papa.

Schreiben Sie's nieder, Herr Prokurator, das ist wichtig.

Joel.

Nota bene, wenn ich ihr untreu werde, ja! Aber ich muß überwiesen seyn. Und ich lasse mich von ihr scheiden, wenn sie keine Kinder kriegt, und dann bekommt sie nichts, als was ich ihr aus gutem Willen gebe.

Die Mutter.

Es muß doch alles bestimmt werden.

Joel.

Und die Kinder müssen mir doch auch ähnlich sehen, sonst glaub' ich nicht, daß sie meine sind.

Der Prokurator.

Herr, Sie machen zu viel Umstände, Sie verdienen das schöne Mädchen nicht.

Joel.

Nun, man will doch was haben für sein vieles Geld; es ist doch auch keine Kleinigkeit.

Der Papa.

Schreiben Sie nur, das gehört nicht hierher.

Joel.

Und das schreibeu Sie auch, sie muß nicht über mich regieren wollen, und ich muß die Kasse haben.

Der Prokurator (verstellt.)

Sagen Sie mir doch, wer Sie so klug gemacht hat.

Joel.

Das hat mir Alles meine Mama gesagt; der Mann muß Herr seyn über die Frau.

Der Prokurator.

Nun ja, dann muß der Mann auch mehr Verstand haben, als die Frau.

Joel.

Gut, das schreiben Sie hin.

Der Prokurator.

Hab' ich doch in meinem Leben, keine solche närrische Punktation erlebt.

Joel.

Nicht wahr? ja bei mir muß alles auf ein Haar seyn.

Josephine (ärgerlich und halblaut.)

Ich mag das dumme Schaf nicht.

Joel.

Hahaha! Hören Sie's wohl? Sie billigt es, daß ich so genau in Allen bin, sie will kein dummes Schaf nicht; — o, das war schön, liebe Braut!

Die Mutter (sacht zu Josephinen.)

Wo Du Dich unterstehst, und noch ein Wort sagst.

Joel.

Nein! Nein! Sie hat Recht; dumm muß kein Mann seyn, da passen wir gut zusammen; der soll erst gebohren werden, der mich anführen und prellen will.

Der Papa.

Nun zur Sache, damit wir fertig werden.

Joel.

Was ich doch gesagt habe, mit den zwei Betten laß ich mir nicht gefallen.

Die Mutter.

Bedenken Sie doch, es ist doch um der Ordnung willen, wenn nun einer krank würde, er könnte doch den andern anstekken.

Joel.

Da versteht sich's von selbst, so soll dabei gesezt werden, wenn wir gesund sind, sollen wir immer beyde in einem Bette schlafen.

Josephine (halblaut murmelnd.)

Nun, da werd' ich immer fleißig krank seyn.

Joel.

Herr Prokurator! halten Sie ein.

Der Prokurator.

Ei was!

Joel.

Ich bitte Sie, halten Sie ein, es gilt nicht: eine kranke Frau will ich nicht haben, wenn Sie krank ist, laß ich mich scheiden.

Die Mutter.

Nu, Gott behüte! Krankheiten kommen von Gott.

Joel.

Ich habe gehört, was die Mamsell gesagt hat, sie will fleißig krank seyn; das laß ich mir nicht gefallen; eine kranke Frau kann mir nichts helfen.

Der Papa.

Nun, man kann doch die Frau nicht verstoßen, wenn sie krank ist.

Joel.

Ich will doch ein flinkes, rasches Weib.

Die Mutter.

Josephine spaßt nur, sie will Sie prüfen, Musje Joel, ob Sie nicht grausam sind.

Joel.

Grausam? Ich will doch mein Leben lassen, wenn sie mich liebt, und mir viele Kinder schenkt.

Josephine (sacht zur Mutter.)

Er soll gewiß nicht Vater dazu werden; wenn Sie mich denn so zwingen wollen, so soll er auch Hörner über Hörner bekommen.

Die Mutter.

Das behalte für Dich, und sei ruhig; ich will's Dir nicht verbieten.

Joel.

Was sagt Mamsell?

Die Mutter.

Daß sie Sie unaussprechlich liebt, und nur zu schamhaft ist, daß Sie ihr nur auf's Wort glauben sollen.

Joel.

Ei, wenn's wahr ist.

Die Mutter.

Sie schäzt Ihre Klugheit ausserordentlich.

Joel.

Nicht wahr? — Zum Präsent hab' ich einen schönen brillantenen Ring hier — nehmen Sie ihn! Ich hab' ihn doch nicht eher geben wollen, als bis ich meiner Sache gewiß bin, — ich habe Sie doch prüfen wollen.

Josephine (persiflirend.)
O, Sie sind ein loser Schelm.

Joel.

Nicht wahr? O, Sie sollen mich erst kennen! Ich sage Ihnen, ich bin so listig, wie das listigste Frauenzimmer; prüfen Sie mich.

Josephine prüfte ihn so weit, daß sie vom ersten Tage ihrer Verbindung an zu kränkeln affektirte, und ihn auf die heimlichen Umarmungen von Zeit zu Zeit vertröstete, daneben ihren Plan mit einem schönen Kammermädchen so glüklich ausführte, daß nach den ersten acht Wochen ihrer Verbindung mit ihm, das schöne Kammermädchen ihr schon laut klagte, daß sie von ihrem Herrn Gemahl schwanger sei, und daß ehe noch ein Jahr hingegangen war, sie sich von ihm scheiden ließ, und so die Hälfte seines Vermögens zog.

Dritte Scene.

Herr Israel oder der schrekliche Kuß aus Delikatesse.

Der Auftritt, den wir jezt erzählen wollen, geht in einem vornehmen Judenhause zu, wo man sonst mit vieler Artigkeit und Zuvorkommung sich begegnet und es der bloßen guten Lebensart schon für nachtheilig hält, sich auch nur harte Vorwürfe zu machen, wo es der feine Ton selbst erfordert, den Nebenbuhlen freundlichst auf-

zunehmen, und, wenn man ihn im Herzen auch gern nach Siberien verwünschte, ihn zu ersuchen, recht oft die Ehre seines Besuchs zu wiederholen.

Seit ein paar Wochen sahe Herr Israel, daß sein Weibchen, die er so inbrünstig liebte, sich oft mit einem jungen Mann, den er der Verhältnisse und des Wohlstands halber oft zu sich bitten mußte, verstohlen freundliche Blikke zuwarf.

Die fürchterlichste Eifersucht ward in ihm rege; denn noch dazu war's ein junger Christ. Er hielt sich zwar wohl von der Tugend und Keuschheit seiner Gemahlinn überzeugt; aber er wollte doch nicht, daß es sich der fremde junge Mann auch nur im Traum' einfallen lassen, oder es sich vermöge seiner Eigenliebe, wohl gar einbilden sollte, daß sein Weibchen ihm huldigen, oder sich wohl gar gegen ihn vergessen könnte.

Er sieht die heimlichen, freundlichen Blikke öfter, und doch kann er's nicht wagen, seiner geliebten Frau etwas darüber zu sagen: es hieße zu offenbar, Mißtrauen in ihre Tugend sezzen, und dies wäre die höchste Undelikatesse gegen sie.

Er quält sich, wie er das anstellen soll, und sieht kein Mittel vor sich. Wenn nun solchen freundlichen Blik, einer seiner Mitgesellschafter, oder wohl gar einmal sein Bediente sähe, was würde der sich daraus denken! Der könnte jedoch natürlich nicht so als er von ihrer Tugend überzeugt seyn, könne wohl gar denken, oder seinen Kammeraden sagen: daß der fremde Herr Gunstbezeigungen von ihr genieße, oder daß er, der Ehemann, wohl gar Hahnrei seyn möge.

Das kann er nicht länger ertragen, wenn er nur Mittel fände, seine Frau jenem Herrn verhaßt zu machen; er wünschte, daß Niemand als er seine Frau leiden mögte, daß sie jedem äußerst heßlich schiene.

Er erzählt dem fremden Herrn so unter der Hand, daß sie keinen weniger leiden könne, als die sogenannten Schmetterlings-Herren, die von einer zur andern fliegen und allen etwas süßes sagen, daß sie zwar aus Höflichkeit es ihnen selbst nicht sogleich merken lasse, aber nachher desto höhnischer und bitterer über sie urtheile.

Das soll er wohl merken, denkt Herr Israel.

Die Laffen verdienen es auch nicht anders, spricht der junge Mann.

Also hat er es doch nicht gemerkt, denkt Herr Israel, und mögte vor Aerger mit dem Fuß auf die Erde stampfen.

Ich hasse selbst dergleichen Menschen über Alles, sezt der junge Mann hinzu.

Ja, und das ist das schlimmste, meint Herr Israel, daß die jungen Leute oft so verblendet sind, und das selbst gar nicht einmal an sich einsehn.

Der junge Mann.

Da haben Sie Recht, das ärgert mich auch immer.

Israel.

Mir ist nur ganz neuerlich ein solcher vorgekommen.

Der junge Mann.

O derer begegnen einem auf allen Straßen.

Israel.

Und wenn ich denn nur wüßte, was es ihnen hälfe, eine rechtschaffene Frau wird solchem Menschen doch nicht huldigen.

Der junge Mann.

Da haben Sie Recht; manchmal irren sich aber auch die Männer in ihren Frauen, und sind auf die geringste freundliche Miene, die sie aus Höflichkeit einem andern sonst soliden Manne machen, eifersüchtig.

Israel.

Man muß vieles um der Leute willen thun, was sollen die davon denken, die argwöhnen nur zu leicht und schließen von solchen freundlichen Mienen auf nähern Umgang.

Der junge Mann.

Wenn man sich nur der Liebe seiner Gattinn gewiß ist.

Israel.

Freilich, da haben Sie Recht.

Der junge Mann merkte wohl, was Herr Israel eigentlich meinte; aber er verdoppelte nun vielmehr die Artigkeiten gegen Madame Israel.

Der Herr Gemahl erzählte bald darauf wieder, so etwas verblümt, wie er meinte, daß seine Gemahlinn sich sehr gut darauf verstehe, die Leute auszuforschen, und daß sie Anfangs oft etwas nachzugeben pflege, um desto sicherer den zu machen, den sie entlarven will.

Der junge Mann.

Es ist eine feine, herrliche Frau! Sie können sich glüklich schäzzen, sie zu besizzen; sie hat Engelverstand.

Herr Israel schwieg; es ärgerte ihn empfindlich, daß er sie so in seiner Gegenwart lobte, wie schikt sich das, wenn er's ihm doch nur recht fein zu verstehen zu geben wüßte; er spricht:

Und Sie glauben nicht, wie fein sie sich dabei zu verstekken weiß,

Der junge Mann.

Gott! Was Sie glüklich sind, eine solche Frau zu haben!

Herr Israel.

Ich versichre Sie auch, daß ich sie über Alles liebe; sie sagt mir, wenn wir allein sind, auch das geringste wieder, was andere mit ihr gesprochen haben.

Der junge Mann.

Das ist fürwahr eine außerordentliche Treue.

Herr Israel.

Ja, ja, das ist wahr! ich sage Ihnen, auch die größte Kleinigkeit sagt sie mir wieder, das sollten doch dergleichen junge Leute nur bedenken.

Der junge Mann.

Freilich, sie ist sehr schön, und da finden sich wohl junge Schmeichler.

Herr Israel.

Ja, und ich versichere Sie doch, trieb' es einer zu weit, ich thät Alles aus Rache.

Der junge Mann.

O was trauen Sie Ihrer Frau zu, so nahe wird sie sich doch Niemand kommen lassen.

Herr Israel.

Freilich, freilich, das denk' ich auch, und bin es überzeugt; aber —

Der junge Mann.

Nun, und sie muß ja doch artig und höflich gegen jedermann seyn.

Herr Israel.

Freilich, freilich! Aber ich bitte Sie auch, nicht etwa zu glauben, als wenn ich meiner Frau die geringste Untreue zutrauen könnte; aber sie ist ein wenig leichtfertig, sie prüft gern die jungen Schmeichler etwas.

Der junge Mann.

Allerliebst macht sie das! — Haben Sie etwa schon Proben davon?

Herr Israel.

Nein, das nicht, sie aber hat mir gesagt, daß sie dies thun werde.

Der junge Herr merkt absichtlich nichts, und fährt nach wie vor fort mit seinen freundschaftlichen Blikken, wird immer zutraulicher und küßt Herrn Israel und seiner lieben Frau beim Kommen und Gehn, als ein wahrer, aufrichtiger Hausfreund, den Mund.

Das ärgert Herrn Israel gewaltig, und doch ist er zu delikat, um seiner Frau etwas darüber zu sagen.

Herr Israel sagt bald darauf zu dem jungen Mann wieder so, unter der Blume, wie er meint, daß ein Kuß, den die Liebe gebe, doch tausend Höflichkeits-Küsse überwiege, und daß sich seine Frau sehr leicht vor dem Kusse jemandes, den sie nicht recht genau kennt, zu ekeln pflege, wenn sie's auch nicht merken ließe; er wisse einige Fälle.

Der junge Mann meinte: das könne allerdings oft der Fall seyn, und küßte nach wie vor die Frau Gemahlin beim Kommen und Gehen.

Das Ding ward ihm zu arg; er raisonnirte so: die Küsse schmekken gut, darum läßt er sie sich geben, darum kommt er so oft wieder; das ist abscheulich und das soll nicht länger so seyn, unterbrach er sich in seinem

Raisonnement; er ist in einer erschreklichen Verlegenheit darüber, und doch, wie kann er so undelikat seyn und seiner Frau etwas darüber sagen; sie ist ja gewiß auch nur aus Höflichkeit so freundschaftlich gegen ihn.

Unter der Hand spricht er wieder mit ihm von seinem hizzigen Temperament, und gesteht, daß er Wütrich seyn könne, wenn ihm jemand undankbar begegne.

Der junge Herr kehrt sich nicht daran, und will mit Gewalt nichts merken; er beschließt, den alten Herrn noch recht zu ärgern, und nennt nun gar den Kuß seiner Gemahlinn einen süßen Kuß.

Da schnaubt der Herr Gemahl, wird auf einmal wüthend vor Liebe, ergreift seine Gemahlinn, küßt sie, und beißt ihr mit den Worten: da! da ist ein süßer Kuß! ein Stük aus der Lippe. Nun wird der Herr Lekker Dich nicht wieder küssen!

Der junge Herr wird aufgebracht darüber, er will der Frau beistehn, und jezt ruft Herr Israel seine Diener, die mit guter Manier den Herrn aus der Thür werfen sollen.

Je Freund! Besinnen Sie sich doch, spricht der junge Mann, der nicht gern undelikat gegen Herrn Israel seyn wollte, wir wollen mit Gute auseinander gehn: ich will nie wieder in Ihr Haus kommen; aber lassen Sie uns freundschaftlich scheiden, wenn nicht alle Handels-Verbindungen zwischen meinen Eltern und Ihnen aufhören sollen.

Nun ja, ja! geifert Herr Israel; aber Sie sollen meine Frau nicht mehr küssen!

Nun gut, so küssen Sie mich! spricht der junge Mann.

Herr Israel nähert sich zum Abschiedskusse, und der junge Herr schnappt im Aerger nach Herrn Israels krummer Nasenspizze, wie ein Karpfen im Teiche, wenn man ihm Semmel hinwirft, beißt ihm aus Rache fast die ganze Nasenspizze ab, und läuft dann lachend mit den Worten: revangirt, Herr Patron! im lauten Gelächter davon.

Vierte Scene.

Zwei Geister, oder Vater Joel und Sohn

Handelten beide in Kompagnie unter der Firma Vater und Sohn und bereis'ten alljährlich die gewöhnlichen Messen.

Sie logirten in Braunschweig zur Meßzeit in einem bekannten Gasthofe.

Der Vater Joel freut sich auf die Spielparthie, die hier gewöhnlich seiner wartet, und der Sohn auf die Lustparthien, die er diesen Abend in diesem und jenem öffentlichen Hause machen will; denn hier hat er doch seinen Kopf etwas frei; zu Hause bewacht ihn ja sein Vater oder Mutter überall. Wirklich, sein Vater ist ihm zu strenge; wer kann auch so seyn, er ist ja ein wahrer Weiberfeind und hält schon einen Kuß für schwere Sünde.

So dachte der junge Joel und zählte seine Börse so eben durch, wie viel er diesen Abend daran zu wenden habe; denn der Vater kommt gewiß wie gewöhnlich vor hellem lichten Morgen nicht vom Spieltische; er erinnert sich deß noch, als er vor drei Jahren mit hier war; damals war er nur noch zu jung, jezt will er's ganz anders mitnehmen.

Eben tritt ein schönes allerliebstes Mädchen herein, und frägt: ob er oben oder unten zu essen befehle.

Der junge Joel kann sich nicht satt an dem schönen Mädchen sehn, die noch dazu so wunderfreundlich und höflich ist, und einen Kuß, den er sich von ihr ausbittet, gar nicht abwehrt, aber jezt eilen muß und keine Zeit hat!

Da braucht man diesmal wohl gar nicht aus dem Hause zu gehn, denkt er; denn wo will er ein schöneres Mädchen finden — und Geld wird sie gewiß verblenden.

Wenn sie nur erst wieder herauf käme, daß er sich mit ihr näher besprechen kann; horch, da kommt sie! Nun will er Muth fassen, ihr sich anzutragen.

Sie tritt herein und ist so emsig, so schön und zurükhaltend, und er so bescheiden, so delikat und ehrbar gegen sie; aller Muth zum Antrag ist fort.

Das Mädchen lächelt ihm sanft zu, und trippelt bescheiden wieder fort, wie die Unschuld.

Der junge Joel war über seine Schüchternheit böse, und beschloß, dreister zu seyn und ihr aufzupassen, wenn sie in ihre Schlafkammer ginge, die, wie sie ins Gespräch eingeflochten hatte, nicht weit von seinem Zimmer, und auf demselben Flure war.

Es schlug elf Uhr; jezt hört er den Tritt des Mädchens, er verstekt sich, und sieht sie durch die Dämmerung, die der Mond etwas erhellte, in ihre Kammer hineinschlüpfen.

Soll er nach? Er ringt und kämpft mit sich selber; ja, ja! rufen tausend Stimmen in ihm; aber wenn sie ihn zurükwiese, wenn sie Lärmen machte — nein! er kann's nicht wagen!

Das verdirbt ihm den ganzen Plan heute; was soll er ausgehn! solch ein Mädchen findet er doch nicht — was hilft's, er will sich geruhig zu Bette legen und schlafen.

Es läßt sich nicht immer so schlafen, wie man's sich vornimmt. Er liegt wohl schon eine halbe Stunde im Bette, er kann nicht schlafen, er schimpft seiner Schüchternheit, schlägt sich vor den Kopf, nennt sich dumm und albern, fährt aus dem Bette plözlich heraus, hüllt sich in einen dort befindlichen Pudermantel, und hin nach der Schlafkammer des Mädchens.

Er klopft leise an.

Herein! ruft sie sacht; gut, daß Sie Wort halten!

Der junge Mann ist betäubt, versteinert, entzükt — was soll das? er hat ihr doch kein Wort gegeben, und doch spricht sie vom Worthalten; aber er kann darüber jezt nicht nachdenken; er fühlt sich fortgezogen von einer warmen Mädchenhand und sieht dort schon das weiße Bettchen schimmern.

Kaum erholt er sich von dem Fieberschauer seiner Schüchternheit und der Betäubung, worin ihn die bereitwillige Aufnahme der schönen, weißen Mädchenhand versezte, kaum erwärmt ihn der erste, glühende Kuß des

Mädchens, der er sich in die Arme wirft, als plözlich etwas an der Thür hin und her greift und tastet und an dem Schlüssel klappert.

Er schauert zusammen, und dem Mädchen steht kalter Angstschweiß vor der Stirn: ach, Sie haben doch meinem Herrn nichts merken lassen? frägt sie zitternd — ach! das wird mein Herr seyn, flüstert sie, und bittet, ihr beizustehn, und kriecht unter die Dekke.

Eine lange weiße Figur tritt herein; Sohn Joel stirbt beinahe — Ach! ein schrecklicher Geist! — Was soll er thun! Wo soll er hin! Wo sich verbergen! sich retten!

Er will Hülfe schreien, indem tappt die weiße Figur durch die Finsterniß näher nach ihrem Bette hin — ach! der Geist wird ihn erwürgen! Ha! Welche Flammen aus seinen Augen sprühen, was für eine Kälte von ihm herkömmt! Wie todtig er riecht! er kann nicht athmen! das Mädchen liegt wie ein Knäul zusammengewikkelt.

Er verzweifelt, er will heraus aus dem Bette; das Mädchen hat ihn fest umklammert und läßt ihn nicht — O Todesangst!

Jezt ist der Geist ganz nahe: wo bist Du, mein Liebchen? frägt er.

Sohn Joel macht kugelrunde Augen.

Nun, so antworte doch! spricht der Geist weiter.

Sohn Joel macht noch größere Augen und lernt wieder athmen.

Der Geist will jezt nach dem Bette tappen, da richtet sich der junge Mann auf; in eben diesem Augenblikke schreit der Knaul unter der Bettdecke, das furchtsame Mädchen: Hülfe!

Der Geist bebte zurük; vor sich die weiße hagere Figur! und tief aus dem Bette hervor das dumpfe Geschrei: Hülfe! — Jezt war er seiner nicht mächtig; er schrie wieder: Hülfe! Hülfe! Alle guten Geister loben ꝛc. — —

Sohn Joel sah jezt mit vernehmlichen Augen und kannte die Gestalt, und hört' und kannte die Stimme der weißen Figur.

Die weiße Gestalt — Sohn Joel merkte, daß sie im bloßen Hemde sich befand — wollte jezt entfliehen, weil sie den Sohn Joel für einen Geist hielt, und konnte vor Bestürzung und in der Finsterniß die Thür nicht finden, stand wieder still, schien sich zu besinnen, und kam mit drei starken Schritten, als wollt' er sich näher überzeugen, dem Bette wieder näher.

Sohn Joel hatte seine Gründe, mit guter Gelegenheit jezt zu entwischen, riß sich von dem ihn umklammernden Mädchen los, sprang aus dem Bette, schrie Hülfe, und wollte jezt aus der Stube heraus.

Es ist ein Spizbube! schien jezt auf einmal der weißen Figur einzufallen, und in dem Augenblikke sezt' er ihm nach, ergreift ihn beim Pudermantel: wer bist Du, Schurke, melde Dich! rief er und faßte ihn bei der Gurgel.

Ich bin es ja, Vater! schrie Sohn Joel. Der Vater stand wie eine Statüe da. Wer kann diese Scene, dies Erstaunen, diese Bestürzung, diese gegenseitige Scham schildern! Ei, ei, waren das ein paar drolligte Geister! — auf guten Wegen begriffen, Vater und Sohn!

Der Vater ermannte sich, und dachte es noch zu re-
dressiren: siehst Du, Mosje Patron, hab' ich Dich hier
erwischt!

O, o Vater, den Spaß verstehn wir, bin ich etwa
das feine, schöne Liebchen, dem Sie zuriefen, als Sie
sich hereinschlichen?

Beide waren jezt mausestill, und hätten gewünscht,
sich nie wieder ansehn zu dürfen.

Ja, ja! Solcher Geistergeschichten giebt's mehrere.
Zur Erklärung dieser sonderbaren Geister-Kollision, fü-
gen wir noch folgendes hinzu. Der Vater, der gleich
ein Auge auf das Mädchen hatte, und nicht so schüch-
tern, als der Sohn war, hatte sogleich dem Mädchen
den Antrag gemacht, und sie war mit ihm einig gewor-
den, und hatte ihm versprochen: den Kammerschlüssel
stekken zu lassen.

Der Zufall führte nun den jungen Mann dahin,
das Mädchen glaubt: es sey der Herr, mit dem sie Han-
dels eins geworden war, und so kam es, daß sie sich
bei seinem Hereintreten freute, daß er Wort gehal-
ten habe.

Das Schlüsselstekkenlassen hat schon zu so mancher
drolligen Scene Anlaß gegeben, weiterhin eine ähnliche.

Fünfte Scene.

Der Schlüssel zum Schlafzimmer und ein Pistolenschuß.

Erster Abschnitt.

1. Es war aber ein Mann unter den Kindern Israel, der hieß Kiß, und er hatte ein schönes Weib.
2. Und sie gefiel beide den Kindern Israel und den Philistern über die Maaßen.
3. Da dachte Kiß in seinem Sinn: ich will sie mit mir nehmen, wo die Kinder der Welt sie nicht sehen, daß sie nicht geht wo die Gottlosen gehen, und ihr Leib ein rein Gefäß bleibe.
4. Und es geschah also.
5. Und er trat die Reise mit ihr nach einem entfernten Orte an, so da heißt: Pufgau, welches am Budenfluß liegt.
6. Als er aber die Thürme der Stadt sahe, durch welche er mußte, da thät ihn über die Maßen grauen und bat den Gott seiner Väter, daß sein Weib nicht sähe nach den Kindern der Welt.
7. Und siehe es war die größte Stadt im Lande, die hieß Berlin, wo die Kinder der Welt bei Schaaren sizzen, und bei dem Glauben der Väter nicht blieben.

8. Darum hat sie Gott dahin gegeben in verkehrten Sinn, daß sie nicht sehen und halten, was recht ist, und abweichen von dem Gesez ihrer Väter.
9. Wo sie essen was unrein ist und nicht halten die Sazzungen der Väter, darum daß sie in verkehrten Lüsten wandeln und sie nicht kämpfen wollen wider Fleisch und Blut.
10. Wo sie Schweinefleisch essen, beide gekocht und gebraten, und wandeln wie Leute, welche eine Binde vor den Augen tragen.
11. So da unrein sind immer und ewiglich und vermischen sich mit den Kindern der Welt.
12. Aber es wird die Zeit kommen, und sie ist vor der Thür, da man sagen wird: was hab' ich gethan und wer wird mich erretten von der Hand der Bösen!
13. Siehe ich muß umkommen vor Jammer, und Leib und Seele verschmachtet in mir.
14. Und sie werden euch anziehen beide Rok und Weste, daß ihr in den Krieg ziehet, und lasset euch plündern und tödten, darum daß ihr mit der Filister Töchter euch vermischt habt.
15. Und werden unser Geschlecht und unsere Sazzungen ausrotten, daß ihre Spur nicht funden werde unter den Menschenkindern.
16. Und werden euch stellen wo es am schärfsten ist, daß ihr fallt wie die Fliegen.
17. Und werdet arbeiten müssen für Spottgeld; denn ihr seyd nicht mehr das Volk Gottes.
18. Und werdet den Akker bauen müssen und hinter dem Pflug gehen und treiben müssen allerlei Gewerbe und in Gefahr schweben zu Wasser und Lande.

19. Also sprach in seinem Zorne Kiß der Sohn Tohu, als er die große Stadt sahe.
20. Aber der Abend näherte sich, und er mußte bleiben in der Stadt die Nacht über; denn er hatte da Schuldner und wollte nicht länger warten.
21. Da zitterte ihm das Herz in seinem Leibe; denn er dachte an die, so dort in Schaaren ziehen, und den jungen Weibern nachstellen.
22. Und so treiben die Kunst der Verstellung und Ueberlistung und legen den Weibern allerlei Fallstrikke, daß sie auf bösen Wegen wandeln.
23. Aber da schwur er in seinem Sinne und sprach zu seiner Stirn: die Menschenkinder sollen dir nichts anhaben und dir nichts aufsezzen, was man nur an dem Vieh siehet, als da sind allerlei Hörner.
24. Also dacht' er und trat in das Gasthaus, und hing zwei tödtliche Gewehre neben sein Lager.

Zweiter Abschnitt.

1. Und der Herr des Gasthofs ließ ihnen reichen allerlei köstliche Speisen und Getränke, mit denen sich Kiß und sein Weib gütlich thät; denn sie waren hungrig und durstig worden von der Reise, und es war nichts unreines darunter.
2. Und der Wein war sehr köstlich, und Kiß fand ihn lieblich, und trank sich fast lustig daran.
3. Als sie nun satt waren und sein Weib glühte vom köstlichen Weine, da entbrannt' er gegen sie, und

wollte zu Bett' mit ihr gehen; denn es ging schon spät in die Nacht.

4. Und sie thät wie er wollte, und löschte das Licht aus und ging mit ihm zu Bette; denn sie war sehr müde von der Reise und konnte sich des Schlafs nicht erwehren.

5. Und als sie eine Stunde geschlafen hatten, da entstand plözlich ein leises Geräusch an der Thür, und tastete daran wie mit Fingern.

6. Da erwachte Kiß und horchte was da vorginge; aber sein Weib lag im tiefen Schlafe.

7. Und es trat herein und sprach flüsternd: hier bin ich!

8. Und Kiß hörte, daß es die Stimme eines Mannes war, und entbrannte vor Zorn, und sahe im Mondschein einen Mann auf das Bette zukommen.

9. Da fing er an zu ergrimmen, und verfluchte sein Weib in seinem Herzen und dachte, sie habe den Buhlen bestellt, und wollte mit ihm buhlen, wenn ihr Mann schliefe.

10. Und stieß seinem Weibe in die Rippen, daß sie im Schlafe schrie: was ist denn? und gleich wieder einschlief.

11. Und als der Fremde dies hörte, und glaubte, sie spreche im Schlafe, hub er an zu flüstern: ich bin's ja! schläft der Alte schon?

12. Da ergrimmte Kiß über die Untreue und konnte nicht sprechen, und ergriff im Zorne das tödtliche Geschoß von der Wand und schoß es auf den Buhlen.

13. Und sein Weib schrie laut auf und rief um Hülfe, und windet ihm das Geschoß aus den Händen,

denn sie sah aus wie der Tod, und dachte, ihr Mann habe sie ermorden wollen.

14. Der Fremde aber war nicht getroffen und war fortgelaufen vor Angst und weil er nicht wußte wie ihm war.

15. Und es lief alles zusammen im Hause und sahen was vorging, und Kiß Weib schrie und ließ sich nicht sagen: ihr Mann sey rasend und habe sie ermorden wollen.

16. Und man führte ihn weg in das Gefängniß, bis es Morgen war, wo er vor die Richter gestellt werden sollte.

17. Da aber der Morgen kam, fragten ihn die Richter, was er wider sein Weib habe.

18. Aber er schriee, und erzählte die Geschichte, wie ein Mann hereingekommen sei, und gesagt habe, hier bin ich! und habe gefragt: ob der Alte schon schlafe, da sei er ergrimmt in seinem Zorne, und habe auf den Buhlen geschossen.

19. Und er bat die Richter mit Thränen, sie sollten sein Weib verhören, und sie werden alles erfahren: denn sie hat ihn bestellt, und hat buhlen wollen mit ihm, wenn er schliefe.

20. Und sie führten sein Weib vor die Richter, und die vermaaß sich hoch und theuer, daß sie von Niemandem wisse, und keinen zu sich bestellt habe; denn sie kenne hier Niemanden, und halte auf Züchten und Ehren, und fürchte sich der Sünden.

21. Aber sie wolle hinfort nicht länger bei ihrem Manne bleiben; denn er rase, und trachte nach ihrem Leben.

22. Aber Kiß beschrieb genau die Kleidung des Man-

nes, den er im Mondscheine gesehen, und die Worte, die er gesagt hätte.

23. Da hub sein Weib von neuem an, es zu läugnen, und sprach: sie habe keinen gesehn; aber ihr Mann habe ihr in die Seite gestoßen, und im Schlafe gesagt: ich bin's ja!

24. Aber das waren die Worte, die der Fremde gesagt; also sprach Kiß, und die Richter sahen sich verwundernd an, und hielten es für einen Traum; denn sie mogten sich das Räthsel nicht lösen.

25. Und beyde, Mann und Weib, sind ergrimmt auf einander, und einer will dem andern nicht glauben.

26. Und sein Weib dringt darauf, von ihm sich scheiden zu lassen.

27. Da aber acht Tage um waren, löste sich das Räthsel, und es meldete sich der Mann, den Kiß in der Nacht gesehn hatte.

28. Und trat zu den Richtern, und sprach: lasset den Mann los; denn er ist unschuldig, und hat seine Frau nicht ermorden wollen.

29. Und erzählte, wie er mit einer fremden schönen Jungfrau, die mit ihrem alten Vetter dort übernachtet, sich bestellt habe.

30. Denn sie hatte ihm das Zeichen gelassen, wo der Schlüssel in der Thür stekke, da sei ihre Thür, der Alte höre nicht gut, und schlafe bald ein.

31. Und da er in der Thüre des Zimmers den Schlüssel gefunden hätte, sei er hineingegangen, und er habe geglaubt, er sei recht.

32. Und man erkannte die Irrung; denn Kiß hatte vom Weine lustig den Schlüssel in der Thüre stekken lassen.

33. Da vertrugen sich beyde wieder, in Liebe und Freude, und reis'ten weiter, und lebten beieinander.

Sechste Scene.

Der Kobold.

Der Kobold soll ein kleines, rauhes, borstiges Teufelchen seyn, mit feuerrothen Augen, einer graßgrünen Nase, einer kupferfarbenen Stirn, und zwei Ohren, die so lang als er selbst, und von allen Haaren entblößt sind.

Durch Schlüssellöcher, Fensterrizzen, selbst durch Nadelöhren, soll er ganz gemächlich durchgehen, und er soll einem, so man mit ihm allein ist, und kein Frauenzimmer um sich hat, viel Glük bringen: so las es Herr Isaak * * von einem Blatte Papier, das eine Zehn-Thaler-Düte gewesen war; er pflegte dergleichen Blätter immer sehr sorgfältig durchzusehn, und die Zahlen, die er etwa darauf fand, in die Lotterie zu sezzen, weil ihm der Aberglaube sagte: die Zahlen, die in Geldrollen-Papier ständen, und die da von ohngefähr sich befänden, kämen gern in der Lotterie heraus.

Herr Isaak war zwar schon reich genug, und er konnte mit seiner Frau, Kinder hatte er nicht, sehr anständig, bloß von den Interessen seines Kapitals leben; aber es ärgerte ihn dennoch, daß es mit ihm nicht recht fort wollte, und er schon seit mehrern Jahren, seiner beständigen Kränklichkeiten wegen, seine Geschäfte hatte aufgeben müssen.

Da saß er denn nun immer seinem jungen schönen Weibchen, die er sich seit einem Jahre zur Pflege, und daß sie, nach Vater Davids Beispiel, ihn erwärmen sollte, geheirathet hatte, beständig zur Last, und ging nie aus, und ließ sie, weil er sehr eifersüchtig war, auch nicht von sich.

Das beständige Einsitzen, und ohne Gesellschaft leben, machte ihn denn zu dem unleidlichsten Grillenfänger, und zum ärgsten Hypochonder.

Soich eine Ehe, oder gar keine! ruft seine schöne Judith aus, man kommt ja nicht von der Stelle.

Herr Isaak hört und hört nicht, und läßt sich bei dem Lesen eines Lotteriebuches, nach welchem er die fünf Zahlen herausrechnen will, nicht stöhren, ergreift endlich wohl das Spanische-Rohr, und demonstrirt seiner Frau die Pflichten der Ehefrau, ihrem Manne getreu zu verbleiben, und ihm in allen Nöthen beizustehen, handgreiflich vor.

Wenn das nicht bald anders wird, so muß sie sich ein Leid anthun, oder sonst Unheil anfangen.

Was soll die arme Frau beginnen; täglich stekt ihr die Magd ein Briefchen von dem schönen Herrn von A * * zu, worin er auf das dringendste sie bestürmt, ihm ihre Liebe zu schenken.

Ach die gute Frau, will ja so gern seine Bitte erfüllen; aber der böse Mann bewacht sie gar zu arg.

Solch ein Kobold müßte ihr gute Dienste thun können, sie sinnt auf eine List.

Eines Abends ganz spät, da ihr Alter so eben ein großes Zahlenverhältniß geschrieben hat, welches ganz gewiß die fünf Nummern enthält, klopft etwas leise an die Thür.

Der Wächter rief gerade Glok zwölf ab.

Was ist das, spricht der alte Hypochonder leise, und zittert an Händen und Füßen.

Es klopft wieder.

Gewiß Nebenbuhler, Liebhaber! mein Messer gieb her, Judith!

Er macht die Thür auf, sieht eine kohlraben schwarze Figur vor sich, die ihm das Licht ausbläßt, er prellt zurük, und in dem Augenblik wird die Thür zugeschlagen, und ein borstiges Thier, läuft auf ihn zu.

Jezt thut er und seine Frau zugleich einen lauten Schrei: ein Kobold!

Dicht in einer Ekke drängte sich der arme erschrokne Herr Isaak, das Thier sieht gerade so aus, wie ers beschrieben gelesen hat. Judithchen! will er rufen; er kann nicht, es beklemmt ihm das Herz; der Kobold sieht ihn mit starren Augen an, um seinen Hals trägt er eine große Rolle Papier — es ist der Teufel: schreit er jezt, springt auf den Tisch, ergreift vor Schrekken sein Lottobuch, will darnach werfen, läßt es fallen, fällt auf die Kniee, und schreit: alle gute Geister loben Gott den Herrn! und löschte mit den Knieen das

ganze, mühsam berechnete Zahlen-Arkanum aus. Ach meine Zahlen! Ach meine arme Seele! der Teufel!

Der kleine rauhe Kobold kroch, wie vorhin Herr Isaak, dicht in eine Ekke.

Nun holte der arme Mann wieder Athem; liebe Frau, rette mich, waren die ersten hingestammelten Worte; Du sollst künftig alle mögliche Freiheit haben. — Judithchen rette mich.

Judith lokte den kleinen Kobold an sich.

Ach Himmel! sie hat ein Bündniß mit dem Bösen, schreit Herr Isaak laut auf, und springt von dem Tische; die Haare stehn ihm zu Berge, die Augen sind starr und weit aufgerissen, und nun stürzt er aus der Thüre, die Treppe herunter, und in vollen Gallop aus dem Hause.

Mit lauten Gelächter tritt jezt der Herr von A*** herein: der Kobold, ein kleines Meerschweinchen, das sich Madame heute hat kaufen lassen, um ihren Mann damit zu überlisten, ward geherzt und geküßt, für den allerliebsten Streich, den es gemacht hatte, und wozu sie durch das Blättchen Papier, aus welchem ihr Mann ihr etwas vom Kobold mit Schauer vorlas, veranlaßt war.

Diese Wirkung, daß ihr Mann fortlaufen würde, hatte sie sich indeß nicht träumen lassen; nach ihrem Plane sollte er aus Habsucht mit dem Thiere treuherzig werden, es für seinen Glüksbringer halten, und nach dem Rathe, den ihm jenes Blatt gab, allein mit ihm seyn, und sich so glüklich von ihm machen lassen. Zu dieser Absicht hatte der Herr von A** auch den Hals des kleinen Meerschweines mit einer Rolle Papier ver-

sehn müssen, worauf die Worte geschrieben waren: verschließ Dich recht oft mit mir, ganz allein drei Stunden um Mitternacht, von 10 bis 1 Uhr, und sezze alle 3 Wochen die Nummern, welche ich Dir bringe, so wirst Du nach einem Jahre alle fünf Nummern treffen.

Man merkt, Madame wollte durch dies Hinaussezzen der Zeit dem kleinen Kobold nicht Glaubwürdigkeit, und sich die öftere Veranlassung zu einsamen Nachtstunden und Rendezvous nicht nehmen lassen.

Unterdessen, daß der begünstigte Liebhaber dem lieben, gestrengen Eheherrn ein Hahnreihbüschel aufzusezzen sich freute, stand der liebe Ehemann unten vor der Thür, erholte sich in etwas von seinem Schrekken, besann sich so eben auf das, was er in dem Blatte gelesen hatte, dachte jezt nun an Glük und großen Reichthum, hörte auf sich zu fürchten, nahm eine Priese pour la Contenance (wie er zu sagen pflegte,) und ging nun mit Löwenmuthe zurük in seine Wohnung.

Das wäre vortrefflich, dachte er, da er so eben die Treppe hinauf ging, wenn du dadurch dein Glük machen könntest; du mußt Herz fassen!

Bei diesem Gedanken überlief ihn denn doch aber ein grieselnder Schauer; — und darüber deine arme Seele verlieren, nicht wahr? Ach! aber Reichthum und Pracht, und ein ganzes Haus voll Gold — ja! er will's versuchen! der Kobold wird's ja auch so schwer nicht mit ihm machen.

Noch steht er ein Weilchen auf der Treppe still — wenn er aber nun geradezu von ihm forderte, seine Seele mit Blut zu verschreiben, und er führe dann in des Teufels Rachen, — schreklich! schreklich!

Als er dies so eben hin und her überlegt, hört er auf seinem Zimmer eine männliche Stimme laut lachen.

Ha! Was ist das! Er schlich ein paar Stufen höher, hört seine Frau ebenfalls lachen, vergißt jezt Kobold und Reichthum, und stürzt an die Thür. Sie ist verriegelt. Jezt ahndet er Betrug, macht auf! ruft er; drinnen hört er ein ängstliches Zischeln, — verstekken Sie sich — nehmen Sie geschwind den Kobold.

Jezt stößt der erzürnte Ehemann, der vor Wuth und Rache schnaubt, mit den Füßen an die Thür, noch einige Stöße, und sie wird plazzen: geschwind ergreift Herr von A * * einen Stuhl, und springt aus dem Fenster, das nicht sehr hoch von der Erde war, und hinten in den Garten ging.

Jezt plazt die Thür, Herr Isaak kriecht Wuth- und Racheschnaubend herein, sie tritt ihm entgegen, mit dem Kobold in Arm, um ihm zu erzählen, daß der Kobold Künste, wie ein Mensch machen, und auch laut lachen könnte; aber Herr Isaak schreit: wo ist der Bube! und wirft seine Frau in eine Stuben-Ekke, und zerquetscht dem armen Kobold das Genikke.

Nun wird er wild, springt in die Küche, ergreift ein Hakkemesser, fährt damit die Treppe hinunter, bleibt mit dem Kleiderschooße an einem Nagel hangen, verwundet sich an dem Messer, und schreit, und wehklagt wie ein Kind.

Herr von A * * ist unterdessen durch den Garten um das Haus gegangen, und hört jezt vor der Thür das Wehklagen.

Um den Spaaß noch weiter zu treiben, und da er Herrn Isaak ganz unbekannt ist, frägt er: ob hier jemandem etwas fehle?

Ach! ich armer geschlagner Mann! ruft Herrn Isaaks Stimme, von der Erde herauf, die Thür hat Herr Isaak vorhin, in der Eil und in der Begierde, mit dem Kobolde sein Glük zu machen, offen gelassen.

Der Herr von A * * hat Herrn Isaak vor Mitleiden in den Armen, verspricht ihm zu helfen, er sei ein Chirurgus, und der arme Ehemann, erzählt ihm nun mit Seufzen und Stöhnen die ganze Geschichte, und stößt die fürchterlichsten Flüche über den Verführer seiner Frau aus, und umarmt den Liebhaber für sein Mitleiden recht herzlich.

Er bringt ihn zu seiner Frau; sie sieht den Herrn von A * *, und fällt in Ohnmacht.

Herr Isaak vergißt seine Schmerzen, und schreit seine Frau sei tod.

Herr von A * * gießt ihr ein Glas Wasser in den Nakken, sie erwacht, und er erzählt nun, daß er ein Chirurgus sei, und ihren Mann heilen wolle, vor allen aber wolle er den Kobold erst wieder in das Leben zu bringen suchen; man hätte öfter schon die Fälle gehabt, daß sich ein Kobold in einen Menschen verwandelt hätte.

Das ist aber geschehn, spricht Judith, und mein Mann glaubt gar, ich bin ihm untreu.

Der kleine Kobold sizt furchtsam in einer Ekke, er ist frisch und munter, und hat sich nur ein wenig entsezt.

Herr von A * * erstaunt jezt über das große Glük, einen solchen Kobold um sich zu haben, und erzählt

Wundergeschichten, was der den Leuten oft schon für Glük gebracht habe, und frägt zehnmal, wie er zu diesem Kleinod gekommen sei, und bittet endlich, wenn er ihn nicht wolle, ihm denselben zu schenken.

Herr Isaak hatte sich unterdeß besonnen, und wollte nun um nichts in der Welt willen dies Kleinod weggeben, und stand mit starren Augen da, als ihm Herr von A * * die Art lehrte, wie er eigentlich mit dem Kobold umgehen, und ihn für sich nüzlich machen, und nur immer ganz allein sich mit ihm in einem Zimmer verschließen, und kein Wort reden müsse; das sei aber wohl zu merken, er müsse nie die Thür selbst verschließen, sondern es allemal durch ein Frauenzimmer hinter sich thun lassen, die dann so lange den Schlüssel behalten müsse, bis die drei Stunden um wären, dann würde er Wunderdinge erfahren.

Er dankte dem Herrn Chirurgus mit einem blanken Speziesthaler, für den gutgemeinten Rath, und freute sich über die Benüzzung dieses kostbaren Kleinods, von dem er noch das größte Glük für die Zukunft hoffte.

Herr Isaak that indeß seiner schönen Judith bald einen größeren Gefallen, er starb ohngefähr acht Tage nachher an einem Schlagflusse, und sie lachte als frohlokkende Erbinn, die den Herr von A * * nicht vergessen wird.

Siebente Scene.

Die Jüdinn und ihr Täubchen, oder die Ueberraschung.

Eine verliebte junge Jüdinn, die vom Grunde des Herzens gern mit jungen Christen scherzen mag, und nach ihnen oft mit den schmachtendsten Augen hinblikt, hatte seit einiger Zeit Bekanntschaft mit einem jungen Herrn gemacht, der ihr schräg gegen über wohnte.

Obgleich sie schon mit einem jungen, ihr gewiß äußerst treuen Juden, förmlich versprochen war, so liebte sie doch zuweilen die Veränderung, und dachte nun Tag und Nacht auf Mittel, wie sie jenem jungen Herrn ihre ganze innige Liebe recht zu verstehn geben und zuwenden wollte.

Zu ihm zu gehen, wollte sich gar keine Gelegenheit finden; denn eine alte Base, bei der sie wohnte, bewachte sie mit Argos-Augen, und ließ sie nie ohne ihre Gesellschaft, selbst mit ihrem Verlobten nicht allein ausgehn, und an einem Boten, ihm ein Briefchen zu senden, fehlte es ihr auch. Mit einem Christen hätte sie nun gar nicht einmal sprechen dürfen; denn gegen diese war die Alte so eingenommen, daß sie dieselben nicht anders als Schweinefleisch nannte, an denen sich ein Jude verunreinige.

Verbotene Sachen sind der Neugierde, wie man schon weiß, süßer, und reizzen mehr zur Uebertretung; die Jüdinn sann also auf einem neuen Plan, dennoch ihre alte bigotte Base zu betrügen.

Sie hatte ein weißes Täubchen so an sich gewöhnt, daß es ihr überall folgte, und fast immer neben ihr saß.

Sie zeigte dies ihrem Adonis von fern aus dem Fenster, und gab ihm mit Winken zu verstehn: er solle Körner auf sein Blumenbrett streuen, dann würde die Taube dort hinfliegen.

Er verstand's — sie ließ ihren Tauber ausfliegen, — und der Tauber war so klug, nach einigen vergeblichen Aussendungen, und gelokt von einer andern Taube, die der junge Herr sich eiligst anschaffte, und dort anband, den Ort bald zu finden.

Nun war die Taubenpost etablirt, sie schrieb ihm täglich ein schmachtendes Liebegirrendes Briefchen, band es dem Tauber unter den Flügel, und er trat seine verliebte Reise täglich an, und brachte fleißig Nachricht zurük.

Die Jüdinn hatte sich endlich ein Stündchen ausersehn, wo sie dem jungen Herrn selbst ihre Visite machen konnte, und sie schrieb nun eiligst.

„Heute Abend, punkto halb sieben, bin ich in Ihren „Armen, und auf Ihrer Stube." —

Die Taubenpost ging ab.

Eben, als sie die Taube aus dem Fenster ließ, trat ihre alte Base herein, sich von ihr etwas zu holen, und sie konnte heute also dem Tauber nicht nachsehn.

Die lang ersehnte Stunde schlug; die alte Base hatte Gesellschaft. Die junge Jüdinn flog wie ein Vogel zu ihrem Adonis.

Sie trat in die Stube, und — Starren und Erstaunen fesselte sie, — sie wußte nicht, ob sie ihren Augen trauen sollte — Himmel! Nun ist sie verlohren! — sie muß im Traume seyn! — es ist nicht möglich! — ja, ja! Da saß ihr verlobter Jude, und maaß sie mit einem hämischen Blik von oben bis unten.

In der Verlegenheit sprach sie stotternd: ich handle mit dem Herrn um Kauten.

Ja: mit Kauten! sprach der schöne feigherzige Adonis ihr nach. Und ich, sprach der Jude, und holte etwas unterm Ueberrok hervor, was jezt wie ein Plazregen auf sie fiel — mit Ochsenzlemern, und nun machte er mit seiner schönen Donna einen Tanz in der Stube umher: pliez, plaz! Au weih! ist das für meine Treue? pliez, plaz! Au weih! Au weih! Das für meine Gutthaten? — pliez, plaz! Au weih mir! Das für meine Liebe? pliez, plaz! Gewalt! Gewalt! pliez, plaz! Ja, ja! Das für Deine Liebe! pliez, plaz! Das für Deine Treue! pliez, plaz! Das für Deine Schwüre! pliez, plaz!

Da der Jude völlig wüthend war, und sein armes Liebchen so jämmerlich zerbläute, stand der angebetete Adonis wie ein steinern Bild da, und konnte am Ende nichts, als lachen.

Underdessen, daß der tolle Jude seine Geliebte noch immer in der Stube umher pliezt und plazt, — behalt' ich Zeit, dem Leser dieses wunderbare Zusammentreffen zu erklären.

Gerade da der Tauber aus dem Fenster gelassen wurde, mogte eine Schaar Tauben in der Luft umherkreuzen, er flog also mit ihnen, und fiel in ihrer Gesellschaft auf einen Taubenschlag, in dem der Herr der Tauben so eben seine weiße Fahne einzog. Er bemerkt sogleich die fremde Taube, und verkündigte es mit Freuden, den, neben seinem Zimmer wohnenden Hausleuten, die alle den schönen weißen Tauber bewunderten, und das Briefchen unter dem Flügel entdekten.

Ein junger Jude, ein guter Freund jenes Verlobten, erkannte mit Erstaunen die Hand der jungen Jüdinn, ging sogleich, und brachte ihrem Verlobten die Nachricht.

Dieser war Feuer und Flammen, versah sich mit dem Nöthigen, das wir schon kennen, und ging zu dem bekannten Adonis, unter dem Vorwande: die Mamsell Rahel drüben hatte ihn gegen halb sieben Uhr hieher bestellt; er solle ihrer hier warten, und ihr etwas auszahlen.

Der Adonis hörte nicht sobald etwas vom Auszahlen, als er ihm mit Freuden einen Stuhl präsentirte, und nun schon auf ein reiches Geschenk der Jüdinn verharrte.

Wir kennen die Auszahlung, und rekommandiren der artigen Jüdinn eine Salbe für ihren braunen und blauen Rükken, und für ihren schönen, blaugeflekten, schwieligten Arm.

Der Jude war so großmüthig, dem Adonis die fünf Thaler, die er ihm schuldig war, und die schon seit vorgestern fällig waren, zu erlassen, und wer war froher,

als er — das Scandal hatte ihm doch etwas eingebracht, und der schönen Jüdinnen giebt's mehrere.

Das gute Glük bewahre doch jede näschige Evas-Tochter, vor einer solchen Tracht Prügel, sonst mögten unsere Apotheker nicht genug Salbe verfertigen können.

Drittes Kapittel.

Fortsezzung des ersten Kapittels.

Wer bei gewissen Dingen den Verstand nicht verliert, hat keinen zu verlieren! Weiß nicht gleich, wer das sagt; aber der Mann hat Recht und es ist was Gescheites damit gesagt, sonst hätt' ich's nicht nachgeschrieben.

Bin zwar nur ein kreuzbraver Laie, der nicht hochstudirt hat; aber ich würde mich in meine Finger und in meine Feder hinein schämen, wenn sie's machte wie die Narren, die überall so ein lateinisches oder deutsches oder wohl gar — damit sie recht gelehrt aussehn — griechisches Motto hinklekſen, ohne sich darum zu bekümmern, ob darin etwas außerordentliches tief- oder scharfgedachtes oder Neues gesagt ist.

Kenne einen großen Rath, der nicht leben kann, wenn er nicht erst so ein paar Worte aus einem lateinischen oder griechischen Buche zum Anbiß nimmt. Ist der hochweise Herr damit ein großer Narre, mit Respekt

zu sagen; denn er hätt's oft zehnmal besser selbst sagen können.

Merkt der geneigte Leser wohl, daß ich mir nur in aller Geschwindigkeit dies zu meiner Zerstreuung zu denken vornahm, damit der Geier nicht gleich meinen ganzen Verstand holte.

Hätte zwar wohl dem Autor jenes Motto's es zu Gefallen thun und ein wenig verrükt werden müssen, schon deswegen, damit er mit seinem Motto Recht hätte, und — ja ich besinne mich — schon aus Respekt vor mir selber! Ja freilich! Tausend Element! sollten sonst die Leute denken, ich habe gar keinen Verstand, weil ich keinen verloren hätte.

Was so ein Motto nicht thun kann! Komm ich da mit meinem Bisgen Ehrgefühl in eine Klemme, aus der ich mich wahrhaftig nicht anders wieder herausreißen kann, als wenn ich Verstand habe, und gleich in aller Eil einmal versuche, wie ich ihn so verliere, daß ich ihn bei Gelegenheit, ohne ein zu großes Rekompens zu geben, wiederfinden kann.

Das Motto muß Recht haben; es gehe wie es wolle, muß gleich einmal versuchen, wie ich mich dabei mache und ob ich recht hübsch verrükt aussehn kann. Soll mir meine Allonge-Perükke dabei treffliche Dienste thun. Darin läßt sich's recht wakker verrükt aussehn.

Entsteht aber die Frage, wie sich's am besten anfangen läßt, und ob man still toll oder ganz laut rasend erscheint?

Ist das wahrlich nicht leicht zu beantworten; müssen erst nachforschen, was den mehrsten Effekt macht und wobei man am verständigsten aussieht. Fiele mir doch

irgend ein Motto ein, das Autorität durch seinen Autor erhielte, das könnte die Frage gleich ganz geradeweg entscheiden, und — was gilts, wenn ich wie der obenbenannte verständige Rath wäre, ich folgte dem Rath des Motto, und wenn's auch darüber ins Tollhaus ginge. Als so ein hochweiser Rath wär' ich im Stande und machte im Tollhause ein Motto, was so wirken sollte, daß es die halbe Welt verrükt machen könnte, und das sollte heißen: wer noch nicht im Tollhause gesessen hat, der ist noch nie recht gelehrt gewesen! Autorität hätte das Motto gewiß, denn der hochweise Herr Rath hat's ja gesagt.

Schade, Schade, daß so ein armer Laie wie unser Einer nicht so hochstudirt als der Herr Rath ist und nicht einen so gewaltigen Verstand hat!

Bin aber da ganz abgekommen, was ich am besten zu thun habe, und welche Rolle ich einstudiren müsse, um mein im Freudenhause erlittenes Unfug, und die Schande, die mir der Junge macht, recht derb zu rächen.

Am besten, ich spiele den Rasendtollen, das wird den mehrsten Eindruk machen, der Junge soll zittern, meine Liese soll die Hände über den Kopf zusammenschlagen! Ja! so soll's seyn! Will nur gleich anfangen, damit ich so recht im Gange bin, wenn ich in's Haus trete.

Ich schlug mit dem Stok tüchtig um mich her, das läßt, als ob ich Alles zertrümmern und zerschmettern wollte.

Halt! Halt! Freund!

Hatt' einen Todesschrekken; das verfluchte Verrükt-seyn! nun hab' ich was rechts! schlage da unversehends eine Laterne entzwei, und da hat mich der Nachtwächter beim Kragen.

Was wollt ihr, Freund, laßt mich doch sprechen, es ist unversehends geschehn.

Ei was! Nach der Wache!

Aber laß er sich doch bedeuten, und nehm' er hier erst einmal eine Prise Tobak, er sieht doch wohl, daß er einen Mann vor sich hat.

Ei was! sprach er bitter und böse, aber er nahm die Prise Tobak. Wollte doch der liebe Leser so gescheut seyn und mir Recht geben, daß es mit einer Prise Tobak eine herrliche Sache ist, und daß mancher darüber seinen ganzen Zorn vergißt.

Fahre darum flugs in die Tasche und schlage klappernd mit einem Schnellfinger aufs Döschen und präsentire Deinem Feinde ein Prischen pour le contenance, das wird so gute Wirkung thun, als wenn Du Deinem Hühnerhahn, der sich immer mit Nachbars Hahn schlägt, Knoblauch giebst, damit er den Preis erhält. Hatte mein Vater seeliger daran seine absonderliche Freude, sein Hahn war jung, und der Nachtbar hatte einen rechten Haupthahn, er hätte aber die Nacht nicht schlafen und den Nachbar vor Verdruß nicht ansehn können, wenn sein Hahn von Nachbars Hahn überwunden wäre, darum füttert' er ihm fleißig Knoblauch, das macht den andern matt.

Die Prise war bei dem Wächter ein wahres Knoblauch-Zwiebelchen, er besah mich bei der Gelegenheit von oben bis unten, und mogte gewahr werden, daß ich eine

große Stuzperükke trug. Gab mir das gleich bei ihm ein ganz anderes Ansehen.

Nun, wie sind Sie denn dazu gekommen, frägt der Wächter mich langsam, und besieht mich noch und hält die Prise, wovon er noch einen Rest zwischen den Fingerspizzen haben mogte, vor die Nase.

Was der Mann eine Denkermiene dabei hatte, kann's dem Leser nicht beschreiben; eben fällt mir hiebei eine Regel ein, die probat ist und die in das Kapittel der Schnupftobaksdosen gehört. Nimm, wenn Du wie ein tiefer Denker und wie ein kluger überlegender Mann aussehen willst, eine Prise Tobak, stopfe sie aber nicht gleich in die Nase, sondern wirble sie zwischen den Fingern, daß die wahre Sauce daraus hervorgeht und halte sie denn in einer langen Pause an die Nase, rekke die Augen dabei etwas in die Höhe, und sieh so beinahe aus, als wenn Du verhimmeln wolltest, brumm dann ein wenig in den Bart, als wenn Du das Tiefgedachte nun zum Sprechen zusammenordnetest — siehst Du, da hast Du die wahre Denkermiene weg, man muß Dir's an den Fingerspizzen ansehen, daß Du ein tiefer Denker bist, höre, wie ich schließe: wer Tobak lange zwischen den Fingern und an die Nase hält, der sieht aus wie ein Denker. Da nun die Fingerspizzen von der Tobakssauce sich etwas färben nnd röthen, so müssen dergleichen geröthete Fingerspizzen einem Denker zugehören, will sehn, wer etwas gegen diesen Schluß haben soll.

Halt, das werd' ich mir merken! soll mir das der Nachtwächter nicht umsonst gezeigt haben; bin da so ein Narre, und zerprikle und zersteche mich mit der Nähnadel, wenn ich denken will. Nota bene, lieben

Leser, wenn ich so recht in Gedanken bin, dann tipp ich so mit meiner Nadel immer auf einen Flek hin, wie die Kinder auf Papier zu thun pflegen, und ich bin so tief in Gedanken vergraben, sollte eigentlich heißen: verschlafen, daß ich erst weiß, was ich gedacht habe, wenn das Blut nach den Nadelstichen geht, oder wenn ich an einem Orte eine Naht genäht habe, wo keine nöthig ist. Fällt mir da wieder eine Regel für jeden denkenden ehrbaren Schneidermeister ein, die wichtig und von Folgen ist. So Du liebes Schneidermeisterlein recht gelehrt aussehn willst, so thue alles fleißig in Gedanken, und nähe lieber den Kragen unten an den Rokſaum, ehe man von Dir sagt, Du sähest nicht wie ein Denker aus, so mußt Du vor allen Dingen aussehen!

Ei was, Herr Hans Caspar, er kommt zu weit aus dem Text, erzähl' er uns, was er weiter gemacht hat.

Lieber Leser, nicht so hizzig! Wollte Dein Blut durch diese Episode ein wenig abkühlen; das ist ein wahrer Kunstgriff, müßte ja wahrhaftig befürchten, Du nähmst so lebendigen Antheil an meiner Geschichte, daß Du davon krank würdest. Wär's kein Wunder. Wenn Hans Caspar nicht Hans Caspar, sondern so wie mancher eitle Bücherschreiber wär, so könnt' er sich gar einbilden, er habe mit seinen Worten und mit seiner lebendigen Darstellung so stark auf Dich gewürkt, und Dich so im Affekt mit fortgerissen, daß Du in Gedanken dem Freudenmädchen die Limonade und Chokolade und Orsade mit auf die salva venia Hinterbakken gegeben, und vor Aerger über den Ferdinand alle Laternen mit eingeschlagen hättest; so ein Schriftsteller ist so

grausam, daß er Dich gar nicht schlafen läßt, bis Du nicht weißt, wie es in seiner Geschichte weiter geworden ist, Du mußt gar nicht ruhen, gar nicht arbeiten können vor Neugierde, Du mußt Essen und Trinken vergessen, mußt Dich gleich so ärgern, wenn er's haben will, daß Du zitterst, mußt ganz verrükt werden — ei Gott bewahre, so ein grausamer scharfer Bücherschreiber ist der Hans Caspar nicht, der sorgt dafür, daß die Leute bei guter gesunder Vernunft bleiben, und sich nicht so dabei abquälen vor lauter Theilnahme.

Nun tadle mir meine Episode von der Priese nicht, lieber Leser, die erhalte Dich bei dem gesunden Gedanken, daß der Herr Hans Caspar doch ein närrischer Kerl ist, was ihn Gott bis an sein Ende bleiben lassen möge.

Schier kann er dies hinzusezzen, Herr Hans Caspar; weil die ganze Welt nicht so recht klug ist, und er doch nicht so frech seyn wird, sich ganz allein für klug zu halten. Besinn er sich nur wie der Bothe aus Wansbek einmal seinen Stok und Hut nahm, und das Reisen wählen thät, da fand er's überall wie hier, beim jeden einen Sparren, und die halbe (mich dünkt er sagt: die ganze; aber ich mag's nicht nachsagen, denn die dies lesen, gehören alle nicht dazu) also: die halbe Welt voll Narren? Und da macht denn Herr Hans Caspar, gleich folgenden Reim.

Nun, wenn die Welt voll Narren wär,
So wäre doch, bei meiner Ehr!
Hans Caspar wohl ein rechter Narre
Wenn er mit seiner eignen Sparre
Nicht auch ein braver Narre wär.

Darauf kommt's an, daß man ein braver Narre ist, und will's Gott ein kluger Narre wird, dann ist man geborgen, und hat Recht, bis ans Ende so zu bleiben.

Unter der Zeit hab' ich beim schwachen Mondschein meine 8 ehrlichen baaren Hausgroschen dem Nachtwächter für das zerschlagne Laternen-Glas in die Hand gezählt, und bin nun darüber mit mir ins Reine gekommen, daß es mit dem lauten Rasend und Tollseyn nicht geht; also in einer andern Rolle aufgetreten! in der stilltollen; ich werde thun, als ob ich keinen Menschen hörte oder sähe, keinem antworten, wenn er mich frägt, oder nichts als verkehrte Sachen antworten. Element, da würd' ich gar so ein Gelehrter, wie's mehrere giebt, die sich's recht vornehmen, nicht wie andere vernünftige Leute aussehn zu wollen.

Weg mit dem Allen! Da bin ich schon an meiner Hausthür! Hier bin ich Herr im Hause, da bin ich gleich so recht wie es seyn soll, den Jungen soll dieser und der holen, kein Flek soll weiß auf seinem Rükken bleiben!

Ich muß, ohne daß ich's weiß, hart an die Thür geschlagen haben, meine Wirthin stößt den Laden zurük, und schimpft gewaltig, wer so viel spektakelt bei Nachzeit. Ach! meine arme Schulmeister-Seele pfiff in meinem Leibe; denn Flegels und Schlingels und Strassenräuber flogen mir so gewaltig um die Ohren, daß ich nicht aufzudukken wagte, die arme Frau müßte sich ja todschämen, wenn sie wüßte, daß ich's wäre. Zum Glük steht vor dem Hause ein Baum, hinter dem ich verstekt seyn konnte.

Eine gute Viertelstunde mußt' ich nun schon warten, ehe ich wieder klopfte, damit die Wirthin nicht glaubt, sie habe mir vorher geschimpft.

Nichts von Ohngefähr, wohl wahr! Unterdessen kühlt sich mein Zorn ein wenig ab, was vor allen Dingen geschehen muß, wenn ich dem Jungen nicht zu viel thun soll.

Mir selbst sollt' ich am mehrsten hinter die Ohren schlagen, daß ich den Jungen hingeführt habe; man schlägt sich selbst aber nur immer gar zu sacht, und kommt nicht recht durch, darum hilft's auch nichts.

Unterdessen ist wohl eine Viertelstunde hingegangen.

Es ist nicht wahr, Herr Hans Caspar, fällt mir hier ein vorschneller Leser in die Rede, die paar Worte lassen sich in einer Minute sagen.

So, so? Halt! Da giebt's eine neue Regel für's Bücherschreiben, sie heißt, schreibe flugs nach, wer's nicht auswendig behält: die Episode soll die Zeit ausfüllen, die verstreicht, bis weiter die Erzählung fortfährt. Das ist eine herrliche Regel, die hat ein großer großer Wohlredner gegeben. Geschichtsschreiber müssen eine herrliche Anwendung davon machen können, die zuweilen von Jahr zu Jahr, von Jahrhundert zu Jahrhundert springen und springen müssen, weil sie nichts von dieser und jener Zeit wissen; denn im mittlern Zeitalter thun sie ja oft Sprünge, die verhältnißmäßig weiter sich erstrekken als ein Floh springt, der bekanntlich in Verhältniß seiner Kleinheit die weitesten Sprünge thut und sich manchem schon vom Fuß bis auf die Nase sezte, sollen ja nach einem bekannten großen kuriosen Schriftsteller, von einem Königreich ins andere

auf einmal, also mit einem Schwung springen können, wenn man sie nach seiner wizzigen Erklärung auf die Linie sezt, wo die beiden Reiche an einander gränzen.

Aus der Regel folgt also, daß es Episoden geben kann, die hundert Jahr und drüber dauern können, und über deren Lesen eine soche lange Zeit von hundert Jahren hingeht. Bravo!

Nun klopf' ich sacht an meine Thür.

Keiner hört.

Ich klopfe noch einmal.

Wer ist da? frägt, und stößt den Laden wieder auf die Frau Wirthin.

Wenn die alte Tante doch auch zu Bette wäre: Ich bin's, Frau Wirthin, wollen Sie gefälligst aufmachen.

Ei, Herr Kaspar, das gefällt mir nicht übel, das schikt sich für einen Mann wie Sie nicht, daß Sie in solche Häuser gehn, daß Sie's nur wissen, morgen im Tage nehm' ich meinen Jungen und Mädchen aus Ihrer Schule, pfui, Sie sollten sich schämen, ein Mann in Ihren Jahren, und läuft nach liederlichen Menschern umher, das sollte mir mein Mann thun, nicht ein Haar behielt er auf dem Kopfe, nicht ein Haar! Pfui, Sie wollen der Jugend mit gutem Exempel vorgehen und sind selbst der Verführer und machen solche Streiche; nein, ich habe immer viel Stükke von Ihnen gehalten; aber nun sagen Sie mir nur gar nichts, so handelt kein ordentlicher Mensch, das sind liederliche Funken, die dahin gehn. Sollten sich nur die Augen ausschämen, daß Sie Ihren eignen Sohn, ist so ein ehrbarer guter Mensch, so mit Gewalt verführen wollen, möcht' man sich nicht kreuzigen und segnen. Sie wollen doch ein

Mann

Mann seyn, der was vorstellt, nicht wahr, und führen sich so auf.

Das ist ein alter Satan, wenn sie nur erst schwiege und ich in meinen vier Pfählen wäre.

Nein! So etwas ist nicht halbrecht, wenn die Geistlichkeit solche Streiche erst macht, was soll unser Eins denn thun.

Diese Episode ist ganz getreu nach der Regel; denn während sie die Thür aufschloß und mich hereinließ, sprach sie alle diese Worte, die mir blutsauer anzuhören waren, und die ich gar nicht gern hier herseze, wenn es die verzweifelten Episoden nicht erfordert hätten.

Sagen Sie mir nur, wo Sie Ihren Kopf gelassen und wo Sie hingedacht haben, sind sonst immer so ordentlich gewesen.

Während dieser Worte ging ich die Treppe hinauf und sprach kein Wort; das hört' ich noch hinterher, als sie schon mit dem Lichte in die Stube zurükging: das ist eine schöne Aufführung, wenn sich der Sohn seines Vaters schämen muß.

Diese lezten Worte schlugen mir gar zu sehr vor den Kopf; nach gerade ärgert es mich auch: schlafe Sie erst aus, Frau Wirthin, dann wollen wir uns weiter sprechen.

Ho! Nun war Alles verdorben. Hizzig trat sie wieder aus der Thüre, und daß Sie's nun wissen, die ganze Nachbarschaft soll's erfahren, und kein einziges Kind sollen Sie in der Schule behalten, daß Sie's wissen!

Immer ein Schlag härter als der andere, nun so schlage Pulver und Blei drinnen, wenn ich mich nur

recht drüber ärgern könnte; aber 's ist mir nicht möglich, es ist der Frau so einmal in der Art, und wenn ich sie ansehe, muß ich lachen; denn der liebe Brandwein hat ihre Nase so puterroth und blau gemacht, daß man nicht weiß, wo man hinsehn soll, wenn sie einem unters Gesicht tritt, und daß man's ihr gar nicht so recht glaubt, wie sie's sagt, sondern sich in der Seele freut, wenn sie so recht zautert.

Mag schon mancher den Kopf geschüttelt haben, daß ich vorhin zu allen ihren Ausrufungen so still schwieg. Im rechten Ernst, lieber Leser, ich habe nichts dagegen gethan, als ihr in die Nase gelacht und ein paarmal genikt und gebrummt: schon gut! schon gut!

Wenn's böse Gewissen nicht wäre, hätt' ich ihr auch wohl noch mehr gesagt; aber ich bin gern mausestill, wenn ich nicht so ganz weiß, ob ich Recht gethan habe. Hatte mich das närrische Weib doch auf so manchen Gedanken gebracht, bei dem mir's ein wenig anfing zu wurmen.

Aber Alles möchte noch hingehn, wenn nur der Junge nicht so rasend toll gewesen wäre, und hätte sich verführen lassen.

Jezt öffnet mir meine Liese die Stubenthür: nun, kommst Du endlich, Hans?

Ja! (ich spreche im ärgerlichsten Tone.)

Wo ist der Junge?

Lange zu Bette.

So, also bist Du mit ihm im Komplott?

Ich ergreife mein spanisch Rohr, das ich schon auf den Tisch gelegt hatte. Das that ich Alles, damit man

sehe, daß eine Exekution vor sich gehen sollte, und das eine recht scharfe.

Vater Hans, Du bist ja so ärgerlich.

Hole mir den Jungen aus dem Bette.

Ei, er schläft ja, was willst Du ihn denn aus seiner Ruhe stöhren, was willst Du denn von ihm?

Ich.

Den Jungen sollst Du mir holen, ich will ein Exempel statuiren.

Meine Frau.

Mein Gott! Was hat er denn gethan.

Ich.

Mit den Menschern hat er liederliche Streiche vorgenommen.

(Vorher war ich nur so halbärgerlich, nun bin ich grimmig wie ein Bär.)

Damit ich aber den Jungen nicht gleich zu Boden in der ersten Hizze schlage, so will ich lieber erst meine Perükke abnehmen, sie über die Spiegelekke hangen und die Schlafmüzze aufsezzen.

Ach du liebe Schlafmüzze, du thust mir viel zu Gute, in dir bin ich wie ein Lamm, in der Perükke wie ein Bär. Was man in so einer Stuzperükke für ein grausamer Mensch werden kann, das sollte man nicht glauben!

Gleich wekke mir den Jungen, ich will ein Exempel statuiren.

Meine Frau.

Hör einmal Hans, nimm mir's nicht übel, hast Du geschnapst?

Ich.

Ja knüppeldik betrunken bin ich, wart' ich will Euch lehren.

Izt reiß' ich die Schlafkammerthür auf: Heraus aus dem Bette, Mosje, wir haben mit einander zu reden.

Meine Frau.

Wenn die Männer so toll sich betragen, so verdienten sie Weiber, von denen sie derb zu Recht geprügelt würden, ist ihm der Tollwurm in den Kopf gefahren?

Meine Frau zittert und bebt vor Aerger, das rührt mich; aber ich darfs nicht merken lassen. Großer Gott, ich bin ja schon sanft wie meine Schlafmüzze und schon niedergedonnert genug von der Wirthin. Weiß es der Geier, wie ich mir heute vorkomme, es geht mir mit dem Aerger gar nicht recht vom Herzen, und doch ist's arg genug, und ich sollte mit Füßen drein springen, muß mir's ordentlich vornehmen, ein wenig laut zu sprechen.

Indem tritt Ferdinand in die Stube herein.

Ferdinand.

Was ist Euch widerfahren, Vater, Ihr seyd ja so laut.

Ich bin ganz wüthend, und hab' es wie eine verrükte Stunde; brauche mich dieses Geständnisses nicht zu enthalten; denn alle Menschen haben zuweilen so eine verrükte Stunde, sonst ließe sich mancher närrische, dumme, tolle, übereilte Schritt gar nicht erklären.

Kniee nieder! (hätte über mich selbst lachen mögen, aber ich wollte nun einmal ein wenig den Tollen spielen) fühle nur in Deinen Busen, lieber Leser, und Du wirst mir Recht geben, daß man solche Launen haben kann.

Ferdinand.

Vater, was ist Euch! Wozu soll ich denn knieen.

Ich.

Kniee nieder, ich befehl' es!

Ferdinand.

Vater, Ihr wollt mich wie ein klein Kind behandeln, sagt mir, was das soll.

Ich.

Beichten sollst Du, und dann in's Zuchthaus mit Dir, Mosje!

Liese (meine Frau.)

Vater, sage mir, wie Du Dich hast.

Ich.

Weg! oder es geht nicht gut! (Ich halte den Ellenbogen hoch, als ob ich Alles um mich herum wegstossen wollte, und thue grimmig ärgerlich, ob ichs mich gleich kaum enthalten kann, dem lieben Weibe um den Hals zu fallen; aber die Laune gefällt mir nun einmal, und der Junge muß doch auch für dergleichen Liederlichkeiten gezüchtigt werden. Wenn ich nur in mir selber recht klug werden könnte, daß ich nicht so recht ärgerlich werden kann und mich so zwingen muß, da doch die Sache ärgerlich genug ist, und einen Vater zum Rasendwerden bringen könnte.)

Beichte, sag ich, Junge!

Ferdinand.

Ich weiß nicht, was Ihr wollt, Vater! (er lacht.)

Da ward ich ärgerlich, nahm die Müzze ab, und warf sie auf den Tisch. Was ich mit dieser Figur sagen wollte, weiß ich selbst nicht, vermuthlich mogte mir der

Kopf zu heiß werden. Daß der Junge über mich lachte, hätt' ich ihm auch wohl vergeben können; mogte drollig genug aussehn, da ich ihm mit affektirter, harter, hohler Baßstimme zurief: Kniee nieder!

So, also glaubst du wohl nicht, daß ich dich gesehn habe, wie du das liederliche Mensch auf dem Schooße hattest?

Ferdinand.

Ich? (fängt laut an zu lachen.)

Lieber Leser! bin ein Mensch, und darum warf ich ihm die Schlafmüzze in der Hizze an den Kopf, und ergriff mein spanisch Rohr, und versezte ihm eins über den Rükken, daß es nur so knakte. Gottloser Bube! Willst du meiner noch spotten? Hast du nicht schon schändlich genug gehandelt?

Ferdinand.

Pfui, schämt Euch, Vater! Was schlagt Ihr mich?

Das sagte mir der Junge mit einer Mine, die mich tief verachtete; ich werde das Gesicht in meinem Leben nicht vergessen; mir wards eiskalt dabei; der Stok sank mir beinahe aus der Hand, ich konnte nicht ein Wort sprechen.

Das dauerte wohl so eine Minute; aber da ward mirs auch desto heisser vor der Stirne; will man hier Hänschen mit mir spielen? dacht' ich, gerieth bei dem Gedanken in Zorn, und schlug einmal übers andre auf den Jungen los; meine Lise wollte mich abhalten, die stieß ich mit aller Gewalt fort, daß sie auf einen Stuhl zurük fiel und ausrief: der Mann ist unsinnig!

Aber es kömmt noch ärger, lieber Leser! Mein Junge, der der Stockschläge nicht gewohnt ist und sie nie ge-

schmekt hat, reißt mir im Aerger mein Rohr aus der Hand, und bricht's wie eine Rübe vor den Knieen entzwei.

Was hättest Du da gethan, lieber Leser? Frage Dich einmal recht ernstlich, und versezze Dich in meine Lage, und denke Dir alle die Streiche, die der Junge seinem Vater gespielt hat, und die Liederlichkeit, die er begangen, und die ganze Art und Weise, wie er sich benommen, wie er seinen Vater im Stich gelassen und sich nicht um ihn bekümmert hat, da er ein Spott der Leute wurde, und der nun so frech ist, und des Vaters spanisches Rohr vor den Knieen zerbricht; denke Dich als Vater, das heißt alles, als beleidigten, gekränkten, verspotteten, verachteten, gemißhandelten Vater! Was würdest Du an meiner Stelle gethan haben?

Will Dir sagen, was ich gethan habe, las die Stükken meines Rohrs auf, sprach nicht ein Wort, und sezte mich in den Großvaterstuhl.

Wirst mich einmal recht auslachen, lieber Leser, aber höre nur einmal weiter, wie mir war, und was ich empfand. Das war mir zu toll, so etwas war mir noch nie vorgekommen, in einem solchen Falle, wo einem etwas gar zu unerwartet kommt, und was einem ein zu starkes Stük ist, wird man betäubt; mir ward, als wenn ich zu Boden geschlagen wäre. Mags begreiffen und erklären wer will, meine ganze Hizze war mir vergangen, ich saß stumpf und starr und kalt da.

Was zu toll ist, ist zu toll; da verliert man eher den Verstand, eh man ein Wort sagen kann.

Der Ferdinand sprach auch nicht ein Wort, er stand am Fenster, und sah in die finstre Straße. Was kann

den Jungen anwandeln? Unbegreiflich ist das Betragen. Er weiß doch, daß er Unrecht gethan hat.

Meine Liese sizt auch am Fenster, und stüzt den Kopf und weint.

Wahrhaftig, die habens Alle drauf angelegt, mich verrükt zu machen. Mit der Liese will ich sprechen, mit dem Jungen in meinem Leben nicht wieder, dessen Niederträchtigkeit und Bosheit geht mir über meinen Verstand! Was mit dem zu thun ist, will ich morgen sehn.

Wollte nicht sprechen, und spreche doch zu Ferdinand:

Ins Zuchthaus sollst du! — Was hast du zur Entschuldigung zu sagen?

Ferdinand. (trozzig.)

Nichts!

Ich.

Und doch bist du so frech?

Ferdinand.

Morgen, wenn Ihr ausgeschlafen habt, will ich Euch weiter Antwort geben.

Ich. (werde wieder hizzig.)

Nein, heute noch, Bube!

Ferdinand.

Ich bin kein Bube!

Großer Gott! was ist aus dem Jungen geworden? Das ist mir unerklärbar! der Junge, der sonst so auf den Wink gehorsam, immer so gut, so nachgebend, so zärtlich gesinnt gegen mich war, und nie widersprach.

Also Du gibst ihm auch noch Recht, Liese? Was sagst Du denn dazu?

Liese.

Ich mag nicht mit Dir reden, Du beträgst dich zu unwürdig; ich schäme mich Deiner.

Hm! das ist noch närrischer! Hier spielen sie die verkehrte Welt; ich denke, ich habe Recht zu zürnen, und siehe da, ich muß noch groß Unrecht haben, ich muß auf mich zürnen lassen! Besser können sie's gar nicht machen. Nun so sollt ihr mich denn auch sehen, wie ich seyn muß!

Ich wollte eben ein heiliges Donnerwetter herein fahren lassen, als ich mich wieder besann. Ward beinahe irre in mir selber; fragte mich also:

Hans Caspar, hast du etwa so etwas Hizziges getrunken?

Nicht einen Schluk! Das Bier war auch stehn geblieben.

Nun, so erkläre dir, was die Menschen hier von dir wollen?

Kanns nicht erklären.

Frage sie.

Das will ich bleiben lassen, mag mich nicht mehr so erniedrigt sehen.

Eine gute halbe Stunde siz ich wieder im Großvaterstuhl, und spreche nicht ein Wort, und denke nach, und kann nicht begreifen, wie der Junge, der doch so schreklich Unrecht gethan hat, so gegen mich sich betragen kann.

Der Junge sieht noch immer durchs Fenster und die Liese stüzt noch immer den Kopf und wendet mir wie der Junge den Rükken zu.

Es steigt wieder in mir so heiß auf; auch ärgert mich mein spanisch Rohr nicht wenig, und mehr noch, daß sich der Junge so etwas unterstehen kann, und daß die Mutter sein Unrecht nicht einsieht.

Wenn sie mir nur ordentlich antworten wollten, ich wollte sie doch frogen, ich begreife gar nicht, sollt' ich wirklich den Verstand verloren haben?

Liese, hör einmal, willst Du mir wohl antworten?

Sie schweigt.

Ich wiederhole meine Frage, und sie antwortet nicht. Mein Gott! Was ist das, wodurch bin ich denn der Antwort unwerth.

Willst Du mir nicht antworten, Liese?

Sie.

Ich schäme mich Deiner, sprich nicht mit mir!

Nun, so soll gleich ein Donnerwetter drein schlagen, was, ich bin Herr im Hause, und ihr sollt mich hier nicht zum Narren machen.

Ich ergreife meine Perükke, weiß nicht warum, stülpe sie mir auf, weiß nicht warum, nehme Hut und Stok, und bin im Begriff aus der Thür zu gehen, und weiß noch nicht warum.

Wo willst Du denn noch in der späten Nacht hin, frägt mich Liese, ich merke, ihr wird bange, ich werde mir ein Leid anthun.

Ich.

Fort will ich, und Euch ihr Undankbaren nie wiedersehn!

Ich ergreife wüthend die Thür.

Liese.

Schäme Dich doch, Du wirst doch nicht noch mehr Spektakel machen?

Sie will mich zurükhalten', ich stelle mich rasend und reiße mich los.

So ist man! Ich stellte mich wirklich nur so, ich hätt' ihr, dem treuen Weibe, lieber um den Hals fallen mögen, wer weiß was sich die All Unrechtes von mir denkt, da ich so spät zu Hause komme; denn der Junge hat ihr von meiner Schmach gewiß nicht ein Wort gesagt.

Nun stand ich vor der Thüre im Finstern, und war in Verlegenheit, wie ich wieder herein kommen sollte.

Es ist doch arg von ihr, daß sie mir nicht nachkömmt, und mich nicht mehr zurükzieht, ich kann ja auch nicht sogleich nachgeben, da vergäb ich mir ja allen Respekt; zumal da ich hier gar kein Unrecht habe.

Es ärgert mich freilich, daß ich den Jungen habe schlagen müssen, aber ein anderer Vater hätte ihm den Hals umgedreht.

Sie sind ganz stille drinnen; es ist doch ein wenig tükkisch von ihr, daß sie mir nicht nachkommt und mich fortläßt. Da steh ich nun hier, und weiß nicht wie ich, ohne meiner Ehre zu nahe zu thun, wieder hereinkommen soll. Sie kann sich ja doch nicht gut dafür seyn, daß ich mir kein Leid auf der Stelle anthue, damit ist's bald geschehn, ein Messer hat man wohl bei sich oder ein Bändchen.

Ja, ich blamire mich wahrhaftig, wenn ich hier noch stehn bleibe, sie lachen mir am Ende unter die Nase.

Ich muß wirklich die Treppe heruntergehn, habe schon zu lange auf einem Flekke gestanden.

So komm doch herein! ruft Liese.

Nun hätt' ich gute Gelegenheit gehabt zurük zu gehn; aber Nein, mußte erst noch meinen Kopf ein wenig auffezzen, und ihr bang' machen.

Nein! antwort' ich im trozzigen Tone; (so macht man sich oft einen Schritt schwer.)

Liese.

Nun was steh'st Du denn da im Finstern.

Ich.

Das weiß ich wohl.

O Herr Hans Caspar! Was für eine dumme Antwort! so machens die Kinder!

Ich hätte mir vor den Kopf schlagen mögen; konnte da so gut den Schritt zurük thun, und erschwer ihn mir so.

Liese macht die Thür zu, und läßt ihn stehn.

Nun ist's noch ärger, nun muß ich am Ende ungebeten kommen, und mich der größten Verlegenheit ausfezzen.

Aber wie bin ich denn auch heute! Ist mir auch, als wenn ich ganz aus meinem Charakter gefallen und mir gar nicht ähnlich wäre. Das weiß der Geier, was der Mensch für närrische Stunden in seinem Leben hat, bin sonst so selbstständig, so fest in meinen Endschlüssen, und heute wie ein Kind, wie ein närrischer Verliebter.

Den Hausschlüssel gieb mir! sprach ich halb laut, und will meine Laune noch länger fortsezzen.

Sie hört es nicht.

Schier kann ich's wagen, sie wird doch nicht so toll seyn und ihn mir geben. Den Hausschlüssel! sprach ich laut. Gar zu laut durft ich nicht, die Wirthin konnte wieder aufwachen.

Liese ruft aus der Thür: habe Dich endlich vernünftig, und komm herauf, Du hast Dich ja nie so betragen.

Was hilft's, stehn bleiben konnt' ich nicht länger, ging also sacht wieder herauf, legte Rok und Hut wieder ab.

Nun hatt' ich was Rechts! Der Schlag, dacht ich, sollte mich rühren, da der Junge, als ich hereintrat, mit harten Schritten aus der Stube in die Kammer ging und die Thür zuwarf.

Ich ärgerte mich nicht, es war mir lächerlich, denn Mutter und Sohn kamen mir beyde verrükt, und ich mir selbst am allerverrüktesten vor.

Langsam und mit lächelnder Miene ging ich an die Kammerthür, eröffnete sie, Ferdinand! rief ich.

Er antwortete nicht.

Sage mir einmal Junge, worauf Du eigentlich pochst.

Er schwieg.

Nun Liese, bitt' ich Dich um Gottes Willen, thut mir nicht Alle so schrecklich Unrecht und höre mich an; weißt Du denn schon was der Junge Alles gethan hat.

Liese.

Nichts hat er gethan! Er ist vernünftig gewesen und vernünftiger als sein Vater, und ist hübsch zu Hause gegangen.

Lieber Leser! Wie einen das krepirt, wenn die Weiber so schwazzen.

Liese mach mir nicht den Kopf toll, ich rath es Dir.

Liese.

O der kann Dir nicht toller seyn, als er ist! sonst

würdest Du den armen Jungen, der so unschuldig ist, nicht schlagen und ihn so niedrig behandeln.

Das schnitt mir wie Scheermesser ins Herz, konnte die harten Beschuldigungen nicht länger ertragen; so höre mich nur ein paar Augenblikke ruhig an, und richte.

Erzählt ihr nun Alles, was vorgegangen war, wie sich der Junge aufgeführt, und mich zum Spott der Leute hatte werden lassen, wie ich behandelt, beschimpft, und mit der Laterne verunglükt war, wie ich aber auch dem einen inpertinenten Dinge, Limonade, Schokolade u. s. w. ausgezahlt habe.

Indem tritt der Ferdinand mit weinenden, aber doch erzürnten Augen wieder in das Zimmer; er fühlte sich tiefgekränkt, das sah man, hätte ich nicht so gut gesehn, so dächt' ich der Junge wär unschuldig.

Es ist nicht ein wahres Wort daran, Mutter, ihr wißt, wie ich eine Virtelstunde drauf wieder hier zu Hause gewesen bin.

Ich.

Was! hast Du nicht in dem einem Nebenzimmer so ein liederlich Mensch auf dem Schooße gehabt.

Liese.

Nun seh mir einer, was hast Du denn vor den Augen gehabt, er ist ja gar nicht herein gegangen.

Ich.

Schon Recht, so sagt er zu Dir, er kann auch nichts besseres thun, er läugnet geradeweg.

Ferdinand (mit Würde und tiefer Erzürnung, daß ihm die Thränen aus den Augen stürzen.)

Noch nie hab' ich gelogen.

Ich.

Nun so hast Du diesmal gelogen, ich habe Dich ja ganz preißlich sizzen sehn, liederlicher Bube.

Ferdinand (stampft mit dem Fuß auf die Erde)

Lieber will ich betteln gehn, als mir so begegnen lassen!

Jezt spielt der Junge meine vorige Rolle, und läuft aus der Thür.

Die Liese schlägt die Hände zusammen, und weint und schreit Ferdinand! Ferdinand!

Laß ihm, er ist an Brod gewöhnt.

Liese.

Nein! Du thust ihm auch zu schreklich Unrecht!

Indem tritt Ferdinand auf ihr Bitten wieder herein.

Ich.

Wenn Du Dein Brod schon allein verdienen kannst, so lauf'!

Ferdinand.

Ja! Das will ich!

Der Junge ist toll, und ich bin nicht klug, daß ich ihn nicht gleich beim Haarzopf nehme, und mir nichts, dir nichts, aus der Hausthüre führe. Aber in mir werd' ich heute selbst nicht klug, darum, wohl recht: wer bei gewissen Dingen den Verstand nicht verliert, der hat keinen zu verlieren! Wie hätte ich es wohl zu einer andern Zeit gelitten, daß der Junge so allen Respekt gegen mich aus den Augen sezte, und mich so anführe; aber es ist ordentlich, als ob ich ihm nichts sagen könnte, als fürchtete ich mich vor ihm. Es kann

wirklich nicht richtig mit mir seyn; müßt mir Ader lassen.

Ich.

Ich mögte nur wissen, worauf der Junge eigentlich pochte! Hab' ihn mit meinen Augen gesehen, wie er mit dem liederlichen Geschöpf schön gethan, und in sie hineingesprochen hat, und das Uebrige mag ich gar nicht sagen.

Ferdinand.

O Gott! O Gott; Welch ein schreiendes Unrecht!

Ich.

Hast Du Dich nicht mit dem liederlichen Geschöpf nachher unsichtbar gemacht? War'st Du nicht über alle Berge, als ich den Vorfall mit dem großen grünjäckigten Menschen hatte?

Liese.

Nun, wie lange ist denn das her?

Ich.

Noch keine halbe Stunde, und der Junge kann erst eine Viertelstunde im Hause seyn.

Liese.

Und ich sage Dir, er ist gleich eine Viertelstunde nach Deinem Weggehn wieder gekommen.

Ich.

Nun so muß ich wirklich verrükt gewesen seyn; was meine Augen denn gesehn haben, weiß ich nicht.

Liese.

Kurz, Ferdinand ist gleich wieder zu Hause gekommen, und erzählte, daß ein Mädchen Dich an der Hand

in

in den Saal hinein gezogen, daß er den großen Schwarm und das heisse Getümmel gescheut habe, und wieder auf die Straße gegangen sey, da hab er auf Dich warten wollen, ein paar Mädchen hätten ihn aber angefangen zu nekken und schmuzzige Reden auszustossen, da hatt ers nicht länger können ertragen, und ist zu Hause gegangen.

Ich. (kleinlaut und als ob ich aus einem Traum' erwache.)

Also wärst du gar in keinem Zimmer gewesen?

Ferdinand. (weint.)

Nein! Ich würde mich geschämt haben.

Lieber Leser! Ach was für ein harter Nasenstüber! die Augen gehn mir über, und das von meinem Sohne! Solch ein Nasenstüber übertrift an Schmerz alle andre Schmerzen. Ei du lieber Gott! Wie wird der arme Hans Kaspar heut mitgenommen und zugesezt!

Ferdinand! ich bitte dich um Gottes Willen, gesteh mir die Wahrheit, und kränke mich nicht so.

Ferdinand.

Ich sage Euch noch einmal, Vater, ich würde mich schämen, da hinein zu gehn.

Nun so nasenstübre du und der — Gott sey bei uns! So ist mirs denn doch in meinem Leben noch nicht gegangen! Also der Junge hätte ganz und gar unschuldig, Prügel bekommen? Das wäre mir in meinem Leben nicht zu vergeben, und der Junge müßte mirs in meinem Leben nicht vergessen können.

Liese, was sagst Du zu dem Allen?

Liese.

Nichts, als daß Du Deinem tollen Kopfe wieder einmal gefolgt bist, und Unheil und Unfug angerichtet hast.

Ich.

Nein! es ist nicht möglich! Wo sollt' ich meine Augen gehabt haben, er sah doch gerade so aus; freilich sah ich nur den Rükken und den Hinterkopf; aber es war doch auch derselbe Anstand, Ferdinands ganze Figur.

Nach gerade fing ich an, mich drob zu schämen, ich sezte mich in den Großvaterstuhl und sann nach.

Es ist nicht möglich! sprach ich endlich, und — ging zu Bette.

War das das Gescheuteste, was ich thun konnte. Habe da recht Zeit, meinen dummen Streichen nachzusinnen.

Nun gings mir derb im Kopfe herum, ich dachte, überlegte das Betragen des Jungen, wie trozzig er gegen mich gewesen war, was ich nie von ihm erlebt hatte, wie er sich durch die Stokschläge so gekränkt und entrüstet zugleich fühlte, daß er mir den Stok entzwei brach. Der Junge ist unschuldig, ist unschuldig! rief es mit tausend Stimmen in mir; ich sah es nun an Allem, das Gefühl seiner Unschuld und der Unwürdigkeit meines Betragens machte ihn so trozzig und böse. Er ist unschuldig, Gott im Himmel, was hab ich für Ungerechtigkeiten an meinem Kinde begangen! Welch ein schwacher unwürdiger Vater bin ich gewesen! Wie hab ich mich in den Augen des Jungen erniedrigt! Was soll der von mir denken? Wie soll er mir das vergessen? Wie kann ich den redlichen guten Jungen schlagen! O pfui! pfui! Ich mögte mich anspukken, ich unbesonnener Mensch!

Wie soll ich den Jungen und meine Liese morgen im Bewußtseyn meiner dummen Streiche ansehn können? Wo soll ich die Augen lassen! Tod muß ich mich schämen!

Wie soll der Junge je wieder Respekt vor mir haben können! Ein Vater, der so unbesonnen handelt, verdient keinen Respekt von seinen Kindern. Wehe dem Vater, der schlechter ist, als seine Kinder!

Zu entschuldigen wär ich: ich habe mich geirrt, und Irren ist menschlich; aber das ist dumm, daß man in seinem Irrthum beharrt, und nicht erst kaltblütig untersucht.

Freilich wohl hatte ich allerlei Verdruß gehabt, der mich ärgerlich und bitterböse machte; aber nein! ich bin nicht zu entschuldigen! Wie konnte ich den ehrlichen guten Jungen schlagen, den ich seit seinem dritten Jahre nicht mehr nöthig gehabt habe zu schlagen!

Wie konnte ich den braven Jungen schlagen, der sich besser als ich betrug, dessen sittliche Gefühle so fein sind, daß er dergleichen liederliche Geschöpfe gar nicht einmal sehen mag; und ich gehe da hinein, und lasse mich zum Narren machen! Gottlob, daß das der Junge nicht mit angesehen hat! ich hätte mich nicht wieder vor ihm sehen lassen. Darfs wahrhaftig meiner Frau nicht einmal ganz so erzählen, wie's gewesen ist, müßte sie sich nur noch mehr meiner schämen, und ich müßte allen Respekt bei ihr verlieren.

Respekt! ruft hier mancher aus, und seufzt. Was soll bei der Liebe der Respekt? Was soll die Frau Respekt vor dem Manne haben? Die Redensart gehört in die Zeit der unsinnigen Ehen, wo die Männer ihre Weiber nicht durch Liebe leiteten, sondern tyranniſirten und beherrschten.

Mit nichten, ihr Herren! Es ist ein traurig Ding in einer Ehe, wenn die Frau nicht Respekt vor dem

Manne hat, der kann und darf bei der wahren Liebe nicht fehlen. Darum soll der Mann billig klüger seyn und mehr wissen, als die Frau, um ihr rathen zu können; soll stärker seyn, um sie beschüzzen zu können. Wo das bei einem Manne ist, da erst hat die Frau den Mann recht lieb, da fühlt sie Achtung, das heißt auf Französisch: Respekt, vor ihm, und das nur ist die wahre Liebe.

Wenn ich nur einschlafen könnte; aber der Schlaf wird mich die Nacht nicht besuchen.

Klingt dies beinahe, lieber Leser, als ob ich dies im Bette niedergeschrieben, aber ich würde lügen, wenn ich das sagte, ist mir nur alles jezt, indem ichs schreibe, noch so lebhaft in Andenken, daß ich schreibe, als geschähe es eben.

Ich lag und wälzte mich im Bette; es that mir nur gar zu weh, daß ich den Jungen so geschlagen und so gekränkt hatte.

Muß es ihm abbitten! dacht' ich auf einmal.

Aber der Vater dem Sohne abbitten?

Warum nicht? Gleichviel, der Beleidiger dem Beleidigten, er sey wer er wolle. Oder hat etwa ein Vater Recht, seinem Sohne Unrecht zu thun? Wo steht das geschrieben? Freilich gibts schändliche Väter genug, die gegen ihre Kinder alle Gerechtigkeit bei Seite sezzen, und sie tyranniſiren zu können glauben, wie sie wollen.

Würde Euch das Herz im Leibe bluten, lieben Leser, die ihr dergleichen nicht kennt, und in manche Verhältnisse der Art näher eindringen solltet, wie da auf die armen Würmer nicht bloß unbarmherzig, sondern auch ungerecht losgeschlagen wird, wie sich da alle üble Laune

immer an den Kindern, auch wohl an dem armen Weibe ausläßt. Tausend Väter würden es für das größte Unrecht selbst halten, wenn sie ihrer Kinder Unschuld nachher anerkennen sollten. Ach und was könnte wohl den Kindern mehr Liebe zu den Eltern geben, als diese Anerkennung ihrer Unschuld, wo sie der Fall ist; was könnte die Kinder natürlicher auf den Gedanken leiten, daß ihre Eltern sie ungern und nicht anders, als wenn sie es verdienen, strafen. Das Kind weiß es doch, wenn es unschuldig gestraft wird, und vergißt es nicht so leicht seinen Eltern. Gerade gegen diese armen Würmer sollte man am gerechtesten seyn.

Solche arme Kinder unvernünftiger Eltern sind ärger wie Sklaven daran; so manches Kind wird zunicht geschlagen und mit Füßen zum Krüppel getreten und gestoßen. Sollte darüber eine eigne obrigkeitliche Aufsicht eingerichtet werden, und Predigern sollt' es obliegen, Erziehungspredigten zu halten und die Grundsäzze einer ordentlichen Erziehung und die dabei nöthigen Fingerzeige den lieben Zuhörern bekannt zu machen. Würde das erbaulicher und nüzlicher seyn, als manche Predigt, die sich mit der Erklärung einer dunkeln Stelle oder einer alten Glaubenslehre, die nichts für unsere Besserung, und also nichts für unser Seeligseyn thut, herumzauset.

Auch ich müßte meine derbe Strafe von der Obrigkeit dafür haben, daß ich den erwachsenen braven Jungen so geschlagen und niedrig gemacht habe. Mir selber mag ich gerade am allerwenigsten etwas zu Gute halten. Allen verzeih ich, Gott ist mein Zeuge! gern ihre Fehler; aber ich bin kein ehrlicher Mann, wenn ich mir ei-

nen einzigen verzeihe und vergesse! Und so will ich bleiben bis an mein Ende.

Ja! ich will aufstehn und es dem Jungen abbitten! Kommt Alles darauf an, wie man eine Sache, und ob man sie mit Würde thut.

Es ist freilich schon spät in der Nacht, und er mag wohl schon im tiefen Schlafe liegen.

Ich horche. Er wälzt sich wie ich im Bett' umher und hat keine Ruhe.

Groser Gott! Wie mag es den armen Jungen kränken! Er ist sich seiner Unschuld so bewußt, hat so anständig und sittsam gehandelt, und muß sich so gemißhandelt von mir sehen! Es muß einen schreklichen Eindruk auf ihn gemacht haben.

Ich könnt' es auch wohl bis Morgen früh lassen.

Ja, ja! er mag ruhig schlafen!

Wenn es mich nur ruhen ließe!

Ich liege wieder eine halbe Stunde und denke meinem Betragen und allen den heut erlebten Dingen nach.

Es läßt mich nicht ruhen, ich springe aus dem Bette und werfe meinen Schlafrok um mich.

Ferdinand! ruf' ich halblaut.

Liese.

Aber sage mir, was willst Du heute, laß den armen Menschen doch ruhig schlafen.

Ich.

Das soll er auch, darum ruf' ich ihm eben.

Liese.

Was willst Du denn von ihm?

Ich.

Liese, höre mich doch nur an, und halte mich nicht

für so schlecht, wie sollt' ichs denn auf einmal werden, da ich so lange gut gewesen bin! es läßt mich dir gar nicht ruhen im Bette, ich habe dem armen Jungen Unrecht gethan, ich will's ihm abbitten.

Liese.

Ja wohl hast Du das, und schreiendes Unrecht! Du wirst's damit nicht gut gemacht haben.

Ich.

Aber höre doch nur, Liese, ich will es Alles wieder gut machen, es war ein unseeliger Irrthum. Du weißt, was ich sonst von dem Jungen für Stükke halte.

Liese.

Dann muß man sich auch nicht auf einmal so ungleich werden können.

Ich.

Du hast Recht, Liese, aber ich kränke mich ja schon selbst genug, laß doch nur, Du hast ganz Recht, seinen Kindern muß man gerade am allerwenigsten Unrecht thun; aber Irren, lieber Gott, ist doch menschlich!

Liese.

Nun, laß ihn jezt nur ruhen, zehnmal lieber wünscht' ich, Du hättest mich, als den Jungen geschlagen, der denkt sich nun noch Allerlei dabei.

Ich (unruhig.)

Was soll er sich denn noch denken.

Liese.

Ja, konnt' er denn nicht glauben, Du seyst betrunken.

Ich.

Davor bewahre mich Gott.

Liese.

Und hübsch war's auch immer nicht, daß Du nicht gleich wieder aus dem Hause gingst, da Du den Ferdinand nicht hinter Dir sahest, und dann gar so lange dabliebst; ich fürchte, daß Du Dir dadurch sehr viel bei dem Jungen vergeben hast, er kann doch nun denken was er will.

Nun, die brachte mich auf neue Grillen, da müßt' ich mich todtschämen, wenn sich der Junge so etwas von mir denken könnte. Pfui, in welche ärgerliche Lage hab' ich mich gebracht. Aber wie kann er das denken! er erfährt ja doch, was mich eigentlich da so lange aufgehalten hat.

Nun war an gar kein Schlafen zu denken, ob ich gleich wieder sacht in mein Bette trat und mich einhüllte.

Zentnerschwer war mir die Dekke, ich schüttelte die Federn alle herunter; aber sie blieb immer zu schwer.

Ganz genau hört' ich wie der Ferdinand, der hinter einem Schirm schlief, sich unruhig wälzte.

Ich mußt' ihn anreden: Ferdinand! schläfst Du?

Er antwortete nicht.

Ich rufe wieder.

Er schweigt.

Laß ihn doch, spricht Luise.

Lieben Leser, denkt nur ums Himmels Willen nicht böse von dem Ferdinand, weil er mir nicht antwortet. Es ist gewiß nicht Groll gegen mich, ich war ja immer

so ein guter Vater gegen ihn, es ist kindliche Schaam, er hat gehört, daß ich's ihm abbitten will, und das kann er nicht ertragen, das hält er für eine Demüthigung, die er mir gern ersparen will.

Ich werd' ihm noch einmal rufen: Ferdinand!

Er antwortet nicht.

Wenn ich nur wüßte, was er von mir dächte! Ob er mir wohl wirklich zürnt, weil ich ihn gar zu sehr beleidigt habe? Ich muß das wissen! Es läßt mir nicht Ruhe.

Lieben Leser, lacht nicht über meine Aengstlichkeit. Bin darin ganz zufrieden mit mir, und wünsche, daß Eure Väter auch nicht ruhen können, wenn sie Euch, ihren Söhnen, Unrecht gethan haben. Kann so gar nicht begreifen, wie die mehresten Eltern darin gar nicht billig und gerecht gegen ihre Kinder sind, gar keine Umstände mit ihnen machrn zu müssen glauben, und gar nichts mit ihnen wieder gut machen wollen. Als wenn Kinder nicht auch Menschen wären, und Menschen, die uns am nächsten angehn. Und diesen sollte keine Gerechtigkeit wiederfahren?

Und wenns kein Vater thäte, ich thu es, ich bitt' es dem Jungen ab, ich hab' ihm Unrecht gethan, und das muß ich ihm eingestehn, daß er wieder ruhig wird und nicht glaubt, ich sey so ein schändlicher Mensch, der seine Fehler gut heißt.

Ich rüttl' und schüttl' ihn: Ferdinand, vergib mir, ich habe Dir Unrecht gethan!

Meine Thränen fielen auf sein Gesicht.

Ach Gott im Himmel! Lieben Leser! Was geschah nun, o ich bin außer mir vor Rührung. Er richtete sich

auf, sein Gesicht schwamm in Thränen, seine linke Hand umfaßte meinen Hals, seine rechte drükte meinen Mund zu: Vater, um Gottes Willen (ich sollte nicht sprechen) ihr habt mir nichts gethan!

Da mußt ich sprechen, ich drükte seine Hand fort von meinen Lippen, aber er ließ sie nicht: Ja, ja! bracht' ich doch halbverständlich heraus. Ich habe Dir viel viel gethan, wollt' ich sagen — ach meine Thränen sagten's genug — Gott im Himmel, Ihr habt mir nichts gethan! sagt' er wieder, und küßt meine weinenden Augen!

Da konnt' ich mich vor Rührung nicht mehr halten: Mutter, Mutter! rief ich aus — er hat sich mit mir versöhnt, er hat mir vergeben, Mutter, o mach uns ein wenig Licht an, ich will ihm Alles erzählen, ach Mutter, es ist eine himmlische Freude, wenn man sein Unrecht wieder gut machen kann! Mein Sohn, wie hab' ich Dir so begegnen, wie hab' ich mich so irren können! Vergeben ist göttlich, vergib mir.

Ich bitt' Euch um Gottes Willen, Vater! — weiter konnt' er nichts herausbringen, er schluchzte an meinem Halse.

Liese hatte unterdessen Licht angeschlagen, und fiel mir dann auch weinend um den Hals und küßte den Ferdinand.

Wir saßen nun wie drei bessere Menschen, vielleicht wie drei Engel zusammen (die Stuzperükke hatt' ich nicht auf, lieber Leser, wie Du schon weißt) und sahen uns freudig an und drükten uns die Hände.

Kinder, sprach ich dann, mit dem Schlaf ist's doch nun für diese Nacht vorbei, wir können ja Alle vor Freude nicht schlafen, wir wollen uns anziehen, und nach

unserm Vetter in Rosenthal eine kleine Reise machen, ich bin heute so recht dazu, Gottes freie Luft einzuathmen.

Aber die Schulkinder, Vater, sprach Liese.

Sollen frei haben! Will's an die Thür schreiben, werden sich auch freuen.

Doch erst noch ein Geschäft, Kinder; will an die Wirthin schreiben, und sie bitten, daß sie mir nicht schadet, weil ich nichts Böses gethan habe, laßt ihr mich nur, sie soll mir schon wieder gut werden. Das ist ein gutes Werk, das muß geschehn!

Kinder! Es schlägt! Hört! Es schlägt voll! Zählt doch! Schon zwei Uhr! Ihr Kinder, wo ist zwei Uhr hergekommen.

Nun, Kinder, ich bin fertig; lieben Leser, wünscht uns glükliche Reise und einen recht frohen Tag.

Viertes Kapittel

oder das Kapittel von alten Jungfern.

Du sollt'st nicht glauben, lieber Leser, daß ich die alten Jungfern hier alle ausmerzen, oder, wenn auch das nicht, sie in ein moralisches Sieb thun, und sie durchsieben, und das, was durchfällt, wie Spreu behandeln werde, ei mit Nichten! Sie sollen in Hinsicht ihrer

Moralität in Ehren und in Frieden bleiben, wenn sie nur Frieden mit sich selber haben.

Möcht' es um Mosis willen nicht mit dem ganzen Alten Jungfern-Geschlecht aufnehmen; auch giebt es so viel züchtige ehrbare Wesen darunter, die einem Bewunderung abdringen, die des besten Mannes werth gewesen wären, und der Werthschäzzung jedes braven Mannes und Weibes immer würdig bleiben.

Hier nur ein paar Gemählde, von einigen unter ihnen in Hinsicht ihres physischen Zustandes.

Doch vorher nur noch einige Betrachtungen, und weil es eine Abhandlung ist, eine Eintheilung der alten Jungfern selbst.

Wir reden hier, wie schon gesagt, nur von einigen derselben im physischen Zustande, und da theilen wir sie ein, in

1) Haut und Knochen und runzliche verlegne Wesen, mit falschen Haartouren und Trachten aus dem vorigen Säkulo.
2) Alte und eitle Wesen, die immer jung bleiben, sich in den modernsten Anzügen täglich zeigen, fingerdik Schminke auflegen, und vor jedem sie treffenden Männerblik, die knochigte Brust heraufzerren, sich brüsten, und den Kopf werfen.
3) Aufgeblähte, adliche, verarmte Figuren, mit hoher Ahnen und Schnupftobaks-Nase.
4) In alte Jungfern, welche es nicht sind, und nur den Namen führen,
5) in solche, bei denen die Natur etwas versahe, was sie an der Verheirathung hinderte.

Hiermit sind sie in Masse eingetheilt, und so wollen wir dem lieben Leser sie hiermit vorlegen, ihm einige en miniature vormahlen, und schließlich noch über die schnakische, physische Eintheilung einer ächten alten Jungfer, Namens Bärbchen Kniks! welche oben zu Nro. 2 gehört, sprechen, und die drei Haupt-Abtheilungen derselben, welche sind,

1) Perükkenkopf,
2) Taubenmagen, und
3) Fußgestell

näher betrachten, sie gehörig ad oculos demonstriren und medizinisch anatomisch zergliedern.

Ad Nummer 1. sizt uns hier.

Susanna Enten.

Ich habe nicht heirathen wollen, ich habe Parthieen genug gehabt! ruft sie uns entgegen, meine Freiheit war mir lieber.

Sah die alte Jungfer oder Mamsell Susanna Enten wohl wie der lebendige Satan aus; aber das thut bekanntlich der Liebe nichts, und ich will Niemand rathen, an diesem Ihren Glük in der Liebe, wenn sie es nur hätte benuzzen wollen, zu zweifeln. Man hätte mich in meiner Jugend sehn sollen, spricht sie.

Wie, um Verzeihung, waren Sie da?

Munter wie ein Aal.

Daß Sie schön waren, sieht man Ihnen noch an.

(Sie weht sich mit dem Fächel) die wahre Schönheit bleibt auch im Alter.

Ich sehe diesen Saz in Ihnen bestätigt, Mamsell. Sie sind sehr gütig; aber die Männer gefielen mir nicht.

Und haben sie nie leiden können?

Nie!

Das ist Schade, Sie hätten einen Mann sehr glüklich machen können.

Das sagte man mir öfter; aber die edle Freiheit; ich habe so viel, als ich zum Leben brauche. Ich könnte noch heirathen, wenn ich wollte, Parthieen fänden sich immer noch, dazu ist man noch immer nicht zu alt, eine Frau in den Vierzigern ist noch immer in ihren besten Jahren.

Nota bene, nach dem Kirchenbuche war sie nicht mehr, als acht und sechszig Jahr alt, so taxirte sie auch fast jeder nach ihren weiß grauen Barthaaren, die besonders auf den Warzen zu einer ansehnlichen Länge gewachsen waren, und an den Zähnen, die sich zu großen Thorwegen geöffnet hatten; seit zehn Jahren aber blieb sie immer 45 Jahr.

Da haben Sie Recht, an Parthieen könnt' es Ihnen wohl nicht fehlen.

Ich versichere Sie, daß erst neulich ein sehr hübscher Mann um mich hat anhalten lassen; aber Gott bewahre mich vor einem Manne, und obendrein hat er Kinder; nein! dazu bin ich zu delikat — einen Ehemann — Gott bewahre!

Mamsell halten es mit den Junggesellen, Sie haben Recht.

Einen Ehemann würd' ich nie geheirathet haben.

Aber einen ehrbaren jungen Mann?

Ein solcher findet sich nicht mehr in unsrer Welt, die Welt ist verdorben.

Zu Ihren Zeiten, da Sie jung waren, dächt' ich doch, daß —

Nun wie alt bin ich denn jezt? (empfindlich.) Damals wars nicht besser als jezt, die jungen Leute taugten nichts, und ein unkeuscher junger Mensch hätte gar nicht zu mir kommen dürfen; überhaupt ich hasse das Heirathen.

Das heißt eigentlich wohl, Sie hassen das Männergeschlecht.

Im Punkt des Heirathens und der Liebe überhaupt, ja wohl! sie verdienens nicht besser.

Müssen uns doch Mamsell Susanna Entchen etwas näher beschauen, und was wir von ihrer Jugend und ihrem ganzen Wesen erfahren haben, hier mit einigen Pinselstrichen andeuten.

Mamsell Susanna Entchen war eines Dorfpredigers Tochter, und wurde in der Furcht des Herrn erzogen.

Eine hagre, trokkene, finsterausehende, steife Jungfer ist eben kein appetitlicher Bissen, und so wars mit Mamsell Entchen bestellt. Ihr Tükmäuser-Gesicht, das nur immer scheu und schüchtern umher blikte, das überdieß knochigt und dürr war, empfahl sich keinem jungen Manne. Niemand bekümmerte sich um sie, so wie denn auch ihr Vater den Grundsaz hatte, sie mit gar keinem Manne umgehn zu lassen. Ihr Vater nährte außerdem die Schwärmerei, seine Tochter solle nach Paulus Ausdruk ein rein heilig Gefäß bleiben und gar nicht heirathen, weil er ein artig Klümpchen Geld für sie zusammen gespart, oder vielmehr zusammen gegeizt hat, und

sie überdieß bestimmte Erbin einer alten reichen Tante in Berlin war, die nicht lange mehr leben konnte.

Aber wovon war denn das arme Entchen so dürr und mager?

Von Geiz und von den Leiden einer geheimen Liebe.

Der Amtsschreiber im Dorfe war ein schöner junger Mann; sie sah ihn immer nur in der Kirche, und hatte keinen brennenderen Wunsch, als von ihm geliebt zu werden.

Der geliebte Amtsschreiber war aber so blind, daß er das gar nicht merkte, das arme Entchen mochte nach ihm liebäugeln, so viel sie konnte.

Blaß und verzehrt war sie schon aus geheimer Liebe für ihn. Ihr Vater hatte ihn auf ihr Anstiften einigemal zu Tische bitten müssen; aber der Amtsschreiber hatte nichts gemerkt und nichts merken wollen. Einmal hatte sie ihm im Geheimen Zukker auf den Eierkuchen gestreut, der Vater litt das vor Geiz nicht, aber er war übersichtig und sah nichts davon. Der Amtsschreiber machte viel Krazfüsse, und verbat es gehorsamst. Sie trat ihm auf den Fuß, daß er still seyn soll. O weh, mein Hünerauge! schrie er, Sie traten mir auf den Fuß. Sie hatte bald den Tod vor Schrekken; er wollte auch ihre Liebe zu ihm gar nicht merken, und ihre Liebe stieg dadurch nur um so höher.

Seit der Zeit dieses Verliebens hatte sie sich dem schreklichen Laster der Onanie ganz ergeben, sie ward dadurch nun völlig ausgemergelt und abgezehrt, und sie war schon damals nichts als Haut und Knochen.

Da sie zwanzig Jahr alt war, starb ihr Vater; nun mußte sie — so war es ausgemacht — zur alten Tante in Berlin ziehn..

Hart ging ihrs an, daß sie den Amtsschreiber nun gar nicht mehr sehn sollte, und sie wünschte vor Gram zu sterben. Ach wenn der ihr Mann geworden wäre, was hätte sie glüklich seyn wollen!

In Berlin kam sie zu keinem Menschen. Ihre Tante hatte sich vor alle ihre Fenster eiserne Gitter machen lassen, wie hätte sie auch sonst bei ihrem Schazze sicher seyn können. Was ging die alte Tante die Welt an? sie saß bei ihren Dukaten, und bewunderte die krausen Ränder und das schöne Gepräge, und den schönen Goldglanz.

Wohl war Susanne Entchen hier übel daran, sie sah die schönen Männer nur hinter dem eisernen Gitter, und war von der Alten stets bewacht.

Hier griff denn das gewohnte Laster desto mehr um sich; an jeder vorbeigehenden schönen Figur fand es Veranlassung; Susanna Entchen ward ein völliges Gerippe

Es ist keine ungewöhnliche Folge dieses Lasters, daß es stumpf und menschenfeindlich macht, und dies war ganz bei Susanna Entchen der Fall; sie ward allen Menschen gram, war stets mißmüthig und verdrüßlich, und sie konnte bald Niemand um sich leiden, als die Kazzen, die gewöhnlich die Busenfreundinnen der alten Liebeverlaßnen Jungfern sind.

Ach, die Kazzen sind ihr auch Alles noch jezt in ihrem grauen Alter, sie sind ihre Mitesser und Beischläfer. Der kleine Murrkopf (so nennt sie den einen Kater) macht ihr doch noch das einzige Vergnügen, was sie auf

der Welt hat, er ist immer so naiv, so gefällig, so attaschant, er hat auch vor andern das Recht, in ihrem Schooße zu schlafen, und Nachts ließ er den Plaz um alles in der Welt nicht.

O es ist ein galanter Herr, pflegt Susanna Entchen von ihm zu sagen, und ihm dann so recht wohlbehaglich den Kopf zu streicheln. Gefällig lekt dann Murrkopf die gütige Hand, und sie denkt sich dabei öfter den schönen Amtsschreiber, wie er ihr einmal die Hand küßte, und wie sie zitterte und ihn gleich hätte in ihre Arme reissen mögen.

Mit der Gluth ist es nun vorbei, es lodert zuweilen nur noch unter der Asche auf; aber ihr Murrkopf ist ihr doch Alles in Allem, so ein kluges Thier gibts nicht weiter. Sie thut ihm auch Alles zu Liebe, sie streichelt ihn auf und ab, das gefällt dem närrischen Kater, und er denkt, er ist bei einer schönen Kazze.

Ein gewisser Naturforscher will bemerkt haben, daß Kazzen oder Kater im Umgange mit einer dergleichen alten Jungfern in der engsten Vertraulichkeit leben, und sie öfter für Kazzen halten sollen, worüber eine dergleichen alte Kazzenjungfer sich einmal halbtod gelacht haben soll.

Unter uns gesagt, es soll eben diese Susanna Entchen seyn, und Murrkopf soll von jenem Naturforscher wirklich verstanden seyn, weil Mamsell Entchen seine Talente einst einer gleichen alten Kazzenmamsell anrühmte, und sie ihr ein gewisses Spiel *) mit ihm als eine neue ge-

*) Ein gewisses Spiel, das sie Maus! Maus! nannte; sie darf nur zu dem Kater sagen: Murrkopf! wo ist Mäuschen? krieg Mäuschen! dann fährt er auf Mamsel Entchens Schooß her, daß einem angst und bang werden sollte; aber sie hat das gern.

heime Erfindung anvertraute, die dann bald darauf durch ihre vielen und schönen Goldstükke einen Naturforscher sich erheirathete, von Stund an die Kazzen abschafte, und ihm diese Geständnisse der Mamsell Entchen anvertraute.

Der gescheute Leser wird Alles hier verstanden haben, und einmal übers andre den Kopf erstaunend schütteln, und Schande! Schande! ausrufen.

Daß es dieser Murrköpfe übrigens nicht wenige gibt, will man aus sehr zuverlässigen Quellen wissen, und sie solten sich von keinen Händen besser dressiren lassen, als von den Händen einer solchen alten Liebeverlassnen Jungfer, die ihnen auch vor lauter Liebe gar gern alles aufopfert, was sie hat.

Müssen uns aber den talentvollen Murrkopf doch etwas näher betrachten, weil man der Mamsell Susanna Entchen gar keinen größern Gefallen thun kann, als wenn man diesen schönen, dikköpfigten, glatten, schmeichelhaften Kater bewundert und Stundenlang von ihm spricht, und sich Stundenlang von diesem wunderbaren Thiere erzählen läßt.

Sie kennt auch kein größeres Vergnügen, als von ihm zu sprechen, und wer sich zu ihr hinsezt, und auf diese Materie sogleich das Gespräch leitet, der ist so recht wie er seyn soll.

Wovon sollte sie auch lieber sprechen? Dies Thierchen amüsirt sie den ganzen Tag, und ist sich immer gleich.

Sehn Sie das Feuer-Auge, spricht sie, und sieht ihm dicht unters Gesicht, und faßt ihm an das weiche

Fleisch unterm Halse, und zupft ihn freundlich; o es ist ein prächtiger Bursche!

Aber er hat so etwas Wildes, Blutdürstendes in seiner Miene, Mamsell!

Das gefällt Ihnen nicht? Das ist ja eben seine größte Schönheit; ja du alter prächtiger Bengel, (sie nimmt seinen Kopf zwischen beide Hände, und schüttelt ihn, und sieht ihn darauf an) das ist ja deine größte Schönheit.

Sieh, lieber Leser, hier die alte Wollüstige! Ihre Augen holten die lezten Funken von dem beinahe erloschenen Liebesfeuer zusammen, und sahen den Kater wild wollüstig an, den sie dann überall streichelte und liebreich klatschte und klopfte.

Kurz, der Kater ist ihr nicht mit Gelde zu bezahlen. Morgens früh, wenn er ausgeruht und ausgeschlafen hat, werden ihm seine Augen erst ausgewaschen, und was sonst der Reinigung bedarf, und mit einer solchen Zärtlichkeit wäscht eine Mutter ihr Kind nicht, als sie den Kater. Man sieht, es ist ihr eine ordentliche Wollust, den alten Burschen sich so recht auf ihrem Schooße strakeln zu sehn, und ihm Alles fein und sauber zu waschen.

Dann wartet der Kaffe schon auf ihn. Unglüklich wäre die Köchin, wenn sie nicht zu rechter Zeit damit fertig, oder die Milch etwa zu wässrig, oder gar geronnen wäre.

Murrkopf trinkt mit Mamsell Entchen aus einer Tasse, obgleich für ihn eine besondere da steht, wo hinein auch der Zwiebak ihm weiterhin gebrokt wird, den sie ihm aus einem kleinen silbernen Theelöffel füttert.

Murrkopf muß auch seine eigene Serviette haben, die ihm, wenn er etwas genießt, um den Hals gebunden wird. Mamsell kann es sich gar nicht denken, daß sich das schöne Thier seine schneeweisse Brust beflekken sollte — pfui! wie müßte das aussehn! da darf nicht ein Stäubchen auf seinem schönen Balg seyn.

Gegen zehn Uhr frühstükt Murrkopf. Ein Täßchen Fleischbrühe gleitet dann seinen Gaum hinunter.

Die alte Tante zankt genug, daß das Thier zu lekker gewöhnt wird, und mit Salz und Brod vorlieb nehmen sollte; der Kater ist auch die einzige Veranlassung zu allem Zank im Hause.

Ist der Kater nicht recht vergnügt aufgestanden und hält nicht still beim Karessiren, so bekömmt die Köchin kein gut Wort, so kann sie nichts recht machen, so ist ihr Alles, was sie ansieht, verdrießlich.

Ganz so, wie es den Weibern und Mädchen mit den Liebhabern geht, und wie die Liebe ihr Spiel treibt!

Kränkelt Murrkopf gar ein wenig, dann weiß Mamsell Susanna Entchen nicht wohin, dann rührt sie ihm bald so, bald anders ein Tränkchen ein, dann gibts für sie gar keine Freude mehr, dann ekelt ihr alles an, sie hat zu nichts Appetit, und sie muß lebendig in die Grube fahren, wenn der arme Murrkopf stirbt.

Der Murrkopf wird wieder besser, und Mamsellchens Gesicht erheitert sich wieder, ein recht gutes Clystier von Kamillen will sie ihm noch geben, das wird das Uebelbefinden völlig aufheben.

Nein, es glaubt auch Niemand, was das Thier klug ist und ihr seine Leiden klagt, da ist er denn so gar nicht bei Laune, da sieht und hört man nichts mehr von

seiner Naivität, da nekt er sich nicht mehr mit ihr, und spielt nicht mehr mit ihr Maus! Maus! (dies lezte spricht sie sacht vor sich selber.)

Und gerade darum ist ihr der Murrkopf so viel werth.

Nun wieder zur Tagsgeschichte des Katers.

Mittags sizt er Mamsell Entchen auf dem Schooß, und erhält manchen süßen Bissen aus ihrem Mund. Sie hat gemerkt, das arme Thier verdaut nicht gut, und sie muß am besten wissen, was ihm dient, harte Speisen soll er gar nicht mehr essen, sie wird ihm am Ende Alles vorkäuen müssen.

Nun, wünschen guten Appetit!

Die Leute haben sie oft ausgelacht, wenn sie sagt, Murrkopf spräche ordentlich mit ihr; aber die dummen Leute sind nicht klug, sie muß das ja doch am besten wissen; er maut ganz anders, wenn ihn hungert, und ganz anders, wenn er auf ihrem Schooße schlafen will, und himmelweit anders, wenn er sonst so ein Lüstchen hat und sich etwa mit ihr nekken, oder von ihr gestreichelt seyn will. Und Engelverstand hat er, wenn's zu Bette geht, da spricht er so freundlich, und thut so kurrig, und sagt ihr so viel Süßigkeiten, und küßt sie so viel, und puzt sich so viel, und lekt mit der Zunge.

Das glaubt gar Niemand, wie das Thier klug ist, ja, wer so den ganzen Tag um ihn wäre, der würde erstaunen.

Zuweilen thut der Murrkopf böse, ganz so nach Art der Liebhaber, um sie ein wenig zu nekken, dann geht er wohl gar von ihrem Schooß. Sie will ihm denn nicht immer nachgeben, und zuerst die Hand zur Freund-

schaft bieten, und thut, als ob ihr an ihm nichts gelegen wäre.

Dann geht der Kater umher, und thut wichtig, als ob es ihm gleichviel sey, und sezt sich mitten in die Stube, und puzt sich.

Was kann Susannà Entchen machen, sie muß nur zuerst nachgeben.

Sie ruft ihm.

Er kommt nicht.

Sie giebt ihm tausend gute Worte.

Er hört nicht darauf.

Sie frägt, ob er sie lieb hat.

Er brummt.

Nach vielem Bitten und Rufen kommt er endlich langsam an, und nun nimmt sie ihn mit desto größerer Inbrunst in die Arme; denn die Liebe ist nun durch die kleine Nekkerei wieder geschärft und gereizt.

Der Kater ist noch immer etwas zurükhaltend, er weiß sich wichtig zu machen, und er ist nicht eher versöhnt, als bis ihm Zukkerprezel vom Kuchenbäkker geholt wird. Nun fügt er sich denn nach gerade immer ein wenig mehr, bis denn so nach und nach die vorige Liebe wieder hergestellt ist.

Aber ich will das mit Gewalt nicht haben, daß das Thier Kuchen naschen, und das Geld verschwendet werden soll! keift die Tante.

Nun gut, dann werd' ich auch etwas nicht thun, was Sie immer wollen.

Die Tante.

Dafür hab' ich Dich zu meiner Erbin eingesezt.

Susanna Entchen.

Nun, und mein Murrkopf muß auch sein Recht haben; gut genug, daß ich Ihnen Ihren Willen thue.

Die Tante.

Wärst Du es nicht, so wär's eine andere.

Susanna.

O das würde sich wohl nicht jeder gefallen lassen.

Die Tante.

Für Geld kann man Alles haben.

Susanna.

Es sind doch immer große Unnatürlichkeiten.

Die Tante.

Und daß Du's weißt, mit Kazzen ist es noch weit unnatürlicher.

Das war stark verrathen, lieber Leser. Ja, ja, es gehn starke Stükke in der Welt zu, der alte Adam will sein Recht haben, es geschehe wie es wolle, er meldet sich, und fordert seine Befriedigungen.

Eine saubre Compagnie! Was gilt's, der Kater ist noch der beste von den Dreien!

Nachmittags bekommt der Kater seinen Thee und Aniskuchen; die alte Tante muß herausrükken, wenn sie Entchen bei guter Laune sich erhalten will.

Abends bekommt der Murrkopf nur wenig zu essen, damit er nicht so träge ist, und nicht gleich einschläft; so faul hat sie ihn nicht gern, er muß munter rasch und spielend seyn.

Da das folgende Gespräch, das die Köchin abhörte, ganz zu den Gemählden des physischen Menschen gehört,

und sich daraus manches errathen läßt, was man sich wohl bei mancher solcher alten Schwestern nicht träumen ließe, so theilen wir's hier ganz getreu mit.

Die Tante.

Nun komm Entchen, ich bin schon im Bette.

Susanna.

O lassen Sich mich ruhen, ich bin heute schläfrig.

Die Tante.

Immer schläfrig, immer schläfrig, das ist unleidlich.

Susanna.

Ja, ich bin es wirklich heute recht sehr.

Die Tante.

Für Murrkopf bist Du nicht zu schläfrig.

Susanna.

O der liegt ganz stille.

Die Tante.

Ja, ja, ich hör's an Deinem schnellen Athem, wie still er liegt, pfui, ich wollte mich schämen.

Susanna.

Ich thue nichts böses mit ihm.

Die Tante.

Das kennen wir, man ist nicht so dumm. Gegen mich bist Du gar nicht mehr gefällig.

Susanna.

Es ist mir auch fast gar nicht mehr möglich.

Die Tante.

Hab' ich Dir nicht darum mein ganzes Vermögen

Ich.

Davor bewahre mich Gott.

Liese.

Und hübsch war's auch immer nicht, daß Du nicht gleich wieder aus dem Hause gingst, da Du den Ferdinand nicht hinter Dir sahest, und dann gar so lange dabliebst; ich fürchte, daß Du Dir dadurch sehr viel bei dem Jungen vergeben hast, er kann doch nun denken was er will.

Nun, die brachte mich auf neue Grillen, da müßt' ich mich todtschämen, wenn sich der Junge so etwas von mir denken könnte. Pfui, in welche ärgerliche Lage hab' ich mich gebracht. Aber wie kann er das denken! er erfährt ja doch, was mich eigentlich da so lange aufgehalten hat.

Nun war an gar kein Schlafen zu denken, ob ich gleich wieder sacht in mein Bette trat und mich einhüllte.

Zentnerschwer war mir die Dekke, ich schüttelte die Federn alle herunter; aber sie blieb immer zu schwer.

Ganz genau hört' ich wie der Ferdinand, der hinter einem Schirm schlief, sich unruhig wälzte.

Ich mußt' ihn anreden: Ferdinand! schläfst Du?

Er antwortete nicht.

Ich rufe wieder.

Er schweigt.

Laß ihn doch, spricht Luise.

Lieben Leser, denkt nur ums Himmels Willen nicht böse von dem Ferdinand, weil er mir nicht antwortet. Es ist gewiß nicht Groll gegen mich, ich war ja immer

so ein guter Vater gegen ihn, es ist kindliche Schaam, er hat gehört, daß ich's ihm abbitten will, und das kann er nicht ertragen, das hält er für eine Demüthigung, die er mir gern ersparen will.

Ich werd' ihm noch einmal rufen: Ferdinand!

Er antwortet nicht.

Wenn ich nur wüßte, was er von mir dächte! Ob er mir wohl wirklich zürnt, weil ich ihn gar zu sehr beleidigt habe? Ich muß das wissen! Es läßt mir nicht Ruhe.

Lieben Leser, lacht nicht über meine Aengstlichkeit. Bin darin ganz zufrieden mit mir, und wünsche, daß Eure Väter auch nicht ruhen können, wenn sie Euch, ihren Söhnen, Unrecht gethan haben. Kann so gar nicht begreifen, wie die mehresten Eltern darin gar nicht billig und gerecht gegen ihre Kinder sind, gar keine Umstände mit ihnen machrn zu müssen glauben, und gar nichts mit ihnen wieder gut machen wollen. Als wenn Kinder nicht auch Menschen wären, und Menschen, die uns am nächsten angehn. Und diesen sollte keine Gerechtigkeit wiederfahren?

Und wenns kein Vater thäte, ich thu es, ich bitt' es dem Jungen ab, ich hab' ihm Unrecht gethan, und das muß ich ihm eingestehn, daß er wieder ruhig wird und nicht glaubt, ich sey so ein schändlicher Mensch, der seine Fehler gut heißt.

Ich rüttl' und schüttl' ihn: Ferdinand, vergib mir, ich habe Dir Unrecht gethan!

Meine Thränen fielen auf sein Gesicht.

Ach Gott im Himmel! Lieben Leser! Was geschah nun, o ich bin außer mir vor Rührung. Er richtete sich

auf, sein Gesicht schwamm in Thränen, seine linke Hand umfaßte meinen Hals, seine rechte drükte meinen Mund zu: Vater, um Gottes Willen (ich sollte nicht sprechen) ihr habt mir nichts gethan!

Da mußt ich sprechen, ich drükte seine Hand fort von meinen Lippen, aber er ließ sie nicht: Ja, ja! bracht' ich doch halbverständlich heraus. Ich habe Dir viel viel gethan, wollt' ich sagen — ach meine Thränen sagten's genug — Gott im Himmel, Ihr habt mir nichts gethan! sagt' er wieder, und küßt meine weinenden Augen!

Da konnt' ich mich vor Rührung nicht mehr halten: Mutter, Mutter! rief ich aus — er hat sich mit mir versöhnt, er hat mir vergeben, Mutter, o mach uns ein wenig Licht an, ich will ihm Alles erzählen, ach Mutter, es ist eine himmlische Freude, wenn man sein Unrecht wieder gut machen kann! Mein Sohn, wie hab' ich Dir so begegnen, wie hab' ich mich so irren können! Vergeben ist göttlich, vergib mir.

Ich bitt' Euch um Gottes Willen, Vater! — weiter konnt' er nichts herausbringen, er schluchzte an meinem Halse.

Liese hatte unterdessen Licht angeschlagen, und fiel mir dann auch weinend um den Hals und küßte den Ferdinand.

Wir saßen nun wie drei bessere Menschen, vielleicht wie drei Engel zusammen (die Stuzperükke hatt' ich nicht auf, lieber Leser, wie Du schon weißt) und sahen uns freudig an und drükten uns die Hände.

Kinder, sprach ich dann, mit dem Schlaf ist's doch nun für diese Nacht vorbei, wir können ja Alle vor Freude nicht schlafen, wir wollen uns anziehen, und nach

unserm Vetter in Rosenthal eine kleine Reise machen, ich bin heute so recht dazu, Gottes freie Luft einzuathmen.

Aber die Schulkinder, Vater, sprach Liese.

Sollen frei haben! Will's an die Thür schreiben, werden sich auch freuen.

Doch erst noch ein Geschäft, Kinder; will an die Wirthin schreiben, und sie bitten, daß sie mir nicht schadet, weil ich nichts Böses gethan habe, laßt ihr mich nur, sie soll mir schon wieder gut werden. Das ist ein gutes Werk, das muß geschehn!

Kinder! Es schlägt! Hört! Es schlägt voll! Zählt doch! Schon zwei Uhr! Ihr Kinder, wo ist zwei Uhr hergekommen.

Nun, Kinder, ich bin fertig; lieben Leser, wünscht uns glükliche Reise und einen recht frohen Tag.

Viertes Kapittel

oder das Kapittel von alten Jungfern.

Du sollt'st nicht glauben, lieber Leser, daß ich die alten Jungfern hier alle ausmerzen, oder, wenn auch das nicht, sie in ein moralisches Sieb thun, und sie durchsieben, und das, was durchfällt, wie Spreu behandeln werde, ei mit Nichten! Sie sollen in Hinsicht ihrer

Moralität in Ehren und in Frieden bleiben, wenn sie nur Frieden mit sich selber haben.

Möcht' es um Mosis willen nicht mit dem ganzen Alten Jungfern-Geschlecht aufnehmen; auch giebt es so viel züchtige ehrbare Wesen darunter, die einem Bewunderung abdringen, die des besten Mannes werth gewesen wären, und der Werthschäzung jedes braven Mannes und Weibes immer würdig bleiben.

Hier nur ein paar Gemählde, von einigen unter ihnen in Hinsicht ihres physischen Zustandes.

Doch vorher nur noch einige Betrachtungen, und weil es eine Abhandlung ist, eine Eintheilung der alten Jungfern selbst.

Wir reden hier, wie schon gesagt, nur von einigen derselben im physischen Zustande, und da theilen wir sie ein, in

1) Haut und Knochen und runzliche verlegne Wesen, mit falschen Haartouren und Trachten aus dem vorigen Säkulo.
2) Alte und eitle Wesen, die immer jung bleiben, sich in den modernsten Anzügen täglich zeigen, fingerdik Schminke auflegen, und vor jedem sie treffenden Männerblik, die knochigte Brust heraufzerren, sich brüsten, und den Kopf werfen.
3) Aufgeblähte, adliche, verarmte Figuren, mit hoher Ahnen und Schnupftobaks-Nase.
4) In alte Jungfern, welche es nicht sind, und nur den Namen führen,
5) in solche, bei denen die Natur etwas versahe, was sie an der Verheirathung hinderte.

Hiermit sind sie in Masse eingetheilt, und so wollen wir dem lieben Leser sie hiermit vorlegen, ihm einige en miniature vormahlen, und schließlich noch über die schnakische, physische Eintheilung einer ächten alten Jungfer, Namens Bärbchen Kniks! welche oben zu Nro. 2 gehört, sprechen, und die drei Haupt-Abtheilungen derselben, welche sind,

1) Perükkenkopf,
2) Taubenmagen, und
3) Fußgestell

näher betrachten, sie gehörig ad oculos demonstriren und medizinisch anatomisch zergliedern.

Ad Nummer 1. sizt uns hier.

Susanna Enten.

Ich habe nicht heirathen wollen, ich habe Parthieen genug gehabt! ruft sie uns entgegen, meine Freiheit war mir lieber.

Sah die alte Jungfer oder Mamsell Susanna Enten wohl wie der lebendige Satan aus; aber das thut bekanntlich der Liebe nichts, und ich will Niemand rathen, an diesem Ihren Glük in der Liebe, wenn sie es nur hätte benuzzen wollen, zu zweifeln. Man hätte mich in meiner Jugend sehn sollen, spricht sie.

Wie, um Verzeihung, waren Sie da?

Munter wie ein Aal.

Daß Sie schön waren, sieht man Ihnen noch an.

(Sie weht sich mit dem Fächel) die wahre Schönheit bleibt auch im Alter.

Ich sehe diesen Saz in Ihnen bestätigt, Mamsell.

Sie sind sehr gütig; aber die Männer gefielen mir nicht.

Und haben sie nie leiden können?

Nie!

Das ist Schade, Sie hätten einen Mann sehr glüklich machen können.

Das sagte man mir öfter; aber die edle Freiheit; ich habe so viel, als ich zum Leben brauche. Ich könnte noch heirathen, wenn ich wollte, Parthieen fänden sich immer noch, dazu ist man noch immer nicht zu alt, eine Frau in den Vierzigern ist noch immer in ihren besten Jahren.

Nota bene, nach dem Kirchenbuche war sie nicht mehr, als acht und sechszig Jahr alt, so taxirte sie auch fast jeder nach ihren weiß grauen Barthaaren, die besonders auf den Warzen zu einer ansehnlichen Länge gewachsen waren, und an den Zähnen, die sich zu großen Thorwegen geöffnet hatten; seit zehn Jahren aber blieb sie immer 45 Jahr.

Da haben Sie Recht, an Parthieen könnt' es Ihnen wohl nicht fehlen.

Ich versichere Sie, daß erst neulich ein sehr hübscher Mann um mich hat anhalten lassen; aber Gott bewahre mich vor einem Manne, und obendrein hat er Kinder; nein! dazu bin ich zu delikat — einen Ehemann — Gott bewahre!

Mamsell halten es mit den Junggesellen, Sie haben Recht.

Einen Ehemann würd' ich nie geheirathet haben.

Aber einen ehrbaren jungen Mann?

Ein solcher findet sich nicht mehr in unsrer Welt, die Welt ist verdorben.

Zu Ihren Zeiten, da Sie jung waren, dächt' ich doch, daß —

Nun wie alt bin ich denn jezt? (empfindlich.) Damals wars nicht besser als jezt, die jungen Leute taugten nichts, und ein unkeuscher junger Mensch hätte gar nicht zu mir kommen dürfen; überhaupt ich hasse das Heirathen.

Das heißt eigentlich wohl, Sie hassen das Männergeschlecht.

Im Punkt des Heirathens und der Liebe überhaupt, ja wohl! sie verdienens nicht besser.

Müssen uns doch Mamsell Susanna Entchen etwas näher beschauen, und was wir von ihrer Jugend und ihrem ganzen Wesen erfahren haben, hier mit einigen Pinselstrichen andeuten.

Mamsell Susanna Entchen war eines Dorfpredigers Tochter, und wurde in der Furcht des Herrn erzogen.

Eine hagre, trokkene, finsteraussehende, steife Jungfer ist eben kein appetitlicher Bissen, und so wars mit Mamsell Entchen bestellt. Ihr Tükmäuser-Gesicht, das nur immer scheu und schüchtern umher blikte, das überdieß knochigt und dürr war, empfahl sich keinem jungen Manne. Niemand bekümmerte sich um sie, so wie denn auch ihr Vater den Grundsaz hatte, sie mit gar keinem Manne umgehn zu lassen. Ihr Vater nährte außerdem die Schwärmerei, seine Tochter solle nach Paulus Ausdruk ein rein heilig Gefäß bleiben und gar nicht heirathen, weil er ein artig Klümpchen Geld für sie zusammen gespart, oder vielmehr zusammen gegeizt hat, und

sie überdieß bestimmte Erbin einer alten reichen Tante in Berlin war, die nicht lange mehr leben konnte.

Aber wovon war denn das arme Entchen so dürr und mager?

Von Geiz und von den Leiden einer geheimen Liebe.

Der Amtsschreiber im Dorfe war ein schöner junger Mann; sie sah ihn immer nur in der Kirche, und hatte keinen brennenderen Wunsch, als von ihm geliebt zu werden.

Der geliebte Amtsschreiber war aber so blind, daß er das gar nicht merkte, das arme Entchen mochte nach ihm liebäugeln, so viel sie konnte.

Blaß und verzehrt war sie schon aus geheimer Liebe für ihn. Ihr Vater hatte ihn auf ihr Anstiften einigemal zu Tische bitten müssen; aber der Amtsschreiber hatte nichts gemerkt und nichts merken wollen. Einmal hatte sie ihm im Geheimen Zukker auf den Eierkuchen gestreut, der Vater litt das vor Geiz nicht, aber er war übersichtig und sah nichts davon. Der Amtsschreiber machte viel Krazfüsse, und verbat es gehorsamst. Sie trat ihm auf den Fuß, daß er still seyn soll. O weh, mein Hüneraugе! schrie er, Sie traten mir auf den Fuß. Sie hatte bald den Tod vor Schrekken; er wollte auch ihre Liebe zu ihm gar nicht merken, und ihre Liebe stieg dadurch nur um so höher.

Seit der Zeit dieses Verliebens hatte sie sich dem schreklichen Laster der Onanie ganz ergeben, sie ward dadurch nun völlig ausgemergelt und abgezehrt, und sie war schon damals nichts als Haut und Knochen.

Da sie zwanzig Jahr alt war, starb ihr Vater; nun mußte sie — so war es ausgemacht — zur alten Tante in Berlin ziehn..

Hart ging ihrs an, daß sie den Amtsschreiber nun gar nicht mehr sehn sollte, und sie wünschte vor Gram zu sterben. Ach wenn der ihr Mann geworden wäre, was hätte sie glüklich seyn wollen!

In Berlin kam sie zu keinem Menschen. Ihre Tante hatte sich vor alle ihre Fenster eiserne Gitter machen lassen, wie hätte sie auch sonst bei ihrem Schazze sicher seyn können. Was ging die alte Tante die Welt an? sie saß bei ihren Dukaten, und bewunderte die krausen Ränder und das schöne Gepräge, und den schönen Goldglanz.

Wohl war Susanne Entchen hier übel daran, sie sah die schönen Männer nur hinter dem eisernen Gitter, und war von der Alten stets bewacht.

Hier griff denn das gewohnte Laster desto mehr um sich; an jeder vorbeigehenden schönen Figur fand es Veranlassung; Susanna Entchen ward ein völliges Gerippe

Es ist keine ungewöhnliche Folge dieses Lasters, daß es stumpf und menschenfeindlich macht, und dies war ganz bei Susanna Entchen der Fall; sie ward allen Menschen gram, war stets mißmüthig und verdrüßlich, und sie konnte bald Niemand um sich leiden, als die Kazzen, die gewöhnlich die Busenfreundinnen der alten Liebeverlaßnen Jungfern sind.

Ach, die Kazzen sind ihr auch Alles noch jezt in ihrem grauen Alter, sie sind ihre Mitesser und Beischläfer. Der kleine Murrkopf (so nennt sie den einen Kater) macht ihr doch noch das einzige Vergnügen, was sie auf

Ich.

Nein! es ist nicht möglich! Wo sollt' ich meine Augen gehabt haben, er sah doch gerade so aus; freilich sah ich nur den Rükken und den Hinterkopf; aber es war doch auch derselbe Anstand, Ferdinands ganze Figur.

Nach gerade fing ich an, mich drob zu schämen, ich sezte mich in den Großvaterstuhl und sann nach.

Es ist nicht möglich! sprach ich endlich, und — ging zu Bette.

War das das Gescheuteste, was ich thun konnte. Habe da recht Zeit, meinen dummen Streichen nachzusinnen.

Nun gings mir derb im Kopfe herum, ich dachte, überlegte das Betragen des Jungen, wie trozzig er gegen mich gewesen war, was ich nie von ihm erlebt hatte, wie er sich durch die Stokschläge so gekränkt und entrüstet zugleich fühlte, daß er mir den Stok entzwei brach. Der Junge ist unschuldig, ist unschuldig! rief es mit tausend Stimmen in mir; ich sah es nun an Allem, das Gefühl seiner Unschuld und der Unwürdigkeit meines Betragens machte ihn so trozzig und böse. Er ist unschuldig, Gott im Himmel, was hab ich für Ungerechtigkeiten an meinem Kinde begangen! Welch ein schwacher unwürdiger Vater bin ich gewesen! Wie hab ich mich in den Augen des Jungen erniedrigt! Was soll der von mir denken? Wie soll er mir das vergessen? Wie kann ich den redlichen guten Jungen schlagen! O pfui! pfui! Ich mögte mich anspukken, ich unbesonnener Mensch!

Wie soll ich den Jungen und meine Liese morgen im Bewußtseyn meiner dummen Streiche ansehn können? Wo soll ich die Augen lassen! Tod muß ich mich schämen!

Wie soll der Junge je wieder Respekt vor mir haben können! Ein Vater, der so unbesonnen handelt, verdient keinen Respekt von seinen Kindern. Wehe dem Vater, der schlechter ist, als seine Kinder!

Zu entschuldigen wär ich: ich habe mich geirrt, und Irren ist menschlich; aber das ist dumm, daß man in seinem Irrthum beharrt, und nicht erst kaltblütig untersucht.

Freilich wohl hatte ich allerlei Verdruß gehabt, der mich ärgerlich und bitterböse machte; aber nein! ich bin nicht zu entschuldigen! Wie konnte ich den ehrlichen guten Jungen schlagen, den ich seit seinem dritten Jahre nicht mehr nöthig gehabt habe zu schlagen!

Wie konnte ich den braven Jungen schlagen, der sich besser als ich betrug, dessen sittliche Gefühle so fein sind, daß er dergleichen liederliche Geschöpfe gar nicht einmal sehen mag; und ich gehe da hinein, und lasse mich zum Narren machen! Gottlob, daß das der Junge nicht mit angesehen hat! ich hätte mich nicht wieder vor ihm sehen lassen. Darfs wahrhaftig meiner Frau nicht einmal ganz so erzählen, wie's gewesen ist, müßte sie sich nur noch mehr meiner schämen, und ich müßte allen Respekt bei ihr verlieren.

Respekt! ruft hier mancher aus, und seufzt. Was soll bei der Liebe der Respekt? Was soll die Frau Respekt vor dem Manne haben? Die Redensart gehört in die Zeit der unsinnigen Ehen, wo die Männer ihre Weiber nicht durch Liebe leiteten, sondern tyranniſirten und beherrschten.

Mit nichten, ihr Herren! Es ist ein traurig Ding in einer Ehe, wenn die Frau nicht Respekt vor dem

Ich.

Nein! es ist nicht möglich! Wo sollt' ich meine Augen gehabt haben, er sah doch gerade so aus; freilich sah ich nur den Rükken und den Hinterkopf; aber es war doch auch derselbe Anstand, Ferdinands ganze Figur.

Nach gerade fing ich an, mich drob zu schämen, ich sezte mich in den Großvaterstuhl und sann nach.

Es ist nicht möglich! sprach ich endlich, und — ging zu Bette.

War das das Gescheuteste, was ich thun konnte. Habe da recht Zeit, meinen dummen Streichen nachzusinnen.

Nun gings mir derb im Kopfe herum, ich dachte, überlegte das Betragen des Jungen, wie trozzig er gegen mich gewesen war, was ich nie von ihm erlebt hatte, wie er sich durch die Stokschläge so gekränkt und entrüstet zugleich fühlte, daß er mir den Stok entzwei brach. Der Junge ist unschuldig, ist unschuldig! rief es mit tausend Stimmen in mir; ich sah es nun an Allem, das Gefühl seiner Unschuld und der Unwürdigkeit meines Betragens machte ihn so trozzig und böse. Er ist unschuldig, Gott im Himmel, was hab ich für Ungerechtigkeiten an meinem Kinde begangen! Welch ein schwacher unwürdiger Vater bin ich gewesen! Wie hab ich mich in den Augen des Jungen erniedrigt! Was soll der von mir denken? Wie soll er mir das vergessen? Wie kann ich den redlichen guten Jungen schlagen! O pfui! pfui! Ich mögte mich anspukken, ich unbesonnener Mensch!

Wie soll ich den Jungen und meine Liese morgen im Bewußtseyn meiner dummen Streiche ansehn können? Wo soll ich die Augen lassen! Tod muß ich mich schämen!

Wie soll der Junge je wieder Respekt vor mir haben können! Ein Vater, der so unbesonnen handelt, verdient keinen Respekt von seinen Kindern. Wehe dem Vater, der schlechter ist, als seine Kinder!

Zu entschuldigen wär ich: ich habe mich geirrt, und Irren ist menschlich; aber das ist dumm, daß man in seinem Irrthum beharrt, und nicht erst kaltblütig untersucht.

Freilich wohl hatte ich allerlei Verdruß gehabt, der mich ärgerlich und bitterböse machte; aber nein! ich bin nicht zu entschuldigen! Wie konnte ich den ehrlichen guten Jungen schlagen, den ich seit seinem dritten Jahre nicht mehr nöthig gehabt habe zu schlagen!

Wie konnte ich den braven Jungen schlagen, der sich besser als ich betrug, dessen sittliche Gefühle so fein sind, daß er dergleichen liederliche Geschöpfe gar nicht einmal sehen mag; und ich gehe da hinein, und lasse mich zum Narren machen! Gottlob, daß das der Junge nicht mit angesehen hat! ich hätte mich nicht wieder vor ihm sehen lassen. Darfs wahrhaftig meiner Frau nicht einmal ganz so erzählen, wie's gewesen ist, müßte sie sich nur noch mehr meiner schämen, und ich müßte allen Respekt bei ihr verlieren.

Respekt! ruft hier mancher aus, und seufzt. Was soll bei der Liebe der Respekt? Was soll die Frau Respekt vor dem Manne haben? Die Redensart gehört in die Zeit der unsinnigen Ehen, wo die Männer ihre Weiber nicht durch Liebe leiteten, sondern tyranniſirten und beherrschten.

Mit nichten, ihr Herren! Es ist ein traurig Ding in einer Ehe, wenn die Frau nicht Respekt vor dem

Ich.

Nein! es ist nicht möglich! Wo sollt' ich meine Augen gehabt haben, er sah doch gerade so aus; freilich sah ich nur den Rükken und den Hinterkopf; aber es war doch auch derselbe Anstand, Ferdinands ganze Figur.

Nach gerade fing ich an, mich drob zu schämen, ich sezte mich in den Großvaterstuhl und sann nach.

Es ist nicht möglich! sprach ich endlich, und — ging zu Bette.

War das das Gescheuteste, was ich thun konnte. Habe da recht Zeit, meinen dummen Streichen nachzusinnen.

Nun gings mir derb im Kopfe herum, ich dachte, überlegte das Betragen des Jungen, wie trozzig er gegen mich gewesen war, was ich nie von ihm erlebt hatte, wie er sich durch die Stokschläge so gekränkt und entrüstet zugleich fühlte, daß er mir den Stok entzwei brach. Der Junge ist unschuldig, ist unschuldig! rief es mit tautausend Stimmen in mir; ich sah es nun an Allem, das Gefühl seiner Unschuld und der Unwürdigkeit meines Betragens machte ihn so trozzig und böse. Er ist unschuldig, Gott im Himmel, was hab ich für Ungerechtigkeiten an meinem Kinde begangen! Welch ein schwacher unwürdiger Vater bin ich gewesen! Wie hab ich mich in den Augen des Jungen erniedrigt! Was soll der von mir denken? Wie soll er mir das vergessen? Wie kann ich den redlichen guten Jungen schlagen! O pfui! pfui! Ich mögte mich anspukken, ich unbesonnener Mensch!

Wie soll ich den Jungen und meine Liese morgen im Bewußtseyn meiner dummen Streiche ansehn können? Wo soll ich die Augen lassen! Tod muß ich mich schämen!

Wie soll der Junge je wieder Respekt vor mir haben können! Ein Vater, der so unbesonnen handelt, verdient keinen Respekt von seinen Kindern. Wehe dem Vater, der schlechter ist, als seine Kinder!

Zu entschuldigen wär ich: ich habe mich geirrt, und Irren ist menschlich; aber das ist dumm, daß man in seinem Irrthum beharrt, und nicht erst kaltblütig untersucht.

Freilich wohl hatte ich allerlei Verdruß gehabt, der mich ärgerlich und bitterböse machte; aber nein! ich bin nicht zu entschuldigen! Wie konnte ich den ehrlichen guten Jungen schlagen, den ich seit seinem dritten Jahre nicht mehr nöthig gehabt habe zu schlagen!

Wie konnte ich den braven Jungen schlagen, der sich besser als ich betrug, dessen sittliche Gefühle so fein sind, daß er dergleichen liederliche Geschöpfe gar nicht einmal sehen mag; und ich gehe da hinein, und lasse mich zum Narren machen! Gottlob, daß das der Junge nicht mit angesehen hat! ich hätte mich nicht wieder vor ihm sehen lassen. Darfs wahrhaftig meiner Frau nicht einmal ganz so erzählen, wie's gewesen ist, müßte sie sich nur noch mehr meiner schämen, und ich müßte allen Respekt bei ihr verlieren.

Respekt! ruft hier mancher aus, und seufzt. Was soll bei der Liebe der Respekt? Was soll die Frau Respekt vor dem Manne haben? Die Redensart gehört in die Zeit der unsinnigen Ehen, wo die Männer ihre Weiber nicht durch Liebe leiteten, sondern tyranniſirten und beherrschten.

Mit nichten, ihr Herren! Es ist ein traurig Ding in einer Ehe, wenn die Frau nicht Respekt vor dem

Ich.

Nein! es ist nicht möglich! Wo sollt' ich meine Augen gehabt haben, er sah doch gerade so aus; freilich sah ich nur den Rükken und den Hinterkopf; aber es war doch auch derselbe Anstand, Ferdinands ganze Figur.

Nach gerade fing ich an, mich drob zu schämen, ich sezte mich in den Großvaterstuhl und sann nach.

Es ist nicht möglich! sprach ich endlich, und — ging zu Bette.

War das das Gescheuteste, was ich thun konnte. Habe da recht Zeit, meinen dummen Streichen nachzusinnen.

Nun gings mir derb im Kopfe herum, ich dachte, überlegte das Betragen des Jungen, wie trozzig er gegen mich gewesen war, was ich nie von ihm erlebt hatte, wie er sich durch die Stokschläge so gekränkt und entrüstet zugleich fühlte, daß er mir den Stok entzwei brach. Der Junge ist unschuldig, ist unschuldig! rief es mit tausend Stimmen in mir; ich sah es nun an Allem, das Gefühl seiner Unschuld und der Unwürdigkeit meines Betragens machte ihn so trozzig und böse. Er ist unschuldig, Gott im Himmel, was hab ich für Ungerechtigkeiten an meinem Kinde begangen! Welch ein schwacher unwürdiger Vater bin ich gewesen! Wie hab ich mich in den Augen des Jungen erniedrigt! Was soll der von mir denken? Wie soll er mir das vergessen? Wie kann ich den redlichen guten Jungen schlagen! O pfui! pfui! Ich mögte mich anspukken, ich unbesonnener Mensch!

Wie soll ich den Jungen und meine Liese morgen im Bewußtseyn meiner dummen Streiche ansehn können? Wo soll ich die Augen lassen! Tod muß ich mich schämen!

Wie soll der Junge je wieder Respekt vor mir haben können! Ein Vater, der so unbesonnen handelt, verdient keinen Respekt von seinen Kindern. Wehe dem Vater, der schlechter ist, als seine Kinder!

Zu entschuldigen wär ich: ich habe mich geirrt, und Irren ist menschlich; aber das ist dumm, daß man in seinem Irrthum beharrt, und nicht erst kaltblütig untersucht.

Freilich wohl hatte ich allerlei Verdruß gehabt, der mich ärgerlich und bitterböse machte; aber nein! ich bin nicht zu entschuldigen! Wie konnte ich den ehrlichen guten Jungen schlagen, den ich seit seinem dritten Jahre nicht mehr nöthig gehabt habe zu schlagen!

Wie konnte ich den braven Jungen schlagen, der sich besser als ich betrug, dessen sittliche Gefühle so fein sind, daß er dergleichen liederliche Geschöpfe gar nicht einmal sehen mag; und ich gehe da hinein, und lasse mich zum Narren machen! Gottlob, daß das der Junge nicht mit angesehen hat! ich hätte mich nicht wieder vor ihm sehen lassen. Darfs wahrhaftig meiner Frau nicht einmal ganz so erzählen, wie's gewesen ist, müßte sie sich nur noch mehr meiner schämen, und ich müßte allen Respekt bei ihr verlieren.

Respekt! ruft hier mancher aus, und seufzt. Was soll bei der Liebe der Respekt? Was soll die Frau Respekt vor dem Manne haben? Die Redensart gehört in die Zeit der unsinnigen Ehen, wo die Männer ihre Weiber nicht durch Liebe leiteten, sondern tyrannisirten und beherrschten.

Mit nichten, ihr Herren! Es ist ein traurig Ding in einer Ehe, wenn die Frau nicht Respekt vor dem

Manne hat, der kann und darf bei der wahren Liebe nicht fehlen. Darum soll der Mann billig klüger seyn und mehr wissen, als die Frau, um ihr rathen zu können; soll stärker seyn, um sie beschüzzen zu können. Wo das bei einem Manne ist, da erst hat die Frau den Mann recht lieb, da fühlt sie Achtung, das heißt auf Französisch: Respekt, vor ihm, und das nur ist die wahre Liebe.

Wenn ich nur einschlafen könnte; aber der Schlaf wird mich die Nacht nicht besuchen.

Klingt dies beinahe, lieber Leser, als ob ich dies im Bette niedergeschrieben, aber ich würde lügen, wenn ich das sagte, ist mir nur alles jezt, indem ichs schreibe, noch so lebhaft in Andenken, daß ich schreibe, als geschähe es eben.

Ich lag und wälzte mich im Bette; es that mir nur gar zu weh, daß ich den Jungen so geschlagen und so gekränkt hatte.

Muß es ihm abbitten! dacht' ich auf einmal.

Aber der Vater dem Sohne abbitten?

Warum nicht? Gleichviel, der Beleidiger dem Beleidigten, er sey wer er wolle. Oder hat etwa ein Vater Recht, seinem Sohne Unrecht zu thun? Wo steht das geschrieben? Freilich gibts schändliche Väter genug, die gegen ihre Kinder alle Gerechtigkeit bei Seite sezzen, und sie tyranniſiren zu können glauben, wie sie wollen.

Würde Euch das Herz im Leibe bluten, lieben Leser, die ihr dergleichen nicht kennt, und in manche Verhältnisse der Art näher eindringen solltet, wie da auf die armen Würmer nicht bloß unbarmherzig, sondern auch ungerecht losgeschlagen wird, wie sich da alle üble Laune

immer an den Kindern, auch wohl an dem armen Weibe ausläßt. Tausend Väter würden es für das größte Unrecht selbst halten, wenn sie ihrer Kinder Unschuld nachher anerkennen sollten. Ach und was könnte wohl den Kindern mehr Liebe zu den Eltern geben, als diese Anerkennung ihrer Unschuld, wo sie der Fall ist; was könnte die Kinder natürlicher auf den Gedanken leiten, daß ihre Eltern sie ungern und nicht anders, als wenn sie es verdienen, strafen. Das Kind weiß es doch, wenn es unschuldig gestraft wird, und vergißt es nicht so leicht seinen Eltern. Gerade gegen diese armen Würmer sollte man am gerechtesten seyn.

Solche arme Kinder unvernünftiger Eltern sind ärger wie Sklaven daran; so manches Kind wird zunicht geschlagen und mit Füßen zum Krüppel getreten und gestoßen. Sollte darüber eine eigne obrigkeitliche Aufsicht eingerichtet werden, und Predigern sollt' es obliegen, Erziehungspredigten zu halten und die Grundsäzze einer ordentlichen Erziehung und die dabei nöthigen Fingerzeige den lieben Zuhörern bekannt zu machen. Würde das erbaulicher und nüzlicher seyn, als manche Predigt, die sich mit der Erklärung einer dunkeln Stelle oder einer alten Glaubenslehre, die nichts für unsere Besserung, und also nichts für unser Seeligseyn thut, herumzauset.

Auch ich müßte meine derbe Strafe von der Obrigkeit dafür haben, daß ich den erwachsenen braven Jungen so geschlagen und niedrig gemacht habe. Mir selber mag ich gerade am allerwenigsten etwas zu Gute halten. Allen verzeih ich, Gott ist mein Zeuge! gern ihre Fehler; aber ich bin kein ehrlicher Mann, wenn ich mir ei-

nen einzigen verzeihe und vergesse! Und so will ich bleiben bis an mein Ende.

Ja! ich will aufstehn und es dem Jungen abbitten! Kommt Alles darauf an, wie man eine Sache, und ob man sie mit Würde thut.

Es ist freilich schon spät in der Nacht, und er mag wohl schon im tiefen Schlafe liegen.

Ich horche. Er wälzt sich wie ich im Bett' umher und hat keine Ruhe.

Groser Gott! Wie mag es den armen Jungen kränken! Er ist sich seiner Unschuld so bewußt, hat so anständig und sittsam gehandelt, und muß sich so gemißhandelt von mir sehen! Es muß einen schreklichen Eindruk auf ihn gemacht haben.

Ich könnt' es auch wohl bis Morgen früh lassen.

Ja, ja! er mag ruhig schlafen!

Wenn es mich nur ruhen ließe!

Ich liege wieder eine halbe Stunde und denke meinem Betragen und allen den heut erlebten Dingen nach.

Es läßt mich nicht ruhen, ich springe aus dem Bette und werfe meinen Schlafrok um mich.

Ferdinand! ruf' ich halblaut.

Liese.

Aber sage mir, was willst Du heute, laß den armen Menschen doch ruhig schlafen.

Ich.

Das soll er auch, darum ruf' ich ihm eben.

Liese.

Was willst Du denn von ihm?

Ich.

Liese, höre mich doch nur an, und halte mich nicht

für so schlecht, wie sollt' ichs denn auf einmal werden, da ich so lange gut gewesen bin! es läßt mich dir gar nicht ruhen im Bette, ich habe dem armen Jungen Unrecht gethan, ich will's ihm abbitten.

Liese.

Ja wohl hast Du das, und schreiendes Unrecht! Du wirst's damit nicht gut gemacht haben.

Ich.

Aber höre doch nur, Liese, ich will es Alles wieder gut machen, es war ein unseeliger Irrthum. Du weißt, was ich sonst von dem Jungen für Stükke halte.

Liese.

Dann muß man sich auch nicht auf einmal so ungleich werden können.

Ich.

Du hast Recht, Liese, aber ich kränke mich ja schon selbst genug, laß doch nur, Du hast ganz Recht, seinen Kindern muß man gerade am allerwenigsten Unrecht thun; aber Irren, lieber Gott, ist doch menschlich!

Liese.

Nun, laß ihn jezt nur ruhen, zehnmal lieber wünscht' ich, Du hättest mich, als den Jungen geschlagen, der denkt sich nun noch Allerlei dabei.

Ich (unruhig.)

Was soll er sich denn noch denken.

Liese.

Ja, konnt' er denn nicht glauben, Du seyst betrunken.

Ich.

Davor bewahre mich Gott.

Liese.

Und hübsch war's auch immer nicht, daß Du nicht gleich wieder aus dem Hause gingst, da Du den Ferdinand nicht hinter Dir sahest, und dann gar so lange dabliebst; ich fürchte, daß Du Dir dadurch sehr viel bei dem Jungen vergeben hast, er kann doch nun denken was er will.

Nun, die brachte mich auf neue Grillen, da müßt' ich mich todtschämen, wenn sich der Junge so etwas von mir denken könnte. Pfui, in welche ärgerliche Lage hab' ich mich gebracht. Aber wie kann er das denken! er erfährt ja doch, was mich eigentlich da so lange aufgehalten hat.

Nun war an gar kein Schlafen zu denken, ob ich gleich wieder sacht in mein Bette trat und mich einhüllte.

Zentnerschwer war mir die Dekke, ich schüttelte die Federn alle herunter; aber sie blieb immer zu schwer.

Ganz genau hört' ich wie der Ferdinand, der hinter einem Schirm schlief, sich unruhig wälzte.

Ich mußt' ihn anreden: Ferdinand! schläfst Du?

Er antwortete nicht.

Ich rufe wieder.

Er schweigt.

Laß ihn doch, spricht Luise.

Lieben Leser, denkt nur ums Himmels Willen nicht böse von dem Ferdinand, weil er mir nicht antwortet. Es ist gewiß nicht Groll gegen mich, ich war ja immer

so ein guter Vater gegen ihn, es ist kindliche Schaam, er hat gehört, daß ich's ihm abbitten will, und das kann er nicht ertragen, das hält er für eine Demüthigung, die er mir gern ersparen will.

Ich werd' ihm noch einmal rufen: Ferdinand!

Er antwortet nicht.

Wenn ich nur wüßte, was er von mir dächte! Ob er mir wohl wirklich zürnt, weil ich ihn gar zu sehr beleidigt habe? Ich muß das wissen! Es läßt mir nicht Ruhe.

Lieben Leser, lacht nicht über meine Aengstlichkeit. Bin darin ganz zufrieden mit mir, und wünsche, daß Eure Väter auch nicht ruhen können, wenn sie Euch, ihren Söhnen, Unrecht gethan haben. Kann so gar nicht begreifen, wie die mehresten Eltern darin gar nicht billig und gerecht gegen ihre Kinder sind, gar keine Umstände mit ihnen machrn zu müssen glauben, und gar nichts mit ihnen wieder gut machen wollen. Als wenn Kinder nicht auch Menschen wären, und Menschen, die uns am nächsten angehn. Und diesen sollte keine Gerechtigkeit widerfahren?

Und wenns kein Vater thäte, ich thu es, ich bitt' es dem Jungen ab, ich hab' ihm Unrecht gethan, und das muß ich ihm eingestehn, daß er wieder ruhig wird und nicht glaubt, ich sey so ein schändlicher Mensch, der seine Fehler gut heißt.

Ich rüttl' und schüttl' ihn: Ferdinand, vergib mir, ich habe Dir Unrecht gethan!

Meine Thränen fielen auf sein Gesicht.

Ach Gott im Himmel! Lieben Leser! Was geschah nun, o ich bin außer mir vor Rührung. Er richtete sich

auf, sein Gesicht schwamm in Thränen, seine linke Hand umfaßte meinen Hals, seine rechte drükte meinen Mund zu: Vater, um Gottes Willen (ich sollte nicht sprechen) ihr habt mir nichts gethan!

Da mußt ich sprechen, ich drükte seine Hand fort von meinen Lippen, aber er ließ sie nicht: Ja, ja! bracht' ich doch halbverständlich heraus. Ich habe Dir viel viel gethan, wollt' ich sagen — ach meine Thränen sagten's genug — Gott im Himmel, Ihr habt mir nichts gethan! sagt' er wieder, und küßt meine weinenden Augen!

Da konnt' ich mich vor Rührung nicht mehr halten: Mutter, Mutter! rief ich aus — er hat sich mit mir versöhnt, er hat mir vergeben, Mutter, o mach uns ein wenig Licht an, ich will ihm Alles erzählen, ach Mutter, es ist eine himmlische Freude, wenn man sein Unrecht wieder gut machen kann! Mein Sohn, wie hab' ich Dir so begegnen, wie hab' ich mich so irren können! Vergeben ist göttlich, vergib mir.

Ich bitt' Euch um Gottes Willen, Vater! — weiter konnt' er nichts herausbringen, er schluchzte an meinem Halse.

Liese hatte unterdessen Licht angeschlagen, und fiel mir dann auch weinend um den Hals und küßte den Ferdinand.

Wir saßen nun wie drei bessere Menschen, vielleicht wie drei Engel zusammen (die Stuzperükke hatt' ich nicht auf, lieber Leser, wie Du schon weißt) und sahen uns freudig an und drükten uns die Hände.

Kinder, sprach ich dann, mit dem Schlaf ist's doch nun für diese Nacht vorbei, wir können ja Alle vor Freude nicht schlafen, wir wollen uns anziehen, und nach

unserm Vetter in Rosenthal eine kleine Reise machen, ich bin heute so recht dazu, Gottes freie Luft einzuathmen.

Aber die Schulkinder, Vater, sprach Liese.

Sollen frei haben! Will's an die Thür schreiben, werden sich auch freuen.

Doch erst noch ein Geschäft, Kinder; will an die Wirthin schreiben, und sie bitten, daß sie mir nicht schadet, weil ich nichts Böses gethan habe, laßt ihr mich nur, sie soll mir schon wieder gut werden. Das ist ein gutes Werk, das muß geschehn!

Kinder! Es schlägt! Hört! Es schlägt voll! Zählt doch! Schon zwei Uhr! Ihr Kinder, wo ist zwei Uhr hergekommen.

Nun, Kinder, ich bin fertig; lieben Leser, wünscht uns glükliche Reise und einen recht frohen Tag.

Viertes Kapittel

oder das Kapittel von alten Jungfern.

Du sollt'st nicht glauben, lieber Leser, daß ich die alten Jungfern hier alle ausmerzen, oder, wenn auch das nicht, sie in ein moralisches Sieb thun, und sie durchsieben, und das, was durchfällt, wie Spreu behandeln werde, ei mit Nichten! Sie sollen in Hinsicht ihrer

Moralität in Ehren und in Frieden bleiben, wenn sie nur Frieden mit sich selber haben.

Möcht' es um Mosis willen nicht mit dem ganzen Alten Jungfern-Geschlecht aufnehmen; auch giebt es so viel züchtige ehrbare Wesen darunter, die einem Bewunderung abdringen, die des besten Mannes werth gewesen wären, und der Werthschäzzung jedes braven Mannes und Weibes immer würdig bleiben.

Hier nur ein paar Gemählde, von einigen unter ihnen in Hinsicht ihres physischen Zustandes.

Doch vorher nur noch einige Betrachtungen, und weil es eine Abhandlung ist, eine Eintheilung der alten Jungfern selbst.

Wir reden hier, wie schon gesagt, nur von einigen derselben im physischen Zustande, und da theilen wir sie ein, in

1) Haut und Knochen und runzliche verlegne Wesen, mit falschen Haartouren und Trachten aus dem vorigen Säkulo.
2) Alte und eitle Wesen, die immer jung bleiben, sich in den modernsten Anzügen täglich zeigen, fingerdik Schminke auflegen, und vor jedem sie treffenden Männerblik, die knochigte Brust heraufzerren, sich brüsten, und den Kopf werfen.
3) Aufgeblähte, adliche, verarmte Figuren, mit hoher Ahnen und Schnupftobaks-Nase.
4) In alte Jungfern, welche es nicht sind, und nur den Namen führen,
5) in solche, bei denen die Natur etwas versahe, was sie an der Verheirathung hinderte.

Hiermit sind sie in Masse eingetheilt, und so wollen wir dem lieben Leser sie hiermit vorlegen, ihm einige en miniature vormahlen, und schließlich noch über die schnakische, physische Eintheilung einer ächten alten Jungfer, Namens Bärbchen Kniks! welche oben zu Nro. 2 gehört, sprechen, und die drei Haupt-Abtheilungen derselben, welche sind,

1) Perükkenkopf,
2) Taubenmagen, und
3) Fußgestell

näher betrachten, sie gehörig ad oculos demonstriren und medizinisch anatomisch zergliedern.

Ad Nummer 1. sizt uns hier.

Susanna Enten.

Ich habe nicht heirathen wollen, ich habe Partheien genug gehabt! ruft sie uns entgegen, meine Freiheit war mir lieber.

Sah die alte Jungfer oder Mamsell Susanna Enten wohl wie der lebendige Satan aus; aber das thut bekanntlich der Liebe nichts, und ich will Niemand rathen, an diesem Ihren Glük in der Liebe, wenn sie es nur hätte benuzzen wollen, zu zweifeln. Man hätte mich in meiner Jugend sehn sollen, spricht sie.

Wie, um Verzeihung, waren Sie da?

Munter wie ein Aal.

Daß Sie schön waren, sieht man Ihnen noch an.

(Sie weht sich mit dem Fächel) die wahre Schönheit bleibt auch im Alter.

Ich sehe diesen Saz in Ihnen bestätigt, Mamsell.

Sie sind sehr gütig; aber die Männer gefielen mir nicht.

Und haben sie nie leiden können?

Nie!

Das ist Schade, Sie hätten einen Mann sehr glüklich machen können.

Das sagte man mir öfter; aber die edle Freiheit; ich habe so viel, als ich zum Leben brauche. Ich könnte noch heirathen, wenn ich wollte, Parthieen fänden sich immer noch, dazu ist man noch immer nicht zu alt, eine Frau in den Vierzigern ist noch immer in ihren besten Jahren.

Nota bene, nach dem Kirchenbuche war sie nicht mehr, als acht und sechszig Jahr alt, so taxirte sie auch fast jeder nach ihren weiß grauen Barthaaren, die besonders auf den Warzen zu einer ansehnlichen Länge gewachsen waren, und an den Zähnen, die sich zu großen Thorwegen geöffnet hatten; seit zehn Jahren aber blieb sie immer 45 Jahr.

Da haben Sie Recht, an Parthieen könnt' es Ihnen wohl nicht fehlen.

Ich versichere Sie, daß erst neulich ein sehr hübscher Mann um mich hat anhalten lassen; aber Gott bewahre mich vor einem Manne, und obendrein hat er Kinder; nein! dazu bin ich zu delikat — einen Ehemann — Gott bewahre!

Mamsell halten es mit den Junggesellen, Sie haben Recht.

Einen Ehemann würd' ich nie geheirathet haben.

Aber einen ehrbaren jungen Mann?

Ein solcher findet sich nicht mehr in unsrer Welt, die Welt ist verdorben.

Zu Ihren Zeiten, da Sie jung waren, dächt' ich doch, daß —

Nun wie alt bin ich denn jezt? (empfindlich.) Damals wars nicht besser als jezt, die jungen Leute taugten nichts, und ein unkeuscher junger Mensch hätte gar nicht zu mir kommen dürfen; überhaupt ich hasse das Heirathen.

Das heißt eigentlich wohl, Sie hassen das Männergeschlecht.

Im Punkt des Heirathens und der Liebe überhaupt, ja wohl! sie verdienens nicht besser.

Müssen uns doch Mamsell Susanna Entchen etwas näher beschauen, und was wir von ihrer Jugend und ihrem ganzen Wesen erfahren haben, hier mit einigen Pinselstrichen andeuten.

Mamsell Susanna Entchen war eines Dorfpredigers Tochter, und wurde in der Furcht des Herrn erzogen.

Eine hagre, trokkene, finsterausehende, steife Jungfer ist eben kein appetitlicher Bissen, und so wars mit Mamsell Entchen bestellt. Ihr Tükmäuser-Gesicht, das nur immer scheu und schüchtern umher blikte, das überdieß knochigt und dürr war, empfahl sich keinem jungen Manne. Niemand bekümmerte sich um sie, so wie denn auch ihr Vater den Grundsaz hatte, sie mit gar keinem Manne umgehn zu lassen. Ihr Vater nährte außerdem die Schwärmerei, seine Tochter solle nach Paulus Ausdruk ein rein heilig Gefäß bleiben und gar nicht heirathen, weil er ein artig Klümpchen Geld für sie zusammen gespart, oder vielmehr zusammen gegeizt hat, und

sie überdieß bestimmte Erbin einer alten reichen Tante in Berlin war, die nicht lange mehr leben konnte.

Aber wovon war denn das arme Entchen so dürr und mager?

Von Geiz und von den Leiden einer geheimen Liebe.

Der Amtsschreiber im Dorfe war ein schöner junger Mann; sie sah ihn immer nur in der Kirche, und hatte keinen brennenderen Wunsch, als von ihm geliebt zu werden.

Der geliebte Amtsschreiber war aber so blind, daß er das gar nicht merkte, das arme Entchen mochte nach ihm liebäugeln, so viel sie konnte.

Blaß und verzehrt war sie schon aus geheimer Liebe für ihn. Ihr Vater hatte ihn auf ihr Anstiften einigemal zu Tische bitten müssen; aber der Amtsschreiber hatte nichts gemerkt und nichts merken wollen. Einmal hatte sie ihm im Geheimen Zukker auf den Eierkuchen gestreut, der Vater litt das vor Geiz nicht, aber er war übersichtig und sah nichts davon. Der Amtsschreiber machte viel Krazfüsse, und verbat es gehorsamst. Sie trat ihm auf den Fuß, daß er still seyn soll. O weh, mein Hünerauge! schrie er, Sie traten mir auf den Fuß. Sie hatte bald den Tod vor Schrekken; er wollte auch ihre Liebe zu ihm gar nicht merken, und ihre Liebe stieg dadurch nur um so höher.

Seit der Zeit dieses Verliebens hatte sie sich dem schreklichen Laster der Onanie ganz ergeben, sie ward dadurch nun völlig ausgemergelt und abgezehrt, und sie war schon damals nichts als Haut und Knochen.

Da sie zwanzig Jahr alt war, starb ihr Vater; nun mußte sie — so war es ausgemacht — zur alten Tante in Berlin ziehn..

Hart ging ihrs an, daß sie den Amtsschreiber nun gar nicht mehr sehn sollte, und sie wünschte vor Gram zu sterben. Ach wenn der ihr Mann geworden wäre, was hätte sie glüklich seyn wollen!

In Berlin kam sie zu keinem Menschen. Ihre Tante hatte sich vor alle ihre Fenster eiserne Gitter machen lassen, wie hätte sie auch sonst bei ihrem Schazze sicher seyn können. Was ging die alte Tante die Welt an? sie saß bei ihren Dukaten, und bewunderte die krausen Ränder und das schöne Gepräge, und den schönen Goldglanz.

Wohl war Susanne Entchen hier übel daran, sie sah die schönen Männer nur hinter dem eisernen Gitter, und war von der Alten stets bewacht.

Hier griff denn das gewohnte Laster desto mehr um sich; an jeder vorbeigehenden schönen Figur fand es Veranlassung; Susanna Entchen ward ein völliges Gerippe

Es ist keine ungewöhnliche Folge dieses Lasters, daß es stumpf und menschenfeindlich macht, und dies war ganz bei Susanna Entchen der Fall; sie ward allen Menschen gram, war stets mißmüthig und verdrüßlich, und sie konnte bald Niemand um sich leiden, als die Kazzen, die gewöhnlich die Busenfreundinnen der alten Liebeverlaßnen Jungfern sind.

Ach, die Kazzen sind ihr auch Alles noch jezt in ihrem grauen Alter, sie sind ihre Mitesser und Beischläfer. Der kleine Murrkopf (so nennt sie den einen Kater) macht ihr doch noch das einzige Vergnügen, was sie auf

der Welt hat, er ist immer so naiv, so gefällig, so attaschant, er hat auch vor andern das Recht, in ihrem Schooße zu schlafen, und Nachts ließ er den Plaz um alles in der Welt nicht.

O es ist ein galanter Herr, pflegt Susanna Entchen von ihm zu sagen, und ihm dann so recht wohlbehaglich den Kopf zu streicheln. Gefällig lekt dann Murrkopf die gütige Hand, und sie denkt sich dabei öfter den schönen Amtsschreiber, wie er ihr einmal die Hand küßte, und wie sie zitterte und ihn gleich hätte in ihre Arme reissen mögen.

Mit der Gluth ist es nun vorbei, es lodert zuweilen nur noch unter der Asche auf; aber ihr Murrkopf ist ihr doch Alles in Allem, so ein kluges Thier gibts nicht weiter. Sie thut ihm auch Alles zu Liebe, sie streichelt ihn auf und ab, das gefällt dem närrischen Kater, und er denkt, er ist bei einer schönen Kazze.

Ein gewisser Naturforscher will bemerkt haben, daß Kazzen oder Kater im Umgange mit einer dergleichen alten Jungfern in der engsten Vertraulichkeit leben, und sie öfter für Kazzen halten sollen, worüber eine dergleichen alte Kazzenjungfer sich einmal halbtod gelacht haben soll.

Unter uns gesagt, es soll eben diese Susanna Entchen seyn, und Murrkopf soll von jenem Naturforscher wirklich verstanden seyn, weil Mamsell Entchen seine Talente einst einer gleichen alten Kazzenmamsell anrühmte, und sie ihr ein gewisses Spiel *) mit ihm als eine neue ge-

*) Ein gewisses Spiel, das sie Maus! Maus! nannte; sie darf nur zu dem Kater sagen: Murrkopf! wo ist Mäuschen? krieg Mäuschen! dann fährt er auf Mamsel Entchens Schooß her, daß einem angst und bang werden sollte; aber sie hat das gern.

heime Erfindung anvertraute, die dann bald darauf durch ihre vielen und schönen Goldstükke einen Naturforscher sich erheirathete, von Stund an die Kazzen abschafte, und ihm diese Geständnisse der Mamsell Entchen anvertraute.

Der gescheute Leser wird Alles hier verstanden haben, und einmal übers andre den Kopf erstaunend schütteln, und Schande! Schande! ausrufen.

Daß es dieser Murrköpfe übrigens nicht wenige gibt, will man aus sehr zuverlässigen Quellen wissen, und sie sollen sich von keinen Händen besser dressiren lassen, als von den Händen einer solchen alten Liebeverlassnen Jungfer, die ihnen auch vor lauter Liebe gar gern alles aufopfert, was sie hat.

Müssen uns aber den talentvollen Murrkopf doch etwas näher betrachten, weil man der Mamsell Susanna Entchen gar keinen größern Gefallen thun kann, als wenn man diesen schönen, dikköpfigten, glatten, schmeichelhaften Kater bewundert und Stundenlang von ihm spricht, und sich Stundenlang von diesem wunderbaren Thiere erzählen läßt.

Sie kennt auch kein größeres Vergnügen, als von ihm zu sprechen, und wer sich zu ihr hinsezt, und auf diese Materie sogleich das Gespräch leitet, der ist so recht wie er seyn soll.

Wovon sollte sie auch lieber sprechen? Dies Thierchen amüsirt sie den ganzen Tag, und ist sich immer gleich.

Sehn Sie das Feuer-Auge, spricht sie, und sieht ihm dicht unters Gesicht, und faßt ihm an das weiche

Fleisch unterm Halse, und zupft ihn freundlich; o es ist ein prächtiger Bursche!

Aber er hat so etwas Wildes, Blutdürstendes in seiner Miene, Mamsell!

Das gefällt Ihnen nicht? Das ist ja eben seine größte Schönheit; ja du alter prächtiger Bengel, (sie nimmt seinen Kopf zwischen beide Hände, und schüttelt ihn, und sieht ihn darauf an) das ist ja deine größte Schönheit.

Sieh, lieber Leser, hier die alte Wollüstige! Ihre Augen holten die lezten Funken von dem beinahe erloschenen Liebesfeuer zusammen, und sahen den Kater wild wollüstig an, den sie dann überall streichelte und liebreich klatschte und klopfte.

Kurz, der Kater ist ihr nicht mit Gelde zu bezahlen. Morgens früh, wenn er ausgeruht und ausgeschlafen hat, werden ihm seine Augen erst ausgewaschen, und was sonst der Reinigung bedarf, und mit einer solchen Zärtlichkeit wäscht eine Mutter ihr Kind nicht, als sie den Kater. Man sieht, es ist ihr eine ordentliche Wollust, den alten Burschen sich so recht auf ihrem Schooße strakeln zu sehn, und ihm Alles fein und sauber zu waschen.

Dann wartet der Kaffe schon auf ihn. Unglüklich wäre die Köchin, wenn sie nicht zu rechter Zeit damit fertig, oder die Milch etwa zu wässrig, oder gar geronnen wäre.

Murrkopf trinkt mit Mamsell Entchen aus einer Tasse, obgleich für ihn eine besondere da steht, wo hinein auch der Zwiebak ihm weiterhin gebrokt wird, den sie ihm aus einem kleinen silbernen Theelöffel füttert.

Murrkopf muß auch seine eigene Serviette haben, die ihm, wenn er etwas genießt, um den Hals gebunden wird. Mamsell kann es sich gar nicht denken, daß sich das schöne Thier seine schneeweisse Brust beflekken sollte — pfui! wie müßte das aussehn! da darf nicht ein Stäubchen auf seinem schönen Balg seyn.

Gegen zehn Uhr frühstükt Murrkopf. Ein Täßchen Fleischbrühe gleitet dann seinen Gaum hinunter.

Die alte Tante zankt genug, daß das Thier zu lekker gewöhnt wird, und mit Salz und Brod vorlieb nehmen sollte; der Kater ist auch die einzige Veranlassung zu allem Zank im Hause.

Ist der Kater nicht recht vergnügt aufgestanden und hält nicht still beim Karessiren, so bekömmt die Köchin kein gut Wort, so kann sie nichts recht machen, so ist ihr Alles, was sie ansieht, verdrießlich.

Ganz so, wie es den Weibern und Mädchen mit den Liebhabern geht, und wie die Liebe ihr Spiel treibt!

Kränkelt Murrkopf gar ein wenig, dann weiß Mamsell Susanna Entchen nicht wohin, dann rührt sie ihm bald so, bald anders ein Tränkchen ein, dann gibts für sie gar keine Freude mehr, dann ekelt ihr alles an, sie hat zu nichts Appetit, und sie muß lebendig in die Grube fahren, wenn der arme Murrkopf stirbt.

Der Murrkopf wird wieder besser, und Mamsellchens Gesicht erheitert sich wieder, ein recht gutes Clystier von Kamillen will sie ihm noch geben, das wird das Uebelbefinden völlig aufheben.

Nein, es glaubt auch Niemand, was das Thier klug ist und ihr seine Leiden klagt, da ist er denn so gar nicht bei Laune, da sieht und hört man nichts mehr von

seiner Naivität, da nekt er sich nicht mehr mit ihr, und spielt nicht mehr mit ihr Maus! Maus! (dies lezte spricht sie sacht vor sich selber.)

Und gerade darum ist ihr der Murrkopf so viel werth.

Nun wieder zur Tagsgeschichte des Katers.

Mittags sizt er Mamsell Entchen auf dem Schooß, und erhält manchen süßen Bissen aus ihrem Mund. Sie hat gemerkt, das arme Thier verdaut nicht gut, und sie muß am besten wissen, was ihm dient, harte Speisen soll er gar nicht mehr essen, sie wird ihm am Ende Alles vorkäuen müssen.

Nun, wünschen guten Appetit!

Die Leute haben sie oft ausgelacht, wenn sie sagt, Murrkopf spräche ordentlich mit ihr; aber die dummen Leute sind nicht klug, sie muß das ja doch am besten wissen; er maut ganz anders, wenn ihn hungert, und ganz anders, wenn er auf ihrem Schooße schlafen will, und himmelweit anders, wenn er sonst so ein Lüstchen hat und sich etwa mit ihr nekken, oder von ihr gestreichelt seyn will. Und Engelverstand hat er, wenn's zu Bette geht, da spricht er so freundlich, und thut so kurrig, und sagt ihr so viel Süßigkeiten, und küßt sie so viel, und puzt sich so viel, und lekt mit der Zunge.

Das glaubt gar Niemand, wie das Thier klug ist, ja, wer so den ganzen Tag um ihn wäre, der würde erstaunen.

Zuweilen thut der Murrkopf böse, ganz so nach Art der Liebhaber, um sie ein wenig zu nekken, dann geht er wohl gar von ihrem Schooß. Sie will ihm denn nicht immer nachgeben, und zuerst die Hand zur Freund-

schaft bieten, und thut, als ob ihr an ihm nichts gelegen wäre.

Dann geht der Kater umher, und thut wichtig, als ob es ihm gleichviel sey, und sezt sich mitten in die Stube, und puzt sich.

Was kann Susanna Entchen machen, sie muß nur zuerst nachgeben.

Sie ruft ihm.

Er kommt nicht.

Sie giebt ihm tausend gute Worte.

Er hört nicht darauf.

Sie frägt, ob er sie lieb hat.

Er brummt.

Nach vielem Bitten und Rufen kommt er endlich langsam an, und nun nimmt sie ihn mit desto größerer Inbrunst in die Arme; denn die Liebe ist nun durch die kleine Nekkerei wieder geschärft und gereizt.

Der Kater ist noch immer etwas zurükhaltend, er weiß sich wichtig zu machen, und er ist nicht eher versöhnt, als bis ihm Zukkerprezel vom Kuchenbäkker geholt wird. Nun fügt er sich denn nach gerade immer ein wenig mehr, bis denn so nach und nach die vorige Liebe wieder hergestellt ist.

Aber ich will das mit Gewalt nicht haben, daß das Thier Kuchen naschen, und das Geld verschwendet werden soll! keift die Tante.

Nun gut, dann werd' ich auch etwas nicht thun, was Sie immer wollen.

Die Tante.

Dafür hab' ich Dich zu meiner Erbin eingesezt.

Susanna Entchen.

Nun, und mein Murrkopf muß auch sein Recht haben; gut genug, daß ich Ihnen Ihren Willen thue.

Die Tante.

Wärst Du es nicht, so wär's eine andere.

Susanna.

O das würde sich wohl nicht jeder gefallen lassen.

Die Tante.

Für Geld kann man Alles haben.

Susanna.

Es sind doch immer große Unnatürlichkeiten.

Die Tante.

Und daß Du's weißt, mit Kazzen ist es noch weit unnatürlicher.

Das war stark verrathen, lieber Leser. Ja, ja, es gehn starke Stükke in der Welt zu, der alte Adam will sein Recht haben, es geschehe wie es wolle, er meldet sich, und fordert seine Befriedigungen.

Eine saubre Compagnie! Was gilt's, der Kater ist noch der beste von den Dreien!

Nachmittags bekommt der Kater seinen Thee und Aniskuchen; die alte Tante muß herausrükken, wenn sie Entchen bei guter Laune sich erhalten will.

Abends bekommt der Murrkopf nur wenig zu essen, damit er nicht so träge ist, und nicht gleich einschläft; so faul hat sie ihn nicht gern, er muß munter rasch und spielend seyn.

Da das folgende Gespräch, das die Köchin abhörte, ganz zu den Gemählden des physischen Menschen gehört,

und sich daraus manches errathen läßt, was man sich wohl bei mancher solcher alten Schwestern nicht träumen ließe, so theilen wir's hier ganz getreu mit.

Die Tante.

Nun komm Entchen, ich bin schon im Bette.

Susanna.

O lassen Sich mich ruhen, ich bin heute schläfrig.

Die Tante.

Immer schläfrig, immer schläfrig, das ist unleidlich.

Susanna.

Ja, ich bin es wirklich heute recht sehr.

Die Tante.

Für Murrkopf bist Du nicht zu schläfrig.

Susanna.

O der liegt ganz stille.

Die Tante.

Ja, ja, ich hör's an Deinem schnellen Athem, wie still er liegt, pfui, ich wollte mich schämen.

Susanna.

Ich thue nichts böses mit ihm.

Die Tante.

Das kennen wir, man ist nicht so dumm. Gegen mich bist Du gar nicht mehr gefällig.

Susanna.

Es ist mir auch fast gar nicht mehr möglich.

Die Tante.

Hab' ich Dir nicht darum mein ganzes Vermögen

vermacht. Und verräthst Du's, sagst Du's nur einem Menschen, so enterb ich Dich.

Susanna (ärgerlich.)

Wie Sie wollen.

Die Tante.

Gut, trotziges Geschöpf, dann soll ihr lasterhafter Umgang mit den Kazzen aber auch offenbar werden, und dann wollen wir sehen, wer am mehrsten Strafe leiden wird.

Susanna.

Schon gut, schlafen Sie nur ein.

Die Tante.

Ich werd' es Dir gedenken, ich soll immer gefällig seyn, und für Deinen Kater Gelder herausgeben.

Susanna.

Ich kann nicht dafür, mir ist's nicht immer möglich.

Die Tante.

Ich werde meine Maaßregeln darnach nehmen.

Eine Virtelstunde ist's stille, die Köchin horcht noch immer, und kann nicht in der Sache klug werden. Endlich fängt die Tante wieder an.

Susanna!

Susanna hört nicht.

Entchen!

Entchen antwortet nicht.

Entchen höre doch.

Entchen hört nicht.

Schläfst Du denn schon?

Sie muß doch, denn sie antwortet nicht.

Die Tante.

Soll ich zu Dir kommen? Wie? —

.Entchen giebt keine Antwort, kann sich aber des Lachens nicht erwehren, und die Alte hört das leise Lachen.

Entchen Du schläfst nicht, ich höre es.

Ei freilich, schlaf ich, ich weiß nicht was Sie wollen. Sie lassen einem keine Nacht Ruhe, das ist ja ordentlich thierisch, wenn das die Welt erführe, Sie könnten sich ja nicht wieder auf der Straße sehn lassen, Sie sind ja doch kein Mann, und nehmen Sie mir's übel oder nicht, es kommt mir lächerlich vor.

Die Tante.

Der Kater soll morgen aus dem Hause.

Susanna.

Dafür will ich ruhig schlafen.

Die Tante.

Ich werde Dir nichts mehr für ihn geben.

Susanna.

Das müssen Sie, dazu haben Sie mich einmal zu tief in Ihre Karte sehen lassen.

Die Tante.

Freches Geschöpf! Wer begeht ein größeres Verbrechen, Du oder ich? Weißt Du was für eine Strafe für den unnatürlichen Umgang mit Thieren ist? Lebendig verbrannt, und von der ganzen Welt verabscheut werden.

Susanne hört nicht weiter drauf, läßt die alte geile Tante keifen, und spricht freundlich mit ihrem Kater.

Jezt springt die alte Tante vor Wuth aus dem Bette, fährt auf den Kater zu und will ihm die Gurgel eindrükken.

Lassen Sie meinen Murrkopf, oder es geht nicht gut.

Nein, sterben soll die Bestie, die ist an allem Unheil im Hause Schuld, ich habe genug mir seinetwegen gefallen lassen. Seit Du das heßliche Thier hast, ist gar nichts mehr mit Dir anzufangen.

Susanne.

Dergleichen nicht, wie Sie verlangen.

Der Kater hat unterdessen die Pfote ausgestrekt und die Hand der Tante tüchtig zerkrazt.

Die alte Tante schlägt auf den Kater los, und Susanne schlägt auf die Tante los.

Beide gerathen in Wuth und es wird eine wahre Kazzebalgerei. Susanne nimmt nur immer ihren Murrkopf in Acht, und wehrt alle Schläge, die ihn treffen könnten, ab.

Und morgen mußt Du und das Thier aus dem Hause! Nicht einen Tag leid' ich die Wirthschaft länger!

So eben mogte die Tante wieder den Kater ergreifen.

Lassen Sie den Kater, oder es gilt Ihr Leben!

Die Köchinn glaubt hier Gefahr, und tritt herein und bittet, sie mögten ruhig seyn, alle Nachbarn hörten es.

Beide stehen athemlos und fast nakkend vor ihr, und der Kater hat sich unter Susannens Dekbette geflüchtet.

Die Köchinn, die über die guten Bissen, die der Murrkopf empfängt, neidisch ist, glaubt auch, etwas dazu sprechen zu müssen: aber schaffen Sie doch auch das heßliche Thier ab.

Susanna ärgerlich, daß ihr Kater geschimpft wird, zeigt ihr die Thür.

Ja, ja, das ist gewiß, daß ein armer Dienstbote hier weniger als eine Kazze geachtet wird.

Wenn's ihr nicht ansteht, geht sie morgen aus dem Dienste, spricht Susanna.

Recht gut, mein Mäulchen nehm' ich aber auch mit — o ich habe Alles gehört, Mamsell, ich bin so dumm nicht, schämen Sie sich, wenn das die Polizei erführe?

Ist sie toll, was thu' ich?

Was unser Eins sich sehr schämen würde zu thun, ich mag nur nicht darauf nachsagen.

Der Tante wird jezt angst und bange, sie glaubt, das Mädchen wird abgehn, mögte dann Alles verrathen, und darüber würde ihre Nichte und sie unglüklich werden, sie bittet also die Köchinn, das gut seyn zu lassen, sie solle ruhig hier bleiben, sie habe das mißverstanden, und sie solle sich ferner gut aufführen, dann solle ihr im Testamente etwas vermacht werden.

Die Köchinn war bald wieder ruhig, und legte sich schlafen.

Nicht so ruhig war die Tante, die Köchinn war ein junges gesundes volles Mädchen, sie hatte halb nakt

vor ihr gestanden, und die Tante war völlig entbrannt in sie *).

Sie war also völlig entschlossen, ihre Nichte abzudanken, und diesem Mädchen dergleichen Anträge zu thun, die sich gegen Versprechung einer guten Erbschaft gern dergleichen gefallen lassen würde.

Gegen Susannen hatte sie einen entsezlichen Zorn — sie soll ihrem Kater nachgesezt werden, das ist zu arg, beide, sie und der Kater sollen aus dem Hause, und das morgen, und führt sich die Köchinn gut auf, so soll sie ihre Haupterbinn werden.

Susanne ist nach dieser Geschichte ruhig eingeschlafen.

Die alte Tante mögte gar zu gern dem Kater noch einen Streich spielen.

Sie horcht, Susanne schnarcht.

Leise steht sie auf und nimmt den Kater ihr von der Seite, streichelt ihn, ergreift die Elle, öffnet die Thür und stößt ihn mit einem tüchtigen Hiebe heraus.

---

*) Nun erfährt der geneigte Leser ganz, mit wem er's zu thun hat, mit Numero 5. Siehe oben die Abtheilung! mit einer Art von Zwittern, oder mit einem solchen weiblichen Geschöpf, die, wie mehrere Aerzte die Bemerkung gemacht haben, von der Natur an einem gewissen Theile, sie nennen es clitoris, zu stark versehn war, so daß die überflüssige und unangemeßne Größe dieses den männlichen Zeugungstheilen ähnlichen Gliedes, an allem Beischlafe hindert, und dadurch jener unnatürliche Umgang mit ihres Gleichen einigermaßen veranlaßt und begünstigt wird, so wie dies auch die Ursach war, daß sie sich nicht verheirathet hatte, so viel Parthieen ihr Reichthum auch anzog.

Ueber dem Schlag erwacht Susanne. Himmel! Wo ist mein Kater! ruft sie, speingt auf aus dem Bette, erblikt die Tante mit der Elle, merkt gleich was vorgegangen ist, ergreift die Tante bei der Gurgel, droht ihr mit dem Tode, wenn sie nicht gleich gestände, was sie mit dem Kater angefangen habe, und wo er sey.

Die alte Tante glaubte ihr Leben in Gefahr, und schrie Hülfe! Gewalt! Feuer!

Die Köchin sprang wieder aus dem Bette, riß beide auseinander, und wandte dabei so sehr ihre Kräfte an, daß eine hiehin, die andre dorthin zur Erde flog.

Der Kater war mit der Köchin wieder die Thüre herein geschlüpft, und nahm mit einem Sprung seine Zuflucht ins Bette.

Da ihn Susanna Entchen sah, war sie zufrieden, und verschob ihre Rache bis Morgen, und beide baten die Köchin, sie mögte nur ruhig seyn bis Morgen.

Jede brummte nun für sich im Bette, und jede schwur, bei der andern nicht länger zu bleiben, es koste was es wolle.

Als es Tag wurde, sah man, daß beide sich das Gesicht und die Hände ganz zerkrazt hatten; beide sprachen nicht ein Wort mit einander, die Tagsordnung mit dem Kater aber blieb dieselbe, und durfte nicht gestört werden; um daß er heute nicht freundlich beim Kaffe zugesprochen, sondern nur stumm gestreichelt würde.

Die alte Tante hatte jezt nichts wichtigeres vor, als sich, wie sie es nannte, ganz von der Susanne zu separiren — ja, ja! von Tisch und Bett! der Ausdruk schien ihr ganz passend für ihren Zustand; denn zärt-

licher konnte der liebreichste Mann seine Frau nicht lieben, als sie Susannen geliebt hatte.

Und sie machte es zu Susannens Freude richtig wahr. Sie wies ihr einen Stok höher eine eigne Stube an, die sie erst für sie einräumte, und lebte von diesem Tage an, wirklich separirt von ihr; denn Susanna bekam das Essen heraufgeschikt.

Der alten Tante hatte indeß der Aerger dieser Nacht, und die nicht zu vermeidende Erkältung an ihrer Gesundheit merklich geschadet. Sie kränkelte von Stund' an, obgleich ihre unnatürlichen Lüste dabei nicht abe sondern vielmehr zunahmen.

Sie sann deshalb bei Allen ihren Kränklichkeiten immer nur darauf, wie sie ihrer gesunden Köchin den Antrag thun sollte. Sogleich war das nicht zu machen, sie will sie zu sich in die Stube nehmen, und ihr Bett' neben das ihrige stellen lassen; ihre Schwäche und Kränklichkeit entschuldigt das, dann wird sich nach und nach Gelegenheit finden. Es geschah.

Der Köchin war das gar nicht lieb, da sie nun des Nachts öfter gestöhrt zu werden befürchten mußte.

Nach und nach rükte nun die alte Tante mit ihrem Plane näher, Kränklichkeit sollte Alles bemänteln. Fast alle Tage erhielt die Köchin etwas zum Geschenk.

Eine Nacht hat die Tante so eine gewaltige Furcht, sie grauet sich also in ihrem Bette, und bittet die Köchin sich zu ihr zu legen.

Die Köchin hat nichts Arges daraus, sie fängt an sich selbst zu grauen, und kriecht zu der Tante in's Bette.

Die alte Tante meint, wenn sie recht treu wäre, und lange bei ihr bleiben, und ihr Alles zu Willen thun würde, wollte sie ihr eine bedeutende Summe im Testamente vermachen.

Immer näher und näher schmiegt sie sich jezt an sie, streichelt ihre Hand, und küßt sie.

Dem Mädchen kommt dies Alles äußerst sonderbar vor, sie schämt sich, sie ekelt sich vor der alten knochigten und dürren Tante; aber sie denkt an das Geld, und verbeißt den Ekel.

Nach und nach geht die alte Tante weiter, und wagt heimliche Berührungen. Das fällt dem Mädchen auf, das ist ihr dem unverdorbnen, gesundfühlenden Mädchen so etwas unnatürlich. Schauer und Ekel überfällt sie, sie kann das nicht ertragen, das kommt ihr ja so widrig und so heßlich vor, sie erinnert sich jezt, was sie einst in der Nacht gehört, wovon sie aber freilich keine nähere Einsicht und Erklärung hat, läßt sich aber durch dieses dunkle, abschrekkende Gefühl völlig bestimmen, und springt als wie herausgepeitscht aus dem Bette der Tante, und legt sich in das ihrige.

Die Tante wundert sich was ihr ist, bittet sie, doch keine dumme Närrinn zu seyn und wieder zu kommeu, sie wäre ihr so erstaunlich gut, und sie werde ihr gewiß eine sehr ansehnliche Summe in ihrem Testamente vermachen, sie solle doch nur wieder kommen.

Nein! Es ist dem Mädchen nicht möglich! So etwas hat sie ja nie erhört, daß ein Frauenzimmer dem andern solche Anträge macht. Die alte Tante kommt ihr dabei wie ein Ungeheuer, wie eine Mißgeburt vor, der Schauer und die Furcht wird immer stärker, sie kann

fast nicht mehr in der Stube bleiben, sie graut sich, mit ihr allein zu seyn.

Das Mädchen hatte eine fürchterliche Angst; so viel dunkle, schauerliche Empfindungen bemächtigten sich ihrer dabei, daß sie vor Bangigkeit nicht wußte wohin, ihr Herz schlug laut, ihre Hände zitterten, es ist ihr, als sollte sie gemordet werden.

Da! seht ihr unnatürliche Wollüstlinge, was Eure Unnatürlichkeit auf einen, an Geist und Körper gesunden und unverdorbenen Menschen, für einen Eindruk macht, ihr steht so weit unter ihm, daß er Euch gar nicht mehr für seines gleichen, für Menschen hält, er kann mit seinem Verstande gar nicht einmal begreifen, wie ihr zu dieser Tiefe hinabsinken könnet.

Die Tante ließ nicht nach mit Bitten, wollte sie zu ihrer Universalerbin einsezzen, sie solle doch nur wieder zu ihr kommen.

Das Mädchen sagte trozzig und verdrüßlich: Nein! es sey ihr nicht möglich! Die Tante konnte sich nicht halten, sie muß mit dem Mädchen vertrauten Umgang pflegen, es koste was es wolle.

Sie sprang aus dem Bette, um dem Mädchen in ihrem Bette die Cour zu machen.

Das Mädchen hörte ihr herausspringen und mit einer gewaltigen Stimme schrie sie Hülfe! Sie wußte nun einmal nicht wie ihr war, als sollte sie gemordet werden. Die alte Tante kam ihr gar nicht wie ein Mensch vor; der Aberglaube an alte Hexen mogte bei diesen dunkeln Empfindungen das meiste mitwürken, kurz, das Mädchen ließ sich auf alles Bitten und Zureden und Beschwören der alten Tante, nicht zurükhalten,

sie stürzte bebend nach der Thür, riegelte sie auf, und heraus auf den Hof, damit sie nur freie Luft schöpfte. Der Angstschweiß stand ihr in großen Tropfen vor der Stirn.

Die alte Tante hatte aber bald den Tod vor Schrekken — Gott! Wenn das Mädchen dies ausplaudert, sie ist unglüklich, und wird in ihren alten Tagen noch zur öffentlichen Schande leben müssen. Sie muß ihr, morgen im Tage, ein großes Geschenk machen, damit sie nur still ist und nicht plaudert. Alles wäre gut gegangen, meint sie, wenn sie nur nach und nach dabei verfahren wäre, sie hat sich übereilt.

Das Mädchen war nicht wieder in die Stube zu bringen, sie blieb auf dem Hofe und ängstigt sich vor der alten Tante, die ihr immer gar nicht wie ein Mensch vorkam. Es graute sie die ganze Nacht entsezlich, und sie will lieber das äußerste thun und bloß Brod und Wasser haben, als hier in dem Hause auch nur noch einen Tag zu bleiben. So bald es Tag wird, pakt sie ihre Sachen ein und zieht ab, es ist ihr nicht möglich, zu bleiben.

Die alte Tante schwizt beinahe Blut aus, ihre Angst ist entsezlich. Alles dies griff ihren ohnedies sehr schwächlichen und jezt sogar kränklichen Körper gewaltig an; sechszig und einige Jahre war sie obendrein alt, sie ward also kränker und konnte am Morgen nicht aus dem Bette aufstehn.

Das Mädchen hatte am Morgen Alles eingepakt und erschien nun mit Zittern vor der alten Tante, mit den Worten: daß sie izt gleich ihren Dienst verlassen und ihr eine Aufwartungsfrau hersenden werde.

Die alte Tante bat vor und nach Gott, so viel sie konnte, das Mädchen ließ sich nicht erbitten, sie wußte nun einmal selbst nicht, was mit ihr vorgegangen war, sie konnte sich die Angst, die Schauer und die grauende Furcht selbst nicht erklären, sie hatte nicht einen Augenblik hier mehr Ruhe.

Es würkten keine Versprechungen großer Geschenke, einer großen Erbschaft, die Geschenke selbst, die sie ihr darbot, hielten sie nicht zurük, das Mädchen stand wie wahnsinning da, sie wußte selbst nicht, was mit ihr vorgegangen war.

Um Gottes Willen bat nun die alte Tante, daß sie keinem Menschen etwas von der vergangenen Nacht und von Allem, was sie wüßte, wiedersagen wollte. Das Mädchen sollte es beschwören, und sie that aus Angst Alles, um nur fortzukommen.

Die alte Tante stekte ihr dann bei dem Schwur einige Goldstükke in die Hand, und entließ sie mit Todesangst und Todesschweiß.

Die Kränklichkeit der alten Tante wurde nach diesem Vorfall bald eine Krankheit, sie ließ Susanna Entchen wieder herunterkommen, bereute ihre Sünden, warnte und wollte auch Entchen davon bekehren, sezte Entchen zur Erbinn ihres ganzen Vermögens ein, außer hundert Thalern, welche sie der Kirche vermachte, womit sie alle ihre Sünden wieder gut machte, und starb ein Vierteljahr darauf am Auszehren.

Nun treibt Susanna Entchen ihr Wesen mit dem Kater allein und hat nun vollen Spielraum dabei.

Da Entchen bloß ihrem Kater lebt, so kümmert sie sich um die ganze Welt nicht, sie frägt also nichts nach

Mode und Puz, und zieht an, was ihre Großmutter getragen hat.

Seit sie Herrinn von allem dem Vermögen ist, was ihr die Tante hinterlassen hat, treibt denn auch der Geiz mit ihr sein Wesen, und selbst Murrkopf muß anfangen, sich mehr zu behelfen und einzuschränken, weil Alles theurer wird, und die Zeiten nicht mehr wie sonst sind. Sie mag es überdies nicht leiden, daß die allerliebsten Goldhaufen kleiner werden sollen, es sieht so wunderschön aus.

Ihr Kater hat es überdieß bei aller Liebe, die er von seiner Donna genießt, so gut nicht. Besonders will ihm das nicht in den Kopf, daß sie ihn gar nicht aus dem Hause läßt. Man weiß ja wohl, daß die Kater zu manchen Zeiten gar zu gern ausgehn, und er hat ja doch auch eine Kazze lieber als seine alte Susanna. Wenn nun die Brunst- und die sogenannte Jagdzeit bei seinem Geschlecht angeht, da ließe sie ihn nicht heraus, und er mags anfangen wie er will. Er hat schon Alles versucht, gekrazt, gebrummt, gezischt — nichts hilft, und der Geier mag sich da zurükhalten, er ist ja nur ein Thier. Aber an Allem ist ihre schrekliche Eifersucht Schuld, er soll mit keiner andern Kazze als mit ihr umgehn, das halte ein anderer Kater aus, aber er nicht! Treibt ihn seine Natur wieder, so will er auch fort, es gehe wie es wolle.

Gebe der Himmel, daß Susanna Entchen bald stirbt, und die Untreue des Katers gar nicht erlebt, sonst nimmt sie ein gar zu klägliches Ende.

Damit der Kater aber sich nicht einfallen läßt, einmal einen Sprung zu wagen und nach dem Sprichworte

extra zu gehen, so hält sie alle Fenster und Thüren wohl zu, und erträgt es gern, daß keine frische Luft hereinkommt, und leidet es lieber, daß er sich, so oft er will, in der Stube unreinlich aufführt — was wollen denn auch die verwünschten Dienstmädchen! es ist ja Natur, soll denn das arme Thier verstopft werden, und heraus soll er nun einmal nicht — dafür hat man die Dienstboten!

So siehst Du denn wohl, lieber Leser, daß wir oben Recht hatten, wenn wir dergleichen alte liebeverlaßne Jungfern verlegne Waare nannten; denn wo Gottes freie Luft nicht in die Zimmer hineinweht, da riechts wie verlegne Waare.

Salva venia aber sey's gesagt, diese hier ist wohl nicht bloß verlegne Waare, sondern ein wirkliches Aas an Seel' und Leib, und an allem was sie umgiebt.

Wehe dessen Nase, der in solch ein Kazzenzimmer tritt! Bedaure die armen Leute, die ihr vierteljährlich die Interessen bringen.

Ach lieber Leser, was hört man für Schande in der Welt, und glaube nicht, daß dergleichen Lebensart so selten sey, sie ist häufig genug anzutreffen, wenn wir ihr nur immer und überall auf die Spur kommen sollten. Pfui! muß ausspeien davor, wie können die Menschen so viehisch zum Vieh herabsinken.

Möchte man doch solche alte Kazzen, die dergleichen Unnatürlichkeiten treiben, alle in einen großen Sak thun und sie mit großen Steinen an dem Hals in das tiefste Wasser werfen, daß die Welt ihre Spur nicht sähe.

Mit diesem christlichen Wunsche verläßt Hans Caspar diese alte, dürre, graue Kazze und geht über

zu der zweiten Abtheilung

nehmlich: zu den alten und eitlen Wesen, die immer jung bleiben, sich in den modernsten Anzügen täglich zeigen, fingerdikke Schminke auflegen, und vor jedem sie treffenden Männerblik die knochigte Brust heraufzerren, sich brüsten und den Kopf werfen.

Die sind gar lieblich anzuschauen, zumal, wenn durch die abgebrökkelte Schminke das alte Lederzeug zuweilen hindurchsieht; hat man alle seine Wachsamkeit nöthig, um sich nicht gleich so zu verlieben, daß man wie ein armes lüsternes Vögelchen ewig auf dieser Leimruthe kleben bleibt.

Der Himmel bewahre einen jeden ehrlichen Menschen vor solchem Schiksale; denn so eine alte eitle Jungfer mit angestrichner und heraufgezerrter Brust, mit eingesezten Zähnen, und gemahlten Augenbraunen ist die gefährlichste Leimruthe, von der keine Erlösung zu hoffen ist. Erschrekt vor der Gewalt ihrer Blikke! sie rollt sie umher, wie eine graue Kazze, wenn man sie zum Zorne reizt. Wunderschönes Gleichniß! Es ist nicht anders möglich, das Entzükken über diese Geschöpfe erhebt den Geist zu hohen Bildern, zu üppigen fruchtbaren Gleichnissen.

Habe einmal so eine ächte alte Jungfer kennen lernen, lieber Leser, von der ich noch ganz bezaubert bin. Sie wußte es auch, und mußte sich oft Alle Gewalt anthun, um nur nicht zu liebenswürdig und reizzend auszusehn, und um nicht immer von den Damen beneidet und befehdet zu werden; denn zu Schaaren konnte sie die Anbeter zu ihren Füßen lokken. Ich

sah sie, und sie hatte mich besiegt, fluchs sezt ich mich hin, und macht' ein Gedicht auf ihre Schönheit, das ich dem geneigten Leser als eine schwache Kopie hier vorlege, damit er doch nur einigermaaßen eine Idee von dieser Schönheit, von dem ich ihm nachher noch manches zu sagen habe, bekommt; mich dünkt, sie heis't — ich habe den Namen nicht recht behalten; aber es endigte sich so auf Au — mich dünkt: Klau! also:

Wer kann Dich mahlen, schönste Klau,
Wer Deiner Augen feurig Blau
Vergleichen — wer mit wahren Bildern
Die Reizze Deines Anbliks schildern!
O Muse, Muse steh mir bei,
Daß ich der Venus Konterfei
Mit ächten Farben wiedergebe,
Daß meine Phantasie sich hebe,
Daß ich im Angesicht der Schönheit nicht erblasse,
Wenn ich den Wonnestrahl ins Auge fasse,
Daß ich in ihrer Reizze Heiligthum
Mit Würde trete, und mit hohem Ruhm
Die schöne Huldgöttin anbete.
Wo fang' ich an die Schönheit zu besingen!
Ich kämpfe mit Apollo, ihm die Leier abzuringen,
Ich singe mit ihm um die Wette,
Daß mehr als bloße Silhouette
Dein Abbild, Seele meines Liedes wird.
So weich, Du schönes, holdes Täubchen,
Spann sich noch nie ein Seidenräupchen
Sein seidenes Kokon, als Deine Lokken
Auf ihrem raschen Spinnerokken
Die Göttinn Deines Lebens spann;
Sie schmiegen sich um Dich wie Amouretten

Und werden für die Zephyrs Daunenbetten,
Von welchen Ambraduft sich hebt.
Ha! Deine Stirn ist Altar des Verstandes,
Der sich des menschlichen Gewandes
Zu mehrerm Abstich nur bedient,
Mit weißem Alabaster überglättet
Befehl der Ehrfurcht an sich kettet,
Daß, welcher ihre Allmacht sieht,
Sogleich an ihrem Altar kniet.
Und wer will Deinen Blik besingen,
In welchem Amor mit den leichten Schwingen
Sich wunderseelig wärmt und nährt,
In welchen Grazien um Siege ringen
In dem der Himmel sich verklärt,
Der alle Herzen zu bezwingen
Nur zukken darf, und Alles liegt
Zu Deinen Füßen, Herrscherinn!
Nur Einen Blik! Ich bin in höhern Zonen!
O Blik, in welchem alle Huldgöttinnen trohnen!
Sie winken: Seeligkeiten dem zu lohnen,
Der ihrer Allmacht Opfer bringt,
Und sich an ihrem Preis unsterblich singt.
Nur einen Blik! Nur einen halben Blik
Der aller Himmel Liebe, aller Himmel Glük
Zusammenfaßt, in einem Augenblik
Die Wonne einer Ewigkeit gewährt,
Ich flehe: ach! ich bin verklärt!
In diesem Anblik Wonnevoll zu sterben,
Wie könnt ich einen schönern Himmel erben,
Als den ich jezt in Deinem Auge sah.
O Namenlose Schönheit, wirf den Schleier
Dir übers Antliz, daß der Augen Feuer
Mich nicht verblende, mich nicht tödte.

Daß mich der Wangen holde Morgenröthe
Nur einen Pulsschlag auszuruhn vergönne,
Daß ich im Angesicht der Schönheit nicht verbrenne,
O laß von Deinen schönen Lippen,
Die sanfter Rosenthau beglänzt,
Nur einmal mich vom Nektar nippen,
Den Göttinn Suada Dir kredenzt,
Von diesen Lippen Küsse freundlich einzutauschen
Ihr Götter! wie muß dies berauschen,
Ach an der Perlenzähne Kette
Dies Pfirsichweiche süße Bette!
O wen entzükt es nicht!
Schon der Gedanke sezt mich in Elisium,
Ach darauf seelig hinzusinken,
Und Götterwollust einzutrinken,
Ihr Götter, nein! mehr Wonne fühlt ihr nicht!
Wem gönnst Du diesen Göttertrank zu trinken,
Wer darf in süßer Ohnmacht niedersinken,
Wem winkt Dein göttlich Auge aufzustehn,
Im Spiegel Deiner Augen Huld zu sehn!
Und Deiner Töne Zauberklang und Lieder!
Wie ihn mit klingendem Gefieder
Die Göttinn Harmonie nur spricht!
Und wer beschreibt der Schönheit Zauberbette,
Den schönsten Busen, seine Marmorglätte,
Die sich mit jedem Athenzuge wärmer füllt.
Ha, wie Du lauschend Dich verhüllst
Und jeden Blik und jedes Herz zerschmilzst,
Mein Geist tritt außer mir, ich bin entzükt
Hin zu den Göttern weggerükt,
Ich bin in Wonne aufgelöst,
Mein Harfe! Diese Wonne flöst
Apollos Zaubergeist nicht ein!

Ein solcher Busen warm und voll genährt
Ist selbst der Venus Neidenswerth.
O Schönheit, Schönheit! Ach ich schweige
Vergönn' es mir, daß Athemlos ich neige
Mich hin auf Deine schöne Hand.
O nun verrinnt mein Stundensand!
— — — — —
Hoffmannstropfen her! ich fall' in Ohnmacht
Englisch Salz! — ich sterbe gleich!
Wahrlich! sonst führt mich durch's Todes Nacht
Jungfer Klau ins Himmelreich

Will nun dem lieben Leser erzählen, wie sie eigentlich aussahe, damit er sieht, wie schwach meine Kopie war.

Der völlige Totenkopf sah durch die Haut hervor; auch nicht ein Quentchen Fleisch hielt sich an den Bakken auf. Die Augen liegen so hohl da, und die Knochen zeichnen sich so deutlich darum aus, daß man die völligen großen Höhlen des Totenkopfes sah; an den Schläfen lagen die Adern fast ganz oben auf, sie hatten kein Fleisch mehr zu ihrer Bedekkung. Dazu nun eine heillos große Nase, die in der vorstehenden Form eines Eisbrechers, wie man sie in großen Ströhmen bei Brükken anbringt, Schrekken einjagte; denn ihre Nase war so spiz, als wenn sie's sich vorgenommen hätte, alle übrigen Nasen sich an ihr aufspießen zu lassen. Recht oben auf der Spizze stand ihr eine Warze sehr schön, die so herrliche Borsten trug, daß es der Jungfer Klau ein recht witterndes Ansehn gab, und mancher Kazze steht dieser Nasenbart nicht so schön, als der Jungfer Klau. Ihre Nase hatte dabei die

eigne Fertigkeit, sich jeder ihrer Empfindungen gemäß zu bewegen, und sich nicht nach Art der gewöhnlichen Nasen bloß rümpfen, sondern zusammenziehn, erheben, öffnen, spiz und breit machen zu lassen; besonders dienstbar waren die beyden Aussenseiten, welche das Nasenloch bilden, die waren so gelenkig wie das Ohr eines muntern Pferdes; mit diesen verstand sie es, ihre Nase so dünn zu machen, daß die Kinder sie hätten statt eines Tulpenblattes in ihre Fibel oder Bibel legen können. Die Mimik hätte hier einen sehr fruchtbaren Gegenstand ihrer Nachahmungen finden können. Unter der Nase prangte nun ein herrlicher grauschwarzer Bart. Man denke aber nur nicht, daß man ihn ungeschoren gelassen hätte; Nein! weil ihn andre Leute so viel geschoren hatten, so mußte sie ihn am Ende lieber selbst scheren.

Die eigentliche Vekanlassung war die, wenn jemand sollte Vergnügen finden, sie näher zu wissen.

Jungfer Klau machte von ohngefähr Bekanntschaft mit einer andern alten Jungfer, die wir uns nachher näher beschauen wollen, Namens: Machsachte. Diese war in den Heiland verliebt, und hatte ihn sich zum Bräutigam erkohren, sie kümmerte sich also nicht um andere Geliebten, und konnte es schlechterdings nicht leiden, daß die Weltkinder sich so puzten.

Auf die Jungfer Klau hatte sie in dieser Hinsicht schon lange einen Zahn, und da Jungfer Klau sie einst über ihr vieles Beten lächerlich machen wollte, sprach Jungfer Machsachte zu ihr: Wissen Sie was! Kümmern Sie sich um Ihren grauen Grenadierbart!

Von diesem Augenblik an, beschloß Jungfer Klau, sich rasiren zu lassen, und sie ließ deshalb ihr Garderobenmädchen diese erhabne Kunst bei einem Barbirer lernen.

Das arme Garderobenmädchen hatte ihre große Last dabei; da ihre gnädige Gebieterinn überall nichts als runzliche Haut war, so ließ sie sich besonders unter der Nase sehr übel barbiren. Die Schminke machte überdieß die Haut so spröde, daß der Jungfer Klau bei dem Barbiren freilich immer die Augen übergingen und es eine wahre Marter für sie wurde; zumal da das Messer auf der harten weißen Schminke nur zu bald stumpf wurde und fast zu jedem Bartabnehmen das Messer abgezogen werden mußte.

Anfangs ließ sie auch immer die Warze auf der Nase abscheren, da sie aber einmal von ihrem Mädchen dabei ein wenig geschnitten wurde, und man ihr bang' machte, der Krebs könne daraus entstehn, überdieß auch die Haare danach immer mehr wachsen und stärker und borstiger werden, so unterließ sie das jezt, und die Haare hatten dort ihre volle Freiheit zu wachsen und sich von den allzugelengsamen Nasenlöchern schaukeln zu lassen; sie nikten von der gewaltigen Nase so kraus herunter, als Gesträuch von einem alten Wartthurm.

War auch die Nase wohl mit Recht ein alter Wartthurm, aus dessen Löchern Feind und Freund genau observirt wurde, und der beinahe schon ein Säkulum da sein Observations-Geschäft verrichtet hatte.

Die Farbe der Augen war grau, beinahe hätten wir das vergessen zu bemerken; und sie bekamen ehe kein Feuer, ehe die alte Jungfer Klau nicht gestreichelt

und am ganzen Körper durch Lob und Schmeicheleien erwärmt wurde. Auch hier hatte sie alle Aehnlichkeit mit den grauen Kazzen, deren Balg gar Funken von sich sprühn soll, wenn man ihn Abends streichelt. Die Nase war übrigens ohne alle natürliche Farbe; denn sie war überall weiß geschminkt, und ihr größtes Herzeleid war darum immer, daß sich die Augen nicht auch schminken ließen; die natürliche Farbe der Nase soll braun und blau gewesen seyn, sagt man; man weiß nicht grade, wovon, es müßte denn seyn, was das Garderobenmädchen behaupten wollte, daß Jungfer Klau zu oft in eine kleine grüne Flasche sähe, die sie sich oft im Stillen selbst füllen, oder von ihr, unter dem beschönigenden Zusaz: Franzbranbwein zum Waschen, holen läßt.

Das Garderobenmädchen weiß es wohl anders. Sie hat öfter durch eine Thürrizze die Jungfer Klau bemerkt, wie sie beim Schminken vor dem Spiegel oft schnell in die Tasche gefahren ist, und ein paar tüchtige Züge genommen und ausgerufen hat: das weiß der Teufel, mein Auge hat mir heute gar nicht genug Feuer!

Nun, da haben wir's ja, das ließ sich doch auch wohl von solch einer erfinderischen alten Jungfer denken, daß sie eine solche Schminke für ihre Augen ausfindig machen würde; eins muß freilich dabei leiden; aber die Nase läßt sich weiß schminken, und daß nicht gar rothe Bläschen oder Rubinen sich darauf sezzen, purgirt sie alle acht Tage; das giebt ohnehin einen schönen Teint und erhält die Taille schlank und schön. Obendrein thut

ste es immer nach dem Kalender an dem Tage, wo der Kalender: gut purgiren! angesezt hat.

Ein paar große gefährliche Ohren, die so lange sich unter den Seitenhaaren haben vor der Welt verstekken können, müssen jezt zum Vorschein kommen, weil es die neuste Mode ist, und der Mensch in aller seiner Schönheit nach der neusten Mode erscheinen soll; da soll auch nicht leicht ein Glied fehlen, was nicht gesehn oder wenigstens in seiner wahren schönen Form geahndet werden soll; die Ohren also, die ja doch lange nicht so viel auf sich haben, als — — als — als — wenn ich's nur gleich französisch wüßte, da klingt das Ding gleich schön und nichts weniger als unanständig — Narrenspossen! französisch oder deutsch — was sollen die Albernheiten — nur gerad herausgesagt! als der, wir wollen's lieber buchstabiren, da klingt's feiner, also, als der P. O. Po. Der geneigte Leser mag es wohl merken; ich spreche die ersten beiden Buchstaben aus und buchstabire dann zusammen, so klingt es wie die beiden Buchstaben P. O. zusammen gelesen Po. Wer sich nun schlechterdings etwas anders dabei denken, und das nicht auf sich sizzen lassen will, daß ihm die liebe Natur jenen wohlthätigen Theil gab, der denke sich dabei den Fluß Po, der bekannt genug ist. Ja so: Wir sind ganz aus dem Zusammenhange gekommen, wenn also, sagten wir, selbst solche verstektere Theile heut zu Tage mehr präsentirt werden müssen, wie dies offenbar bei den zu dünnen Anzügen geschieht, zumal wenn der Wind ein wenig in den Rükken kommt, so müssen die Ohren allerdings heraus. Die Ohren sind ja oft auch große Schönheiten, hört man von unsern Damen alle Tage sagen.

Was kann also Jungfer oder Mamsell Klau thun, die Ohren müssen heraus, es ist einmal Mode, und wenn sie noch einmal so groß wären.

Ehe wir nun zum Hals übergehn und dessen Schönheit beschreiben, müssen wir erst noch etwas von dem mittheilen, was den Kopf umglebt und seine Schönheit vollendet, und hievon stattet uns keiner bessere Nachricht als das Garderobemädchen ab; denn die kennt ihre Mamsell Klau bis aufs kleinste Haar.

Wir verfügen uns hiebei in die Schlaf- Wasch- Kämm- und Puzstube.

Mamsell Klau richtet sich um acht Uhr des Morgens im Bette auf:

Vikette!

So heißt ihr Garderobemädchen. Sie erscheint.

Den Spiegel.

Gott bewahre! Wie seh ich aus! Vikette, sieh mich an; nicht wahr, heute hab' ich nicht meinen bon jour.

Das kommt Ihnen nur so vor, Mamsell!

Ach sieh doch, die Augen sind mir ja gedunsen! Der fatale Schnupfen, er verschiebt einem alle Züge. Gieb Acht, ich werd' einmal lächeln, ob ich so sanft lächle, als sonst.

Eben so schön, eben so sanft, eben so reizend!

Aber Du allerliebstes Mädchen, sieh doch nur das fatale rothe Pikkelchen hier, das verstellt mir nun wieder das ganze Gesicht! Nicht wahr, das dauert nun wieder 4 Wochen, ehe das ganz rein weggeht; ich purgire und laxire so viel, und doch kommt mir alle Augenblik so etwas in die Quer. Wie das nun wieder ausſieht!

aussieht! Ich kann mich ja gar nicht zeigen! Die Bensoe hilft auch wenig oder gar nichts, oder die Apotheker geben einem nichts gescheutes; ich werde mir sie expreß von auswärts verschreiben.

Meine Augen sehen auch wohl matt aus?

Ich wüßte nicht, ganz so schön wie sonst.

Meinst Du?

Aber ein wenig matt sind sie doch! Die fatalen Träume! Es ist wahrhaftig wahr, ein ehrlich Mädchen hat jezt alle ihre ganze Kraft nöthig, um ehrlich durch die Welt zu kommen und nicht verführt zu werden. Die Männer sind zu toll, sie bedenken es zu wenig, daß wir schwache Geschöpfe sind.

Ei, ich dächte wir wären recht stark; Mamsell geben doch einen großen Beweis davon. Mamsell sind doch bis jezt noch unverführt und eine reine Jungfer.

Ja mein Kind! Was hab' ich auch kämpfen müssen! Was haben die Männer mich verfolgt; was stellen Sie mir noch täglich nach! So stark ist auch nicht leicht ein anderes Frauenzimmer, ich will keinem die Versuchungen wünschen, die ich noch alle Tage habe! Was ich manchmal zugesezt werde, Du glaub'st nicht.

Ja freilich, Mamsell sind schön!

Geistes-Annehmlichkeiten, schöne Züge, ein interessantes Wesen reizzen die Männer am ersten, und da glaub' ich freilich manche Vorzüge zu haben. Denn sieh nur, die kahlen, jungen Mädchen, wie ohne allen großen Anstand, ohne alle feine Welt sie einhergehn. Da sieh mich an, da ist alles Grazie und Agrement; in jeder Fingerspizze, Du versteh'st das nur nicht, und bemerk'st daher diese Schönheiten gar nicht einmal; ich sage Dir,

zu hunderten sollten sie meinen Füßen liegen, ich könnte sie mir auslesen, die schönsten jugendlichsten; aber meine Tugend geht mir über Alles — Gott bewahre! daß mich keiner anrühren dürfte, ich wollt's ihm rathen! zu meinen Füßen müssen sie knieen, müssen flehen, weinen, und ich erhöre sie doch nicht. Das versteh'st Du noch nicht; wenn Du meine Politur und Ausbildung hättest, würde Dir das erst ganz einleuchtend werden.

Ich bin freilich noch zu jung.

Das ist's, da sizt der Fehler. Zu jung taugt nichts! Die Männer sehen, wie schon gesagt, nach Reife, nach Ausbildung, nach Vollendung. Sie wollen unterhalten seyn; nicht bloß ihr Körper, sondern auch ihr Geist will Befriedigung haben. Infam seh ich heute aus, Vikette, Du willst's mir nur nicht sagen.

Ich habe Sie noch nie unvortheilhaft aussehend gefunden.

Aber sieh doch nur die abscheulichen rothen Pikkeln; mein schönster Zug um den Mund! er ist ganz entstellt, er hat alle Wirksamkeit verloren! O ich bin so ärgerlich! Die Augen, wie verquollen! ich werde mich heute vor Niemand sehn lassen — wenn die Männer mich nur in Ruhe ließen! Wahrhaftig, liebe Vikette, Du kannst es glauben, es ist eine wirkliche Last, wenn man einige Vorzüge von der Natur erhalten hat. Von meiner frühsten Jugend an, dauert nun dies Anschmiegen, Bemühen und Bestürmen von Männern, immer muß man Komplimente anhören; und sich immer angebetet zu sehen, wird am Ende auch lästig; wo ich aus und eintrete, bringt man mir seine Huldigungen: man weiß wahrhaftig am Ende nicht, was man sagen, und wie

man sich genug zurükziehn soll. Und bei dem Allen doch meine Tugend erhalten zu haben, da schwindelt Dir doch wohl, und noch täglich versucht zu werden. Nein! Glaube mir, es ist eine wahre Last.

Aber warum haben Sie denn nicht geheirathet?

Weil ich keinen meiner würdig fand; sie waren Alle nicht nach meinem Herzen; ich hatte mir ein Ideal gemacht und das steht noch in meiner Seele, und dahinan hat noch keiner von allen Männern gereicht.

Wenn sich also so einer fände. —

Würd' ich ihn gleich jezt heirathen; aber hoffe nicht Vikette! Ich lasse nichts von meinen Forderungen ab, und da find' ich in diesem Welttheil wohl keinen mehr.

O beschreiben Sie mir Ihr Ideal.

Das wäre mir nun wohl nicht so ganz möglich, in Aller Kürze zu thun; aber vorlesen will ich Dir bei Gelegenheit einmal davon.

Also haben Sie's gar aufgeschrieben?

O ein ganzes Buch voll! Ich hielt mir ein Tagebuch, und da schrieb ich alle Tage etwas hinzu.

O jezt gleich müssen Sie mir etwas davon vorlesen.

Nein, Nein! Ich muß mich anziehn; gieb mir nur zuerst meine Zähne her! Die an dem gelben Drathe. Ich habe einen nothwendigen Gang heute früh zu thun und muß mich gleich anziehn. Sez die Toilette zu recht.

Den Bakkenbart gieb her.

Den kleinen Pinsel, womit ich die Augenbraunen mahle, und etwas feine Asche

Aber Mamsell, Sie machen sich ja schmuzig.

Das versteh'st Du nicht, das ist der Schatten. Sieh doch, so ist ja das Ohr nicht klein genug, und je kleiner je schöner; wenn ich nun da einen leichten Schatten durch meine Kunst hinbringen kann, so vertieft es sich, und es sieht kleiner aus. Das ist ein unschuldiger, kleiner, optischer Betrug, liebe Vikette, der wohl erlaubt ist. Nun sieh! Wie klein es aussieht. Ja wer nicht mahlen gelernt hat, kann's nicht; ich hab's so weit gebracht, daß ich mir täglich eine andere Phisionomie mahlen kann; wenn man die Kunst nicht versteht, so erhält man sich nicht neu. Nun freilich, geräth's einen Tag besser als den andern, und hat man seinen bon jour, so geräth's ganz vorzüglich.

Auch hier um die Nase bring' ich einen kleinen Schatten an, daß sie sich nicht so breit macht, siehst Du! — Wie anders! Wie schön!

Die weiße Muschel dort reiche mir! — Siehst Du? Wie sich das Augenlied nun höher und gewölbter macht, da etwas weiß darauf gekommen ist! Und hier die Winkel! siehst Du, wie sich Alles hebt!

Aber wie bin ich denn in Gedanken! ich bin ja noch nicht rasirt; (vor sich) der Bart wird mich noch umbringen! Wenn ich nicht so ein treues Mädchen hätte, die Niemand etwas wiedersagte, ich müßte in Verzweiflung gerathen!

Aber nimm Dich in Acht und schneide mich um Gottes Willen nicht.

Will der geneigte Leser sich Mamsell Klau näher beschauen, sie sizt jezt eingeseift vor dem Spiegel. Ihre

Miene ist wild über den Bart, die Nasenhaare oder Borsten zittern, daß sie heute geschnitten werden mögte, und dann müßte sie wahrhaftig gleich in die Grube sinken; denn mit einem so verschimpften Gesichte, könne sie sich vor keinen mehr sehn lassen, und sie selbst würde sich nicht mehr ansehn können.

Jezt tritt Vikette mit dem stumpfen Messer heran; denn Mamsell hat eine gewaltige Furcht vor einem scharfen Messer, weil sie damit leichter geschnitten zu werden befürchtet, und doch beklagt sie sich über das stumpfe Messer, wenn es an den Bart geht.

Halt! sag' ich! Nimm Dich bei den Warzen in Acht; schneid'st Du ein, so bist Du unglüklich! Wo Warzenblut hinkommt, entstehen lauter Warzen, und da müßte ich gleich sterben, wenn ich mehrere solcher Dinge haben sollte.

Mamsell Klau vergießt jezt helle Thränen; denn das Scheermesser krazt, daß ihr beinahe der Athem vergeht. Sie flucht auf den Bart; sie schwört, daß sie ihn mit Stumpf und Stiel ausrotten, ihn ausbeizzen lassen will.

Halt! Du hast mich wahrhaftig geschnitten! Nur gleich mir aus den Augen! Gott in Himme!! ich muß den Tod auf der Stelle haben.

Sie sieht sich im Spiegel und findet keinen Schnitt.

Aber geschnitten ist sie, dabei bleibt sie, und alle Teufel aus der Hölle werden geflucht.

Vikette zittert an Händen und Füßen, legt dann das Messer ungeduldig hin, und spricht: ich kann Sie nicht mehr barbiren! Sie machen mich zu ängstlich und da kann ich mich auf meine Hand nicht verlassen.

Mamsell Klau, springt jezt mit halbeingeseiftem Barte auf, läuft wie rasend in der Stube umher — wer soll mich denn nun rasiren! Du verfluchter Bart! sie ergreift ihn jezt, als ob sie ihn ausrupfen wollte.

Vikette kann sich des Lachens nicht erwehren.

Aber leichtsinniges Geschöpf, wie kannst Du darüber noch lachen; Du liegst so schwer mit dem Barbiermesser auf, Du hast gar keine leichte Hand!

Sie geht noch unruhig in der Stube auf und nieder, stampft mit dem Füßen, ballt die Hände, tritt vor den Spiegel, und sezt sich wieder.

Nun, ist's Dir gefällig Vikette?

Vikette nimmt, halb zum Lachen halb zum Weinen zu Muthe, das gefährliche Messer wieder.

Ich bitte Dich um Alles in der Welt! Gieb Dir alle mögliche Mühe, leicht zu rasiren, ich werde Dir noch in diesen Tagen etwas bedeutendes schenken, aber behutsam, behutsam! Ums Himmels willen schneide mich nicht! — Halt! ruhe Dich aus! Da war schon wieder Gefahr! Du nahmst einen zu langen Strich!

Nun fange wieder an! Nimm Dich in Acht!

Indem fällt es dem großen Bullenbeisser, den sich Mamsell Klau zum Gesellschafter hält, ein, ein wenig in dem Zimmer umher zu patroulliren; er geht zu dicht an Viketten fort und stößt sie.

Vikette schreit vor Schrekken laut auf, und denkt sie hat schon geschnitten.

Mamsell Klau schreit noch viel ärger, sie glaubt, der Hals ist ihr schon abgeschnitten, sie springt auf, wirft den Stuhl um, steht zappelnd vor dem Spiegel.

Was wollen Sie denn? Was ist Ihnen denn?

Geh abscheuliches Geschöpf!

Aber mein Gott, ich habe Ihnen ja nichts gethan.

Wo ist die Wunde? schreit sie in zitternder Verzweiflung.

Aber es ist Ihnen ja nichts geschehn.

Warum schrie'st Du? Wie kannst Du mich so erschrekken?

Der große Pakan stieß mich, und da erschrak ich, und glaubt', ich würde Sie schneiden.

Mit Wuth drang nun Jungfer Klau auf den Hund ein und stieß ihn mit Füßen, und fort mußt' er aus dem Zimmer, und heute sollt' er sich nicht wieder sehn lassen.

Mit großer Herzensangst sezt sich Jungfer Klau wieder, mit noch größerer ergreift Vikette wieder das Messer.

Vikette sezt das Messer an den Hals.

Bist Du rasend, willst Du mir den Hals abschneiden?

Nun dann müssen Sie den Bart da behalten.

Mit beiden Händen wehrt jezt Jungfer Klau Viketten, die sich mit dem Messer einer andern Stelle nähert, ab.

Sie sind ja noch nicht fertig rasirt unter der Nase.

Ich kann vor Angst nicht, und ich kann mich überhaupt nicht mehr von Dir rasiren lassen.

Nun, so müssen Sie sich einen Mann annehmen, das soll mir recht lieb seyn.

Jungfer Klau ward hierüber dermaßen zornig, daß sie Viketten mit der Faust ins Gesicht stieß.

Vikette, die schon lange dieses Dienstes überdrüßig war und noch immer vergebens der versprochenen Ge-

schenke harrte, forderte ihren Dienstlohn und wollte noch heute ziehn.

Jungfer Klau wußte vor Angst nicht wohin; wenn nur der verzweifelte Bart nicht wäre; um den muß sie sich Alles gefallen lassen. Es ist ihr unmöglich, einen Mann dazu anzunehmen, sie bittet Viketten, doch nicht so empfindlich zu seyn, sie wolle Alles wieder gut machen.

Vikette läßt sich zureden, und da der Bart kaum halb unter der Nase rasirt ist, so muß das saure Geschäft fortgesezt werden.

War der Jungfer Klau nicht angst und bange gewesen, so wurde sie es nun um so mehr. Wenn der Himmel sie von dem Unglük, von dem abscheulichen Bart erlösen wollte, sie wüßte nicht was sie thäte; sie hält das Aengstigen nicht mehr aus.

Ob es denn gar kein Mittel geben mag, ihn ganz und gar auszurotten, ohne daß es der Haut schadet? Sie konnte keins erfahren — sie hätte gern hundert Thaler darum gegeben.

Jezt war Vikette an einer sehr gefährlichen Stelle unterm Kinne, an dem mehrere tiefe Pokkennarben waren, die gewaltig viel Haare angesezt hatten.

Jungfer Klau zukte! Herr hilf! ich bin geschnitten!

Nein! Nein! Je Gott bewahre, sprach Vikette, und indem rutschte das Messer etwas ab und machte einen leichten Schnitt.

Nun hätte man das Zetergeschrei der Jungfer Klau hören sollen. Voll Wuth sprang sie auf und wollte Vi-

ketten schlagen, diese rettete sich aber durch einen Seitensprung.

Sie trat vor den Spiegel. Gott im Himmel! es blutet! — Auf Viketten kamen nun tausend Flüche und Verwünschungen! Nun muß sie aus dem Hause, da hilft keine Gnade! Noch diese Stunde soll sie fort! Himmel, erbarme Dich, nun ist ihr ganzes Gesicht beschimpft, und heute hat der Officier versprochen, zu ihr zu kommen; das ist das größte Unglük, was ihr begegnen kann!

Aufgeräumt! Nun will ich mich gar nicht anziehen! — Die Gorge in den Kasten! Ich lasse mich von Niemand sprechen! Wenn jemand kommt, ich bin nicht zu Hause! Gott! Welch ein Unglük! Das kann nun ein Vierteljahr dauern, ehe das heilt, und eine Narbe bleibt gewiß ein Jahr zu sehen. So ein ungeschiktes Geschöpf! und wenn ich nicht noch Alles angewandt hätte.

Vikette hatte sich aus dem Staube gemacht und war zu ihrer Muhme in der Nachbarschaft gelaufen, bei der sie, bis sie eine andere Herrschaft bekäme, bleiben wollte.

Ein paar Tage blieb sie ruhig da, und Jungfer Klau bekümmerte sich nicht weiter um sie; aber am dritten Tage war schon Morgens ein Bote da, der Viketten bat, eilig zu ihr zu kommen. Der verdammte Bart ließ ihr nicht Ruhe; der kann nun einmal mit ihr machen, was er will, sie muß sich Alles gefallen lassen.

Vikette bekam ein schönes Kleid zum Präsent, die Barbiermesser (sie hatte ihrer nicht mehr als funfzehn) wurden geschliffen; denn alle wurden oft auf einmal gebraucht und bei einem Bartabnehmen stumpf gemacht;

und von nun an hatte Jungfer Klau etwa nur alle Vierteljahr das Unglük, einen kleinen Schnitt zu bekommen.

Wir beschließen hier die Schilderung der Jungfer Klau und sezzen nur noch hinzu, daß sie sich sehr zärtlich mit ihrem Bullenbeißer Pakan versöhnte, und daß er noch der beste unter ihren begünstigten Liebhabern war, weil Alle die übrigen bloß auf Geldplünderungen bei ihr ausgingen und übrigens so keusch waren, sie nicht anzurühren; dafür soll er auch die Ehre, ihr Beischläfer zu seyn, ganz allein haben. Er ist ja doch der einzig Dankbare, ein Thier von äußerst schöner und gelehriger Race, der Alles mit sich machen läßt, was sie will, und, was das schönste ist, über Alles verschwiegen ist.

Wir gehen nun zu der dritten Abtheilung der alten Jungfern, nehmlich: zu den aufgeblähten, adlichen, verarmten Figuren mit hoher Ahnen- und Schnupftobaksnase.

Gibts derer, wie jeder Leser weiß, eine ganze große Menge, gegen die aber die Bürgerlichen, bei denen sie das liebe Brod aus Barmherzigkeit bekommen, doch nichts als bürgerliche Kanaillen sind. Je so muß kein Grund drinnen sizzen! ist das eine Undankbarkeit, die ihres Gleichen nicht hat. Hier gleich im Vorgrunde des Gemäldes sizt eine, Namens

Fräulein von Raffelzahn.

Sie wohnt mit einer Wittwe, die etwas Puz macht, und sich davon nährt, in einem kleinen Stübchen aus purer Armuth zusammen, und lebt oft von den Brosamen, die vom Tische fallen.

Ihre Eltern waren ihr früh abgestorben und sie war von ihnen in der größten Armuth zurükgelassen. Da sie in ihrer Jugend nicht heßlich war, so hatten sich mehrere Parthieen für sie gefunden, die sie aber Alle ausschlug, weil es Bürgerliche waren. Da saß der Knoten.

Sie hatte einen unbegreiflichen Ahnen- und Adelstolz, aber das liebe Brod nicht; da die Adlichen sich nicht um sie bekümmerten, so mußte sie ihre Zuflucht zu den Bürgerlichen nehmen und denen mit ihrem Bitten um Brod zur Last fallen. Die sind ja auch gut genug dazu. Sie müssen es ja für eine große Ehre schäzzen, daß sie an ihren Tisch geht, sie ist doch immer eine geborne von Adel, und hat doch eine ganz andere Erziehung.

Mein gnädiges Fräulein! Wo werden Sie denn heut essen?

Dort bei dem Brandweinbrenner — — — Die Leute quälen mich gar zu viel, und man kann's denn doch nicht gut abschlagen. Die Leute sind sehr dienstfertig, und sie haben gern mit großen Leuten zu thun; ich kann ihnen ja leicht die Ehre thun. Was mich nur am meisten ärgert, ist, daß die Leute gar keine Umstände machen! Die Bürgerlichen sind doch ohne allen wahren, feinen Ton; mir können sie nur zwei Schüsseln vorsezzen, gerade, als wenn man ihres Gleichen wäre, es sind Leute ganz ohne alle Education; man thut wahrhaftig Unrecht, daß man so herablassend ist. Hier ist eine Scene mit dem Wirthe.

Ja! ich bleibe dabei, lieber den ärmsten Adlichen, als den reichsten Bürgerlichen!

Der Wirth.

Aber wenn Sie bei dem Adlichen Hungerpfoten saugen müssen.

Fräulein Raffelzahn.

Immer besser Salz und Brod bei ihm, als Braten und Pasteten bei dem Bürgerlichen.

Der Wirth.

Und warum, wenn ich fragen darf?

Sie.

Nun, weil er ein Adlicher ist.

Der Wirth.

Stehen Ihnen denn die Adlichen so bei, daß Sie ihre Parthie so außerordentlich nehmen; es scheint doch nicht so, sonst würd' ich nicht so oft die Ehre haben, Sie bei mir zu Tische zu sehen, und seit Jahr und Tag Ihr Kreditor in der Miethe zu seyn.

Sie (trotzig.)

Ich habe Ehre und ich werde bezahlen.

Der Wirth.

Ich hätte beinahe Ursach daran zu zweifeln; aber freilich Adliche halten doch immer mehr auf Ehre als Unser Eins, sagen Sie, nicht wahr?

Sie.

Nun, das war doch noch einmal recht wie es seyn muß gesprochen! Hören Sie, ich bin nicht stolz, obgleich ich es seyn könnte, denn ich bin aus einem großen Hause; aber das muß ich Ihnen sagen: mit dem Adel ist's doch eine ganz andere Sache. Sehn Sie, der Adliche hat doch ein ganz anderes Blut, ganz andere Säfte; sie sind ihm schon ganz anders von den Eltern mitgegeben; es ist auch ganz natürlich; er genießt stets die

feinen Speisen, die feinen Getränke, und das sezt ganz andre Säfte ab.

Er.

Wenn der Bürgerliche die nun aber auch so genösse.

Sie.

Es wäre doch nicht so! Sehn Sie nur um sich her; der Adliche sieht gleich in der Wiege ganz anders aus.

Er.

Ja, ja! Mancher sieht wie ein guter Sakführer aus.

Sie.

Nun dann ist er vielleicht aus unächter Ehe erzeugt; oder die Mutter hat es mit einem andern gehalten; wo aber die Ehe ganz rein und ächt ist, da sind meine vorigen Behauptungen auch wahr; sehn Sie ein Offizier-Gesicht, wie es sich von den Gesichtern des gemeinen Mannes unterscheidet.

Er.

Weil seine Kleidung vortheilhafter gemacht ist: Kleider machen Leute.

Sie.

Das nicht! Und sehn Sie den Muth, der dem Edelmanne gleich angebohren ist, er verachtet den Tod und sieht ihm unerschrokken in die Augen.

Er.

Redensarten! Es giebt so gut Poltrons darunter, als unter den Bürgerlichen; wenn mancher nur nicht gezwungen wäre, zu stehen, er würde zuerst laufen.

Sie.

Sagen Sie was Sie wollen, es herrscht ein ganz anderer Ton unter den Adlichen.

Er.

Dagegen hab' ich nichts; das seh ich auch, mit Ihrer Verzeihung, an Ihnen; denn einem schlechten Bürgerlichen wär' es wirklich nicht möglich, jemanden dergleichen in's Gesicht zu sagen, als Sie mir so eben gethan haben; mich wundert wirklich, daß Sie mir die Ehre erzeigen, in meinem Hause zu wohnen und sich von mir kreditiren zu lassen.

Sie.

Ich versichre Sie, Sie sollen Ihr Geld in Kurzem erhalten

Er (raillirend.)

Aber ohne Ihre Gnade zu verlieren.

Sie.

Kurz ich bleibe dabei, daß der Adel große Vorzüge hat, und daß ich mich immer erniedrigen würde, wenn ich einen Bürgerlichen heirathen würde.

Er.

Ich wünsche, daß Sie bei diesen Grundsäzzen sehr alt werden mögen.

Sie.

Ich bitte es mir aus. Keine Impertinenzen! Ich hätte Parthieen genug machen können und könnte sie täglich machen, und wenn ich unverheirathet bleibe, so geht das Niemand etwas an. Uebrigens glauben Sie nur nicht, daß ich alt bin; ich halte dies für eine sehr große Unbescheidenheit.

Er.

Bitt' um Verzeihung; ich halte Sie für entsezlich jung, ich glaube kaum, daß Sie zwanzig Jahr alt sind. Wie können Sie mich also mißverstehen.

Sie.

Wie gesagt, keine Impertinenzen! Ein Frauenzimmer von zwanzig Jahren, ist noch kein verständiges Frauenzimmer und hat noch keine Erfahrung; und auf das leztere mögt' ich denn wohl Ausspruch haben können.

Er.

Ich begreife denn nur bei dem Allen nicht, wie Sie sich so weit herunter lassen, und bei den Bürgerlichen so oft speisen können.

Sie.

Ja mein Gott! man quält mich ja genug, und ich bin zu gut, ich kann nichts abschlagen, mon Dieu! ich könnte ja bei den größten Herrschaften täglich essen; und das müssen Sie ja doch selbst eingestehen, daß es mit uns Adlichen eine ganz andere Sache ist.

Er.

Apropos! Was sagen Sie denn zu dem Adel in Frankreich?

Sie.

Schweigen Sie mir von der verfluchten Rotte dort! ich sage Ihnen, das Ende der Welt ist nahe und vor der Thür; das sind die Zeichen, die vorher geschehen sollen. Und was wollen denn die Bösewichter! Der Adel wird doch Adel bleiben, so lange die Welt steht: er hat doch immer mehr Meriten, als der bürgerliche Stand.

Er.

Die Meriten adeln auch in Frankreich; denn da wird der brave, der kluge, der tugendhafte Mann überall geehrt, und er wird von der ganzen Nation ge-

adelt, das heißt, als ein edler Mann anerkannt und geschäzt, und er hat in seiner edlen Seele den wahren Adel, und in seinen Kenntnissen und edlen Thaten den gültigsten Adelbrief.

Sie.

Redensarten! Er wird doch nicht edlich gebohren, darauf kommt Alles an! Das kommt mir eben so vor, als wenn hier einer nobilitirt wird; es ist kein Stamm-Adel, und wird also von uns wahren, gebohrnen Adlichen gar nicht dafür erkannt. Und nehmen Sie einmal, alle die großen Männer in Frankreich, die jezt da große Thaten thun, sind Adliche.

Sie.

Sind größtentheils Bürgerliche oder solche, die sich freiwillig dieser Vorzüge, welche die Gebuhrt giebt, begeben haben, und sich durch ihre Thaten und durch ihren Edelmuth, den wahren Adel selbst erwerben wollten.

Sie.

Es ist nicht wahr! Der bürgerliche ist jener großen Handlungen der Tapferkeit und Großmuth, und des Unternehmungs-Geistes gar nicht fähig.

Er.

Aber wenn ich Ihnen nun eine Menge her nenne, und Sie selbst hier auf sehr viele mit den Fingern zeige, welche bürgerlicher Abstammung sind und die größten Heldenthaten gethan, sich durch die großmüthigsten und erhabensten Handlungen ausgezeichnet haben.

Sie.

Nun, dann behaupt' ich, sind sie doch Adlich.

Er.

Ja! durch Ihre Verdienste.

Sie.

Pah! Verdienste! Das schmekt nach Franzosen! — Durch Geburt sag' ich.

Er.

Ja, ein paar darunter sind ehrliche Schneidersöhne.

Sie.

Das ist nicht möglich.

Er.

Soll ich sie Ihnen nennen.

Sie.

Nein! Nein! ich mag sie gar nicht kennen! Und dann hab' ich doch Recht, dann behaupt' ich doch noch, daß sie gebohrne Adliche sind, und daß sies nur selbst nicht wissen; man hat oft einen ganz-andern Vater, als man glaubt.

Er.

Ei, ei! Sagen Sie das nicht noch einmal.

Sie.

Wie so — ich wüßte nicht, daß —

Er.

Ich wollte nur sagen, daß so auch mancher hochadliche, bürgerlich gebohren seyn könnte, wenn die Mutter nicht Glaubenfest war und es damit nicht so genau nahm.

Sie.

O das ist nicht möglich, so kann keine wahre Adliche sich vergessen und erniedrigen.

Er.

Und doch haben wir der Beispiele genug und vor unsern Augen.

Sie.

Nun, da waren die Mütter keine wahren Adlichen.

Er.

Sagen Sie das den Söhnen einmal, die werden sich so gut, als Sie ihrer Adelvorzüge bewußt werden; denn woran sollen sie es denn wissen, wenn es nicht bekannt wurde, daß sich ihre Mutter vergaß.

Sie.

Possen! Possen! Das fühlt sich! der wahre Adel fühlt sich wohl! da hat man ein ganz anderes Blut, einen ganz höheren Sinn, man kann sich nicht so mit Kleinigkeiten befassen, sich nicht so gemein machen.

Er.

Nun an Ihnen hat der Adel, der bloß durch Geburt adlich seyn will, einen großen Vertheidiger.

Sie.

Und wird es ewig haben; denn ich kenne meinen Werth und fühle mich, und weiß, daß jedem wahren Adlichen so zu Muthe ist: ich fühle meine Ahnen in mir; ich habe ihr Blut.

Er.

Haben sie auch ihre Thaten auf Sie fortgepflanzt.

Sie.

Ja! Die Anlagen, den Muth dazu und ihren Ruhm! Ja, das ist wahr! ich fühle mich über das gewöhnliche Geschmeiß erhaben! Ich fühle, daß ich als Mutter auch solche Söhne und Töchter zeugen würde. Ueberhaupt was meine Vorfahren gethan haben, das ist eben so gut, als ob ich's gethan hätte.

Er.

Ach! das ist etwas anders! Aber, wie denn nun,

wenn Ihre Vorfahren, wie man doch bei einigen Familien der Exempel hat, Räuber und große Böſewichter geweſen wären.

Sie.

Herr, das iſt nicht wahr! Meine Vorfahren waren große erhabene Menſchen, von großen erhabenen Tugenden, von ſeltenen Heldenthaten,

Er.

Nun dann, wiſſen Sie denn ſo genau.

Sie.

Nehmen Sie mir's nicht übel, wenn ich das Geſpräch mit Ihnen abbreche, Sie erkennen meinen Werth nicht, und man weiß wohl, daß die franzöſiſchen Grundſäzze jezt ein wenig anfangen zur Mode zu gehören, bei der Bourgoisie nehmlich; aber ich verſichre Sie auch, daß dies bald ein Ende mit Schrekken nehmen wird.

Er.

Mit dem Adel ohne wahres Verdienſt, ja, da haben Sie recht, mit dem wird's nicht lange mehr dauern; die wahren Adlichen, die nicht allein durch ihre Gebuhrt, ſondern vorzüglich durch ihre Verdienſte und Thaten ſich des wahren Adels bewußt werden, merzen jene, welche bloß auf ihre Gebuhrt, ſtolz und übrigens ihren edeln Vorfahren nicht ahnlich ſind, ſchon unter ſich ſelbſt aus, und fangen ihn an lächerlich zu machen; ſo wie ſie, dachte man wohl vor zwanzig Jahren, aber jezt nicht mehr.

Sie.

Wer ſich über die bourgoisie erhaben fühlt, wird ewig ſo denken, ich werde ewig ſo denken.

Er.

Und ausgelacht werden.

Sie.

Das sollte sich jemand unterstehn, wahrhaftig, ich denunzirte ihn gleich, als einen Rebellen; denn weiter sind die Menschen, welche die neuen Grundsäzze haben, auch nichts.

Er.

Da haben sie recht! Ich getraue mir so zu behaupten, daß Sie eine der größten Rebellen sind.

Sie.

Um Gottes Willen! Sie sollten einen wohl an Galgen und Rad bringen! Was hab' ich Unrechtes gesagt und gethan.

Er (lachend.)

Besorgen Sie nichts! ich meinte nur insofern, als Sie sich mit Ihren Meynungen gegen alle gesunde Vernunft auflehnen, also ein Rebell gegen die gesunde Vernunft sind.

Sie.

Gott bewahre, Sie schikken sich gut nach Frankreich.

Er.

Ich besinne mich, ich bin ganz von meinen vorigen Gedanken abgekommen; ich wollte Sie fragen, ob Sie denn so gewiß wüßten, daß ihre Mutter auch keinem andern, als ihrem Gemahle gehuldigt hätten.

Sie.

Die Grobheiten verbitt' ich mir!

Er.

Nun, eben so gut, als Sie vorhin behaupteten, daß Bürgerliche, welche große Thaten thun, doch adlicher

Abstammung seyn müssen! eben so gut läßt es sich ja auch vermuthen, daß zuweilen eine Adliche einem schönen Bürgerlichen gehuldigt hat.

Sie.

Und das ist nicht wahr! Das kann keine wahre Adliche thun; das fühlt sich auch, wenn man von ächtem unverfälschten adlichen Blute ist; ich fühle es in mir, und für meine seelige Mutter steh ich, die konnte sich wohl nicht soviel von ihrer Ehre vergeben, und sie hätte der Adlichen genug für solche Nebenschritte, wenn sie sie hätte thun wollen, haben können.

Er.

Sie können doch nichts in der Sache beweisen und müssens immer nur so auf Glauben annehmen.

Sie.

Immer Sie, immer Sie! ich gebe Ihnen ja Ihre Ehre.

Er.

Wie so? belehren Sie mich.

Sie (mit hoher Nase.)

Man spricht: Ihro Gnaden, wenn man Education hat.

Er.

Nun also, Ihro Gnaden! so bitt' ich Ihro Gnaden, daß Ihro Gnaden die hohe Gnade haben, mir sofort die restirende Miethe zu bezahlen, sonst werden Ihro Gnaden es mir gnädigst verzeihen, wenn ich mich an Ihro Gnaden Sachen halte, und Ihro Gnaden auspfände, oder Ihro Gnaden sammt Ihro Gnaden Sachen vor die Thür auf die freie Straße herausseze,

oder Ihro Gnaden, wenn Ihro Gnaden Sachen nicht zureichen sollten, allerunterthänigst arretiren lasse.

Sie.

Ich werde bezahlen, und bleiben wer ich bin.

Er.

Aber bis Morgen Abend haben Ihro Gnaden nur Frist, ist Morgen Abends das Geld nicht da, so stell' ich Ihro Gnaden Sachen vor die Thür, und Ihro Gnaden müssen dann sehn, wie Hochdieselben anderweitig ihr Unterkommen finden, wenn Ihro Gnaden nicht geruhen wollen, auf der Straße die Nacht zu logiren.

Da hier von Seiten des gnädigen Fräuleins einige grobe Worte fielen, welche den Wirth so sehr aufbrachten, daß er ganz vergaß, wen er vor sich hatte, und wir nicht gern mögten, daß das gnädige Fräulein von Raffelzahn gar krank werden sollte, was gewiß geschehn würde, wenn sie, die noch lebt, dies läse, so wollen wir mit ihrer gnädigen Verzeihung hier abbrechen, und lieber den frommen Wunsch thun, daß sich einige, mitleidige, bürgerliche Familien zusammenthun, und eine Kollekte für sie sammeln mögten, damit Ihro Gnaden nicht ganz an aller bürgerlichen Bereitwilligkeit und Gnade verzweifeln, und den Bannstrahl auf die arme bourgeoisie nicht noch mit größerer Vehemenz und noch anhaltender werfen, übrigens Gott bitten, daß er sie in seinen heiligen Schuz nehmen, und dergleichen Gnade von den Bürgerlichen oft erfahren lassen möge, damit Ihro Gnaden nicht Hungers sterben.

War's wohl kein Wunder, lieber Leser, wenn dieses unkluge, hochmüthige Geschöpf, und bei aller ihrer brünstigen Lust zu heirathen, keinen Mann bekam.

In ihrer ersten Jugend, hätte sie auch nicht einmal einen Adlichen genommen, wenn er nicht von großer Familie gewesen wäre, und eben so viel Ahnen gehabt hätte, als sie. Jezt freut sie sich ihres Adels, und des ganzen großen Adel-Ordens überhaupt, wenn auch keine der Adlichen, von denen sie übrigens ihrer lächerliche Tracht wegen lächerlich gemacht wird, sie nur mit einem Dreier unterstüzt, und sie vor lauter Gnade beinahe verhungert, wenn nicht Bürgerliche sich ihrer Mitleidsvoll annähmen.

Ist doch eine närrische Sache um den Menschen, nakkend ist er doch immer der alte Adam oder die alte Eva, daß er das oft gar nicht bedenken will, und daß er's sich immer vornimmt zu vergessen, daß sie den großen, wie den kleinen, wenn er gestorben ist, hinlegen, wo man ihn nicht mehr riechen will. Muß mich oft darüber wundern, wenn sie so untereinander ihr hoffärtiges Wesen treiben, daß die armen Würmer so kek sind, und daß sie sich das Leben so sauer machen, um das bisgen äußere Ehre.

Da man jezt gar nicht mehr auf die prachtvollen Begräbnisse hält, so ärgert sie sich zehn Jahr eher zu Tode, weil sie voraus sieht, daß man mit ihr, zumal da sie arm ist, gar nicht viel stmstände machen wird. Ihr Grundsaz ist nun einmal: ein Adlicher muß prächtig begraben werden. Die alberne Einrichtung! schreit sie. Daß sich Adliche auf Kirchhöfen begraben lassen; in ein Gewölbe gehört ein Adlicher, und wenn's nach den Rechten gehn sollte, so müßte sie nach ihrem Tode, von hier bis Königsberg in Preussen, wo ihr Familien-Begräbniß ist, transportirt werden, und wenn's noch so

viel kostete; der Adel muß etwas voraus haben; wofür haben ihre Vorfahren dem Königlichen Hause so viel Dienste geleistet! Was! sie frägt: Wofür! Und man wollte sie nicht in ein Gewölbe senken lassen, das will sie sehn, sie will morgen an den König schreiben, daß ihr Leichnam feierlich nach ihrem Familien-Begräbnisse transportirt werden sollte. — Was hat man gegen die Gewölbe! Narrenspossen! Unser Einer ist kein gemeiner Mensch. Es kam beinahe so heraus, als wollte das gnädige Fräulein sagen: unser einer stinkt nicht, und kein Adlicher stinkt.

Ihr Entschluß steht fest: an den König will sie schreiben. Sie begräbt ja ihren Hund nicht einmal in die Erde; man geht ja abscheulich mit den Menschen um; sie läßt es gelten, für den gemeinen Mann; aber Leute von Stande, und Education sollte man doch unterscheiden. Aber woher komint's! Man hält gar nicht mehr auf seinen Stand, das ist der ganze Fehler.

Sie ist deswegen den Menschen auch überhaupt gram, sie betragen sich gar nicht, so wie sie sollten; mon Dieu! wie führt sich der Adel in Frankreich auf, was läßt der sich gefallen! Dazu wird sie in ihrem Leben nicht stimmen! So lange die Welt steht, wird auch der Adel bleiben! Wenn es ihr nur gelingt, eine kleine Pension zu erhalten, so sieht sie das Bürgerzeug nicht mehr über die Schulter an.

Die Hunde sind überhaupt ihr einziger Zeitvertreib noch, sie kümmert sich fast gar nicht mehr um die Menschen.

Die alte Wittwe, mit der sie zusammen wohnte, hatte die Hunde auch recht lieb; nur hatte sie doch

mehr Vorliebe für die Kazzen; Hunde und Kazzen waren also hier Herren und Frauen im Hause; und nach ihren Launen richtete sich Alles.

Geschah des gnädigen Fräuleins Kazze etwas von der alten Dame ihrem Hunde, so zischte die Kazze; aber noch ärger zischten Ihro Gnaden.

Die alte Dame freute sich mitlerweilen, daß ihr Hund so auf sein Recht hielt, und gab ihm wohl einen verstekten Wink, mehr in die Kazze einzudringen. Das nahmen denn Ihro Gnaden freilich auch schreklich übel, und da sich Hunde und Kazzen überhaupt nicht vertrugen, weil sie zu wenig und zu magere Bissen bekamen, und jedes also mit wahrer Gier und mit Neid, daß das andere etwa nicht mehr bekam, fraß, so wurde dieß daran Schuld, daß Ihro Gnaden fast immer in der Kammer mit ihren Hunden wohnte, und Winters den größten Theil des Tages im Bette lagen, wenn sie sich nehmlich zuvor in dem bürgerlichen Hause, die sie die Gnade und Herablassung zu besuchen hatte, satt gegessen und getrünken hatte.

Da übrigens ihre hohe Nase überall Unflath und Unreinlichkeit reicht, so pflegen Ihro Gnaden sich beständig mit gutem Tabak zu versehen, den sie aus mehreren Dosen, um eine schöne Mischung zu bekommen, sich zusammen zu holen pflegen. Haben sie die Gnade jemand zu besuchen, so nehmen sie nur immer aus andern Dosen, um an dem ihrigen zu Hause sich gütlich thun zu können.

Die Kazzen mögen sich übrigens aufführen wie sie wollen, das gnädige Fräulein ist immer mit dem Reini-

gunslappen hinter ihnen her, und wehe dem, wer den armen Thieren etwas darüber sagte!

Die Zeit thut ihr über Alles leid, die sie abwesend von diesen guten Thieren zubringen muß. Ach ihr guten, schlauen Tierchen, spricht sie, wenn sie von ihnen geht, und Schnupftobaks-Thränen fallen aus der Nase in großen braunen Tropfen, auf den weißen Balg der Thierchen. Adieu, meine Lieblinge! ruft sie ihnen noch in der Thür wohl unter zehn Handküssen zu.

Aber es ist unglaublich, was das gnädige Fräulein noch von den Männern ausstehn muß. Täglich wird sie von einigen verfolgt, die ihr zusezzen, und sie um Gunstbezeigungen anflehen. Sie weiß oft nicht, wie sie derselben wieder loswerden soll. Wenn sie nur immer wüßte, ob es Adliche oder Bürgerliche wären; der junge Graf, der ihr neulich mit Gewalt die Cour machen wollte, gefiel ihr wohl; aber sie hat sich einmal fest vorgenommen, ihre Tugend und Keuschheit zu erhalten, und sie wird ihn streng' abweisen, wenn er auch zu ihr ins Haus kommen wollte.

Da in dem adlichen Hause, könnte sie einen herrlichen Tisch haben; aber die gnädige Frau ist eifersüchtig, und sie kann doch nicht dafür, daß der gnädige Herr mit ihr freundlich thut, er ist ein Mann, der distinguirte Leute und Personen vom Stande zu behandeln weiß. Die entsezliche Eifersucht! Was hat ihr die schon für Schaden gethan! Ein jedweder muß ja doch dahin sehen, daß er Liebenswürdigkeiten hat.

Die Liebenswürdigkeiten des gnädigen Fräuleins von Raffelzahn bestanden, vorzüglich in einem sehr hagern, langen Gesichte, das sich absichtlich nicht schminkte,

weil alles Roth im Gesichte nach ihrem Ausdruk gemein und bäurisch aussieht, dann in einer, beinahe aschgrauen Nase; nehmlich, Ihro Gnaden hatten von den Zeiten der Pensions-Anstalt, die sie in ihrer Jugend besuchte, den Grundsaz, man müsse sich so wenig, als möglich, das Gesicht naß machen, sondern es nur immer mit Puder abreiben, so fuhr sie denn alle Tage mit einem schmuzzigen Handtuche, auf dem gewöhnlich die Kazzen lagen, und mit Puder über das Gesicht; der Schmuz, der sich vom Staub und Schweiß ansezte, blieb darunter, und hatte sich besonders recht in den darauf befindlichen Pokkennarben festgesezt. Dazu kam, daß das gnädige Fräulein eine Brille aufsezten, deren metallene Bügel und Ringe blau abfärbten, und zu beyden Seiten der Nase sich blau eingedrükt hatten. Frägt der geneigte Leser, wobei sie die Brille so viel brauchte, so dient ihm zur Antwort: bei der Reinigung ihrer Kazzen, besonders bei der Absuchung ihres Ungeziefers. Sie kennt kein größeres Vergnügen, als diese Beschäftigung mit ihren Kazzen, o da liegen sie so still, und ihre größte Lust ist, wenn sie so recht viel von den kleinen hüpfenden Geschöpfen haben.

Da übrigens die Brillen auch sehr eng waren, so hatte sie des gnädigen Fräuleins Nase, seit langen Zeiten so sehr zusammengedrükt, daß der Ton der ekelhafteste und Lachenerregenste Nasenton wurde.

Da sie bei diesen Aspekten nimmermehr einen Mann bekommen, sondern Zeitlebens alte Jungfer, oder eigentlich Frölen, wie sie sich nennt, bleiben wird, so wollen wir ihr eine glükliche Heimfahrt aus diesem Elende wünschen, und uns,

Zu den alten Jungfern, welche es nicht sind, und nur den Nahmen führen, also zur vierten Abtheilung, verfügen.

Sind dieser, Du lieber Leser, eine so ungeheure Menge, daß man ihre Zahl nicht übersehn kann, Unglüklich wäre der, welcher laut an ihrer unverlezten Jungferschaft zweifeln wollte, sie krazten ihm die Augen aus!

Es ist auch ein hartes Schikſal, wenn so eine alte Jungfer bis an ihr Ende eine unangebrochene Frucht geblieben ist, und wäre wohl von den Leiden und Kämpfen, die sie mit dem sündigen Fleisch seit ihrer Jugend hat bestehn müssen, ein großes großes Buch zu schreiben; man lese hier nur einige von den Klagen einer alten Jungfer, Namens

Florette Schachteln.

Die bis in ihr fünf und vierzigstes Jahr eine Jungfer und eine reine keusche Jungfer blieb, endlich aber es nicht mehr aushalten konnte, wie wir in der Folge sehen werden!

Florette Schachteln fühlte schon in ihrem vierzehn:en Jahre die Wollusttriebe so stark, daß sie schon damals bei dem Anblik jedes jungen wohlgebauten Mannes die Augen erröthend niederschlagend mußte, weil sie diese heimlichen Flammen in ihrem Gesichte zu verrathen fürchtete. Sie blieb oft in einem Erröthen, und man nannte sie deshalb auch überall die schamhafte keusche Florette. Wenn's die Menschen nur hätten wis-

sen sollen, was in ihrem Busen vorging, und was sich ihrer Phantasie Alles vorspiegelte.

Sie war oft auf sich selbst böse; aber was konnte sie für ihr üppiges Fleisch, das diese Triebe nun einmal äußerst stark in ihr hervorbrachte, der Himmel gebe ihr nur bald einen Mann, dachte sie oft, sonst geht's nimmermehr gut.

Sie war, bei diesen so mächtig, in ihr aufstehenden Trieben, wirklich in höchsten Grad schamhaft und ehrbar; theils schien ihr dieses sittsame Gefühl angebohren, theils hatten fest eingeprägte Religions-Grundsäzze, und die Erziehung ihrer Eltern dies in ihr hervorgebracht.

Nie vergaß sie sich so sehr, daß sie diese wild in ihr aufstehenden Triebe, hätte irgend gegen einen jungen Mann äußern sollen. Je stärker sie in ihr wurden, desto zurükhaltender wurde sie gegen die Männer, desto mehr nahm ihre Schamhaftigkeit zu.

Dies ist eben keine ungewöhnliche Erscheinung; mehrentheils sind die schamhaftesten Mädchen die allerlebhaftesten, und ihr Erröthen ist fast eine beständige leise Furcht, daß sie etwas von diesen in ihnen wohnenden sehr lebhaften Trieben, Gefühlen und Begierden verrathen mögten.

Florette war nicht schön, aber auch nicht heßlich; sie war üppig gewachsen, ihr Busen war voll und schön, und in ihren Augen funkelten die lebhaften Gefühle ihres Busens.

Da ihre Mutter ihr im sechszehnten Jahre abstarb, so mußte sie dem Vater die Wirthschaft führen, und sie fand sich hierin bald so gut, und ward dem Vater so

nüzlich, daß sie ihm, der sich nicht wieder verheirathen wollte, unentbehrlich schien.

Er wies daher alle Parthieen, die sich für sie fanden, und die ihm so von weiten vorgeschlagen wurden, in Gnaden ab, theils weil sie ihm nicht gemüthlich waren, theils weil er den Grundsaz hatte, seine Tochter habe noch Zeit, und bekäme immer noch einen Mann.

Da sie sehr schüchtern und zurükhaltend war, und diese Schüchternheit immer um so mehr zunahm, je mehr sie durch ihren Vater von Männergesellschaft entfernt wurde, sie überdieß mit beständiger Hausarbeit überladen war, so wurde ihr selbst von keinem jungen Manne ein solcher Antrag gemacht, so wie ihr dann auch keiner nahe genug dazu kam.

Mein Mädchen braucht nicht zu heirathen, sie hat keine Noth bei mir, und wird zu leben haben, wenn ich tod bin, pflegte ihr Vater auch oft zu sagen, und alle Gegenvorstellungen seiner Bekannten halfen nichts; er war einmal der jungen Männerwelt nicht gewogen, und suchte ihr auch selbst eine Abneigung dagegen beizubringen: Geflissentlich stellt er ihr alles das Leiden, die Unruhe, das Unglük vor, das oft in der Ehe sei, die Barbarei, welche die Männer oft an ihren Weibern ausüben, die Sclaverei, in welche sich die Frau begiebt, die Krankheiten, denen sie durch einen liederlichen Mann oder bei dem Kindergebähren ausgesezt wird, er wußte ihr von so vielen unglüklichen Ehen zu erzählen, er schilderte ihr jezziges Leben ihr so frei, so glüklich vor, Florette gab ihm Recht; aber die leidenschaftlichen Gefühle wurden darüber nicht stiller.

Von Tage zu Tage hoffte sie sehnlichst auf einen Mann, und immer kam keiner, weil der Vater sie alle, was sie nicht wußte, abhielt.

Ihre Begierden wurden immer stärker; tausendmal hatten sie es sich schon vorgenommen, sich nach irgend jemand umzusehn, der sich mit dem sogenannten Heirathsmachen abgäbe, und sie gradezu diesem und jenem antragen sollte; vielleicht ist einer darunter, der ihr gefällt, und den sie zum Manne erhalten kann; aber von Tage zu Tage verblieb es, weil sie sich fürchtete, daß ihr Vater es erfahren und am Ende Alles doch abschlagen mögte; vielleicht stirbt auch ihr Vater bald.

Oft meldete sich dieser Gedanke in ihr; machte ihr doch auch der Vater des Leben gar zu sauer, mit dem vielen Arbeiten, und verheirathen will er sie auch nicht, sie soll also wohl ewig seine Lasteselinn bleiben; da genießt sie ja ihr junges Leben gar nicht; wozu wallt ihr denn dieser schöne volle weiße Busen, wenn nie ein Säugling daran ruhen soll; das hält sie nicht länger aus. Wozu hat die Natur sie mit allem dem ausgerüstet, was zum Mutterwerden gehört, wozu der ganze Kunstvolle innere Bau, wozu alle die zwekmäßigen Anordnungen, wenn sie immer Jungfer bleiben soll; und wozu sind alle diese Triebe und Begierden in ihr, wenn ihr das Schiksal immer hinderlich zu ihrer Befriedigung seyn will, wozu alle die Blüthen, wenn sie keine Früchte tragen soll!

Ein Tag ging nach dem andern, ein Jahr nach dem andern hin; kein Mann kam, so ward sie zwanzig, so dreissig Jahr; nun hieß sie schon eine alte Jungfer,

und nun schien ihr auch alle Hoffnung zum Heirathen, so lange ihr Vater lebte, verlohren.

Sie war schon eine Jungfer von vier und vierzig Jahren, als ihr Vater endlich starb. Er hinterließ ihr ein ansehnliches Vermögen, nun war ihr vor einer guten Parthie nicht bange.

Sie hoffte von Taze zu Tage darauf, und noch immer kam keiner. Sie hatte schon wieder ein halbes Jahr gewartet, und noch immer war keine Aussicht da.

Endlich vertraut sie sich einer alten Frau an, welche in den Verkuppelungs-Geschäften ziemlich bewandert war, und verlangte durch die einen Mann. Florette wünschte natürlich einen jungen raschen Mann.

Es fanden sich jezt wirklich ein paar Parthieen; aber beyde waren alte bejahrte Männer, und zu denen hat sie keine Neigung. Die alte Parthiemacherinn schaft endlich auch einen jungen Mann an. Florette sah, und ekelte sich vor ihm, die Liederlichkeit sah ihm aus dem ausgemergelten Gesichte; ohne alle Kraft stand er da, sie hatte schon durch den Ruf von seiner viehischen Lebensart gehört, und sie gab ihm dreist den Korb.

Sie wartete wieder einige Wochen, einige Monate, es wollte sich keiner finden! Nun flucht sie ihrer Enthaltsamkeit und Keuschheit, der schönste Theil ihres Lebens ist dahin, und sie hat es nicht genossen; sie flucht dem widrigen Geschikke, das ihr keinen Mann, wie sie ihn wünscht zuführen will.

Ihre Leidenschaft wurde jezt wahre Männertollheit; sie hatte schon eine Menge toller Entschlüsse gefaßt; sie wollte in ein Freudenhaus gehn, das ging nicht, dazu

war

war sie nicht jung genug mehr; fürchterlich ward sie von den Begierden gequält! sie wollte sich geradezu einen gemeinen Mann, der ihr gefiele, von der Straße heraufrufen, was geht sie die Welt an! Dieser Gedanke verläßt sie nicht wieder; hundertmal hat sie den Mund schon geöffnet, um einen jungen Mann, der oft vorbeiging, heraufzurufen, und hundertmal hat sie es zurükgedrükt; aber als sie einst einen schönen zwölfzölligen, starkgewachsenen Soldaten, der mit der Kraft seiner Lenden daherschritt, vorbeigehen sahe, da vermogte sies nicht länger, sie muß sich über Alles hinwegsezzen, sie erträgt diese Enthaltsamkeit nicht mehr, sie ruft ihm.

Er kommt.

Sie legt ihm einige Goldstükke hin: das will ich Ihnen schenken, schöner Mann! spricht sie, und überfliegt mit taumelnden Augen seinen Körper.

Der Soldat mag, als ein schöner, junger Kerl, ähnliche Erfahrungen schon gemacht haben; er sieht sich ein paarmal um, wir sind allein! sagt sie, und jezt trägt er sie in seinen umklammernden Armen nach dem Bette, und — verdient seine 4 Dukaten.

Florette ward der Wollust nicht satt. Viermal war der Wollustbecher schon mit dürstigen Zügen geleert, sie erlag ihm, wie die Taube dem Geier; er so stark und eisern, sie so schwächlich und fein gebaut; seine Mannskraft zermalmte sie fast. Aber dieser Schmerz war ihr Wollust, die Wollust ward Wuth, erdrükken, morden soll er sie! seine Mannskraft ist gelähmt; aber sie ist unersättlich.

Eben klopft es an die Thür! Sie fuhr zusammen. Dieser Schrek würkte, die Begierden waren gedämpft.

Geschwind soll er dort in die Kammer gehn, bis der Besuch fort ist.

Da der Miethszettel herausgehängt ist, wünscht jemand das zu vermiethende Quartier zu besehn. Florette läßt durch ihr Mädchen das Quartier zeigen, und eilt wieder zu ihrem schönen Befriediger. Sie hat jezt einen Einfall: damit er immer ungestöhrt bei ihr seyn kann, und die Welt nichts merkt, will sie ihn als ihren Schreiber annehmen. Da sie im eigenen Hause wohnt, so hat sie da manches zu schreiben und zu besorgen, wozu sie sich seiner jezt gut bedienen kann.

Er bedauert recht sehr; aber er kann nicht schreiben.

Schade! Schade! Nun, auch so muß es gehn! so giebt sie ihn doch für ihren Schreiber aus, und er thut dann zuweilen so, als ob er schriebe.

Sie verspricht ihm ein gutes Gehalt. Er sagt sich zu.

Damit sie in ihrem vertrauten Umgange weniger gestöhrt werden, will sie sich kein Mädchen, sondern bloß eine Aufwärterinn miethen, die nur gewisse Stunden im Tage kommt; dieses Mädchen geht in einigen Wochen ab.

Florette wurde eine wahre Messalina, die nicht befriedigt werden konnte; der junge Soldat blieb nach einiger Zeit, ohne daß sie die Ursach erfahren konnte, fort, und wurde von einem wirklichen Schreiber, einem schönen jungen Manne abgelöst, dem sie so gern freie Miethe in ihrem Hause gab.

Die Nachbarsleute merkten denn wohl, wie es mit der ganzen Jungferschaft der Mamsell Florette stand; sie hieß aber einmal Jungfer, und wird es auch bis an

ihr seeliges Ende bleiben, da sie sich bei diesen Aspekten nie verheirathen wird.

Ob Florette viele ihres Gleichen haben mag?

Sollte wohl denken, lieber Leser, da der Kampf mit Fleisch und Blut ein Kampf ist, dem wenige Widerstand leisten, und der nach langem Wiederstande oft nur desto gewaltiger ist.

Sind die alten keuschen Jungfern auch wohl mit Recht zu bedauern, wenn sie Zeit ihres Lebens eine unangebrochene Frucht bleiben, an welche die Natur in Hinsicht des innern, kunstvollen, dem Gebähren angemessenen Baues so vergebliche Mühe angewandt hat. Sie haben wohl Recht zu mehreren Theilen ihres Körpers zu sagen: warum bist Du da, da Du ungenuzt bleiben mußt, und es wäre kein Wunder, wenn sie jene Regel der Schrift anderweitig befolgten, die sogar von dem Auge sagt: Aergert Dich Dein Auge, so reiß es aus, und wirf es von Dir! Es ist ja auch wahr, haben sie sich da Zeitlebens herumplagen müssen, mit ihren Lüsten und Begierden, und keiner hat darnach gefragt, und hat Mitleiden mit ihnen gehabt.

Wem erscheint der Stand der alten Jungfern, (die es nota bene wirklich sind) nicht hier sehr Ehrenwerth! Man denke sich, die ewigen Kämpfe mit Fleisch und Blut, was das für schrekliche Kämpfe sind, und was die alten Jungfern noch oft davon zugesezt werden mögen, und dann sich doch unverlezt zu erhalten und auszuharren, bis ans Ende, — o diese Enthaltsamkeit ist eine wahre Heldentugend, und sie verdient durch die feierlichsten Lobgesänge besungen zu werden. Eroberer! Was sind Eure Thaten gegen diese Thaten, der alten

Jungfern! Sagte nicht Cäsar schon: sich selbst besiegen ist größere Heldenthat, als tausende der Feinde zu überwinden.

Das wissen die alten Jungfern auch, und darauf sind sie stolz, und sehn auf das übrige Weltgetümmel mit Stolz herab. Was sind die gewöhnlichen Menschen gegen sie! Wie groß erscheinen sie sich durch ihr Ueberwinden!

Sie hören nicht darauf, wenn hier und da ein leichtfertiger Vogel, der ihren Werth nicht kennt, sagen wollte: sie haben sich ihrer Heldenthaten so sehr nicht zu freuen, es ist ihnen, wie dem Fuchs in der Fabel gegangen, sie haben die Trauben nicht erreichen können, es hätten sich nur Liebhaber, und überhaupt gute und bequeme Gelegenheiten finden dürfen.

Ganz unrecht hätte dieser leichtfertige Vogel; sie hätten eine Menge Parthieen machen können, aber sie haben ihnen nicht angestanden. Sie haben diesen Jungferstand frei gewählt, um unabhängig zu bleiben, und sind also nicht etwa nur aus Noth so fromm, weil keine Parthien (oder wenigstens keine annehmliche) sich für sie gefunden hätten.

Was wollen denn ihre Gegner, und besonders ihre Gegnerinnen! spricht Florette Schachteln, und führt in der Gesellschaft der alten Jungfern das Wort. Was wollen sie von uns; sie sind nicht fähig uns zu beurtheilen, sie sind sündige Menschen, die Fleisch und Blut nicht widerstehn können. Freilich gehört Selbstbeherrschungskraft dazu, die in gewöhnlichen Menschen nicht wohnt!

Sie können es ruhig ansehn, daß Ihre Gegnerinnen den Kopf schütteln, Sie fühlen sich in Ihrer Kraft, und wenn es nicht hier und da eine unter Ihnen gäbe, die, doch, was geht dies die ächten alten Jungfern an; Sie wissen es mit innerem Stolze, daß sie reine, unverlezte Jungfern sind, und Sie kommen sich groß dabei vor. Das sollen Ihnen einmal viele nachthun! sagen Sie! da Florette Schachteln sich so eben aus ihrer Gesellschaft empfolen hat, ja wenn alle diejenigen alte Jungfern wären, die sich so nennten! Nein! Nein! Man lasse sich nicht täuschen, ihr Orden ist nur klein; sehr viele haben schon in ihrer ersten Jugend dieses Kleinod verlohren, und heißen nur deshalb alte Jungfern, weil sie sizzen, und unverheirathet geblieben sind, oder nie ein Kind bekommen haben.

Nur wenige erreichen die Höhe, spricht eine ächte alte Jungfer weiter, die wir hier näher kennen lernen, sie heißt Jungfer Kreuzspinne, und die neben ihr sizt, faltet die Hände, erhebt die Augen zum Himmel, so, daß man nur das Weiße sieht, und spricht: ach das weiß Gott! daß es nur wenig wahre, ächte, alte Jungfern giebt! Es war Jungfer Pipen, oder wie man sie spottweise heißt, Bärbchen Knix, und wohl zu merken, lieber Leser, Jungfer Kreuzspinne gehört zu Numero 5. das heißt zu solchen,

bei denen die Natur etwas versahe, was ihnen an der Verheirathung und an allem Beischlaf hindert.

Jungfer Pipen oder Bärbchen Knix wird eine eigne Nummer ausmachen, die wir in jener Abtheilung vergaßen.

Also zuförderst zur Jungfer Kreuzspinne!

Diese wohlbelobte, ehrbare Jungfer fühlte schon in ihrer ersten Jugend, da sie sich mit einer Magd mit der sie zusammenschlief, zu vergleichen Gelegenheit hatte, daß es mit ihr doch etwas anders, als mit andern Mädchen beschaffen sey, und sie erhielt darum von dem Mädchen bald die schrekliche Nachricht, daß sie ein leibhafter Zwitter sey. Da es Jungfer Kreuzspinne ohnmöglich glauben konnte, so verfehlte das Mädchen nicht es ihr im Vertrauen völlig begreiflich zu machen, und es ihr ad oculos zu demonstriren; die Natur hatte nehmlich, ich spreche hier als zergliedernder Arzt, und darf also alles bei seinem wahren Namen nennen, den Theil, den sie als den Thron der Wollust gleichsam, oberhalb der Nimphen hingesezt hat, und der die clitoris, oder der Kizler genannt wird, der übrigens von dem männlichen Gliede sehr viele Aehnlichkeit hat, diesen Theil, sag' ich, hatte die Natur, bei Jungfer Kreuzspinne, aus irgend einem Versehn so groß gemacht, daß er ihr am Beischlaf völlig hinderlich wurde.

Sie fühlte sich darüber eben so entrüstet, als sie sich dessen schämte, und sie beschloß deshalb nie einen Mann sich zu nahe kommen zu lassen.

Da ihr die Männer, nach ihrem Ausdruk, überhaupt nichts nuzzen konnten, so suchte sie nun auch Alles auf, sie sich verhaßt zu machen, welches ihr aber wohl nicht gelungen wäre, wenn das Laster der Onanie, dem sie sich völlig ergab, sie nicht für die Männer abgestumpft, und sie ihr so gleichsam entbehrlich gemacht hätte; sie haßte wirklich am Ende das Männergeschecht.

Dabei ließ es sich denn wohl alte Jungfer bleiben, und über die andern, die ihr Kleinod nicht erhalten haben mögten, herziehen.

Ob dieser Natur-Fehler bei mancher alten Jungfer die Veranlassung zu ihrem Ledigbleiben seyn mag, wie dies einige Geschichtschreiber bei feindlichen Einfällen in Klöster und Stifter, und ihren gewaltsamen Debauchirungen gehört haben wollen und bemerken, das werden wir nicht leicht erfahren, da man sich vor allen Visitation hüten wird, und Gewalt nicht zu befürchten ist in unsern Zeiten, wo tausend junge Jungfern nicht theuer mit ihrem Kleinod sind.

Wir wollen nun zu der neuhinzugekommenen Nummer forteilen, also zu denen alten Jungfern, die aus purer Frömmigkeit nicht geheirathet haben.

Es ist also Nummero 6. Sind das, wie der liebe Leser schon selbst bemerkt haben wird, kalte phlegmatische Wesen, die selbst in den Jahren der Jugend nur wenig vom Wollustfeuer merkten, und durch eine eingeschränkte, bigotte Erziehung nun vollend's so eisekalt gemacht wurden, daß sie sich nicht weiter um die Liebe und ums Versheirathen kümmerten, was ihnen um so leichter wird, da sie so heßlich sind, daß keiner versucht wird, sich zu ihnen zu bemühen.

Ganz so war es mit Bärbchen Knix bestellt.

Wir theilten sie schon oben sehr bequem in folgende Unterabtheilungen ein, als,

1) in Perükkenkopf,
2) in Taubenmagen, und
3) in Fußgestell.

Da uns diese Eintheilung zur Gnüge den Kontur ihres Gemähldes zeigt, so haben wir nur noch ein paar Pinselstriche nöthig, um es in seiner Kraft und Wirksamkeit zu zeigen.

Ihr Gesicht wird nehmlich täglich mit einer Perükke von Pferdehaaren, — Menschenhaaren sind ihr zu theuer — ausstaffirt; es muß aber nur ganz klein daraus hervorsehn; es war mehr ein Kazzen- als ein Menschengesicht, oder es sah vielmehr so aus, als sehr viele alte Jungfern-Gesichter aussehen; die Natur giebt ihm eine ganz eigne Form, die andere Menschenkinder nicht haben, recht, als ob sie sich an ihnen dafür, daß sie nicht Mutter geworden wären, rächen wolle, weil sie ihre Zwekke nicht an ihnen erreicht, und so viel vergebliche Kunst und Arbeit bei dem Bau ihres Körpers angewandt hat. Auf der Nase und über der Oberlippe hatten sich Warzen festgesezt, die den natürlichen Kazzenbart machten, die Augen waren dazu lieblich grau und grün, und nahmen sich zum Entzükken in dem ganzen runzlichten Gesichte aus.

Der Hals stand gehörig dürr und hölzern da, wie er zu der ganzen Figur am besten paßte; doch schien er für den großen Perükkenkopf beinahe zu dünn, und er hätte die Last wirklich nicht ertragen können, wenn nicht der Kopf bei den vielen Gebeten und Stoßseufzern eine etwas schiefe Richtung genommen hätte, die wie bekannt, die andächtigen Köpfe sehr gern annehmen!

Von ihrer Brust müssen wir schweigen, um von ihrer Schönheit nicht zu weit von der Erde weg entzükt und gerükt zu werden; denn eine dergleichen Schönheit sah man nicht leicht weiter, So mancher

schwär-

schwärmerische Kopf hat ja schon die Idee, die Schönheit des Dahinsterbens, in sich genährt, er komme her, und sehe diese verwelkenden Schönheiten, die nie ein Mund, weder der Kuß eines Mannes, noch die saugende Lippe eines unschuldigen Kindes berührt hat, und also im höchsten Grade unberührt ist; man sehe sie, wie sie welkend niedergesunken ist, wie sie noch matt zum Leben aufstrebt; aber still, wir hatten ihrer in der Abtheilung nicht gedacht, sie war immer nicht so wichtig, als ihr Taubenmagen. Dieser hat die große Kunst gelernt, sich von einem halben Milchbrodte, dergleichen das Stük 3 Pfennig kostet, einen ganzen Tag zu nähren; sollte sie auch zuweilen noch ein wenig hungern, so nimmt sie doch nichts zu sich, um ihr Fleisch gar nicht zu reizzen, und weil sie durch Fasten ins Himmelreich kommt.

Man theilt sonst den Menschen gewöhnlich in Leib und Seele oder Geist ein, das haben wir aber deshalb nicht zu thun geglaubt, weil nichts von ihrer Seele zu hören und zu sehen war, und sie den ganzen Tag oft nicht ein Wort sprach, und nichts zu denken schien, sondern wie ihre Kazze umherschlich, und Worte betete, die sie nicht verstand.

Merkwürdig ist übrigens ihr Fußgestell, worauf wir auch bei der Eintheilung dieser alten Jungfer besondere Rükficht nahmen. Die Zehen lagen gesperrt, wie Gänsefüße, es fehlte nichts, als die Haut dazwischen; es waren wirklich ein paar originelle Füße, die sich überdieß auch ganz wie Gänsefüße einwärts sezten. Da die Waden vorn saßen, so hatten sie nicht nöthig hinten zu sizzen, dagegen kann keiner etwas haben; man glaube

aber nur nicht, man habe diese Waden etwa bei Lebzeiten an ihr gesehen — behüte der Himmel! Von Jungfernwaden soll man nur nach ihrem Tode sprechen, zumal von solchen.

Bärbchen Knix ist also bei Visitation dieser originellen Waden tod, und liegt so eben da, von einem Ober-Chirurgus, der ihr Arzt war, und schon immer ihre ganz eigne Natur bewundert hatte, geöffnet oder secirt zu werden, weil er für seine Kenntnisse manches Wichtige aus ihr zu ziehen glaubte.

Da mehrere um ihn standen, so will man genau bemerkt haben, daß er nach einem gewissen Theile mit einem bedauernden Lächeln hingesehn habe. Ach könnte Bärbchen Knix wieder aufleben, sie krazte ihm und Allen die um ihn standen, die Augen aus. So muß man keiner Jungfer mitspielen wollen.

Da uns unsere Augen überhaupt lieb sind, so ziehen wir einen Vorhang darüber, und beschließen hiemit, das Kapittel von den alten Jungfern.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Siede, Johann Christian, 1765-1806

Gemälde der physischen Menschen oder die Geheimnisse der Mannbarkeit, Geschlechts-Triebes und des Ehebettes

Bd.: 4

Berlin 1794 - 1798

Res/Anthr. 129 n-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10913382-0
VD18 11312793-005